

Sabine Bode

SPIEGEL
Bestseller

Kriegsenkel

Die Erben der vergessenen Generation



Klett-Cotta

SABINE BODE
KRIEGSENKEL

Die Kinder der Kriegskinder melden sich zu Wort

Die Kriegsvergangenheit zeigt auch heute noch in vielen Familien Spuren, bis in die zweite und dritte Generation hinein. Ein Buch, das den »Kriegsenkeln« hilft, ihre Eltern und sich selbst besser zu verstehen.

»Die Kriegsenkel sind die heute 35- bis 50-jährigen Kinder der »Kriegskinder«. Sabine Bode verdeutlicht anschaulich die weitreichenden transgenerationalen Auswirkungen auf ihre Erziehung und Entwicklung und sogar auf ihre gegenwärtigen Beziehungen.« *Hartmut Radebold*

»Sabine Bode beschreibt, wie die Schrecken des Zweiten Weltkriegs bis heute in vielen Familien fortwirken.« *Andreas Fasel, Welt am Sonntag*

WWW.KLETT-COTTA.DE
ISBN 978-3-608-94808-0



9 783608 948080

€ 9,95 (D) € 10,30 (A)

Als Friedenskinder sind sie in den Zeiten des Wohlstandes aufgewachsen. Es hat ihnen an nichts gefehlt. Oder doch?

Die Generation der zwischen 1960 und 1975 Geborenen hat mehr Fragen als Antworten: Wieso haben viele das Gefühl, nicht genau zu wissen, wer sie sind und wohin sie wollen? Wo liegen die Ursachen für diese diffuse Angst vor der Zukunft? Weshalb bleiben so viele von ihnen kinderlos?

Noch ist es für sie ein völlig neuer Gedanke, sich vorzustellen, ihre tiefsitzende Verunsicherung könnte von den Eltern stammen, die ihre Kriegserlebnisse nicht verarbeitet haben. Ist es möglich, dass eine Zeit, die über 60 Jahre zurückliegt, so stark in ihre Leben als nachgeborene Kinder hineinwirkt?

Sabine Bode

KRIEGS ENKEL

**Die Erben der
vergessenen
Generation**



Klett-Cotta

Für Ronja

Über die Autorin:

Sabine Bode, geboren 1947, war Redakteurin beim Kölner Stadt-Anzeiger. Seit 1977 lebt sie als freie Journalistin und Autorin in Köln und arbeitet überwiegend für die Kulturredaktion des Hörfunks von WDR und NDR.

Weitere Bücher: «Die deutsche Krankheit – German Angst», «Nachkriegskinder. Die 1950er Jahrgänge und ihre Soldatenväter» und «Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen».

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2009 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

unter Verwendung eines Fotos von © Papa Matz

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-94808-0

Dreizehnte Auflage, 2014

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Vorwort zur Neuausgabe	11
Vorwort und Dank	13

ERSTES KAPITEL

Gespenster aus der Vergangenheit	15
---	-----------

Familienweihnachten als Pflichtveranstaltung	17
Klagen über Eltern	18
Überdosis NS-Geschichte	19
Flüchtlingshintergrund	20
Kein Mut zur Familiengründung	22
Die Kriegsenkel melden sich zu Wort	24
Wie aus Tätern Opfer wurden	26
Woher kommt der «Nebel»?	28
Eine ostdeutsche Geschichte	31
Das Nachbeben	33

ZWEITES KAPITEL

Wem es zu gut geht, den bestraft das Leben	35
---	-----------

Ein Seminar für Kinder der Kriegskinder?	37
Sein Vater brauchte Dauerstress	38
Auf der Suche nach Vorbildern	40
Woher kam der neurotische Umgang mit Geld?	42
Kapitulation kurz vor dem Examen	45
Die Mutter gönnte ihm keine Geheimnisse	47
Das Massaker von Aussig an der Elbe	50
Grossvaters «verlorenes Paradies»	54
Ich muss keine Frau mehr retten	56

DRITTES KAPITEL

Die Burgfamilie	57
Freundliche und gut erzogene Töchter	59
Essstörungen	59
Zwei ungleiche Schwestern	61
Erfolgreiche Bogenschützin	62
Schulversagerinnen	63
Mama nahm alles hin	65
Diagnose Bulimie	67
Ich bin doch deine Tochter, Mama!	69

VIERTES KAPITEL

Der lange Weg zur eigenen Identität	71
Ein Fest mit Bergmannstradition	73
Frisch verliebt	74
Du weisst gar nicht, wie gut du es hast	76
Als sie ihren fröhlichen Vater verlor	77
Ein fürsorglicher Ehemann	79
Was ist emotionale Offenheit?	81
Ein neues Ziel: Abitur	83
Der jugendliche Sohn rastet aus	84
Der letzte Schritt in die Freiheit	86

FÜNFTES KAPITEL

Die Spätzünderin	89
Ein Dauerproblem	91
Unsere Beziehung ist grottenschlecht	92
Sie litt unter dem beruflichen Niveau	94
Erst Streit – dann drei Tage Schweigen	96
Tote Babys am Strassenrand	99
Verwandte von den Nazis ermordet	101

SECHSTES KAPITEL

Das Böse	103
Familienforschung im Fernsehen	105
Verletzte Integrität	105
Opa war doch ein Nazi	107
Vater und Sohn im Dauerstreit	108
«Nazis», «KZ» und «SS» – was ging mich das an?	110
Macht über den Vater	112
Lehrer in die Enge treiben	114
Tränen und Scheidung	115
Die Sache mit dem jüdischen Friedhof	116
Von Schandtaten wollte ich nichts hören	118
Genickschuss!	120
Ein einfacher Hilfsarbeiter	121
Amerika – meine Rettung	123
Eine neue Familie	124
Die grosse Trauer	126

SIEBTES KAPITEL

Sohn im Schatten	127
Marathon auf der Theaterbühne	129
Wenn Kinder eine leichte Beute sind	130
Vergewaltigungen	131
... aber meine Seele war gestorben	133
Tabu Königsberg	135
Die Fassade einer intakten Ehe	138
Todesursache unbekannt	139
Familie auf dem Prüfstand	141

ACHTES KAPITEL

Der Wehrlose	143
Ein vielseitiger Autor	145
Misstrauen und Missgunst	146
Ein Versöhnungskind?	149
Er war ein Einzelgänger	151

Hohe moralische Ansprüche	153
Die Konkurrenz der Kranken	155
Eine unstillbare Sehnsucht nach Trost	156

NEUNTES KAPITEL

Leben lernen	159
Ein empörter Brief.....	161
Mutter war furchtbar verklemmt	163
Eine übergrosse Bescheidenheit.....	165
Balkone wie Schiessscharten.....	167
Sich mit Geld betäuben	169
Wie sich Schatten verflüchtigen.....	170

ZEHNTES KAPITEL

Kinderladen-Kinder	173
Ein Rückblick auf 1968	175
Ungereimtheiten	178
Was läuft bei ihr schief?.....	180
Kinder, die alles dürfen	181
Der Wutanfall eines Zwergs.....	184
Adlig und antikapitalistisch.....	186
Die neuen Normen der WG.....	188
Eine Pubertät unter Beobachtung	190
Das Amerika-Desaster.....	191
Zwei Jahre ohne Kontakt zur Mutter.....	194
Ich habe meine Kindheit genossen	197
Zwei Wunder.....	201

ELFTES KAPITEL

Nebel im Kopf	203
Im Kinderbett kam die Angst	205
Zwangshandlungen	207
Neue Eltern braucht das Land!	209
Hinter dicken Mauern.....	210

Angst vor dem Atomkrieg	212
Schneller, die Russen kommen	214
Auch der Vater schien zu pubertieren	216
Selbstverletzungen einer Jugendlichen	217
Gewaltrausch während einer Therapiestunde	218
Folgenreiches Schwarz-Weiss-Muster	220
Die Kriegsängste der Mutter geträumt	222

ZWÖLFTES KAPITEL

Grenzen ziehen	225
Ein später Vater	227
Familienklima: «Eine stillstehende graue Sauce»	228
Aufwachsen ohne eigenes Zimmer	229
Meditation mit grauweißen Fliesen	230
Ein bisschen Punk	232
Der Fernseher bleibt an	233
Ich bin doch ihr Sohn!	234
Vorsicht – heiße Herdplatte!	236
Eine Tochter auf Distanz	237
Der Vater war noch im Krieg	239
Vorurteile gegenüber Polen und Russen	240
Alles, was schön und gut ist, wird zerstört	242
Ähnlichkeiten mit der eigenen Mutter	244
Des lieben Gottes Lieblingskind	246
Kein Kontakt mehr zu den Eltern	247
Eine typische Suchtfamilie	248
Sie wollte die Mutter retten	250
Als Säuglinge dressiert wurden	251
Das brüllende Kind	253
Der Unfall	255

DREIZEHNTES KAPITEL

Als die Hochzeit abgesagt wurde	257
Ein beharrliches Paar	259
Sie könnten Geschwister sein	261

Ich bin stolz auf meine Eltern	263
Neubeginn im Rheinland	265
Der Abstieg einer Familie	267
Der Vater mied jede Prüfung	269
Früh geheiratet, schnell geschieden	271
Ankommen ist gefährlich!.....	272
Ein tiefes Gefühl von Verlorenheit	274
Grossmutter schrieb im Luftschutzkeller	275
Was bedeutet das Schweigen in der Familie?	277
Forschungsprojekte nach dem 11. September 2001	278
Die Tochter durfte nicht studieren	280
Eltern im Dauerstreit.....	282
Führen Sie das Leben Ihrer Mutter?.....	283
Das Ultimatum	285
Schuldgefühle aushalten	286

VIERZEHNTE KAPITEL

Die Perspektive eines Kriegskindes	289
Mutter-Sohn-Beziehung.....	291
Ungewöhnliche Rollenverteilung.....	292
Ihr unverarbeitetes Trauma belastete den Sohn.....	294
Die Wahrnehmung des Anderen anerkennen	295
Traumabehandlung mit 15 Jahren Verspätung.....	296
Ungute Fürsorge.....	298
Bücher zum Thema.....	300

Vorwort zur Neuauflage

Als dieses Buch 2009 erschien, war «Kriegsenkel» noch ein unbekannter Begriff. Er stammt aus den Reihen der Kinder der Kriegskinder; sie haben sich den Namen selbst gegeben. Dahinter stand der Wunsch, bislang unbeachteten Gemeinsamkeiten ihrer Generation eine Überschrift zu geben. Sich als Kriegsenkel zu definieren, sprach sich herum. Netzwerke entstanden und verbreiteten die Erkenntnis, dass sich die Spuren kollektiver Katastrophen nur gemeinschaftlich entdecken lassen. Erst im Austausch in einer Gruppe werden kollektive Muster sichtbar. Von den Medien wurden die Kriegsenkel, überwiegend die sechziger und siebziger Jahrgänge, bislang wenig beachtet, im Fernsehen überhaupt nicht. Im Internet allerdings zeigt sich, wie das Bedürfnis, sich mit der eigenen Familiengeschichte im Kontext mit der unheilvollen deutschen Vergangenheit auseinanderzusetzen, stetig wächst.

Immer wieder werde ich seit Erscheinen von «Die vergessene Generation» und «Kriegsenkel» gefragt, ob dann, wenn bei den Nachkommen das Verständnis für die schwere Kindheit ihrer Eltern wachse, die Beziehungen zwischen den Generationen heilen könnten. Ja, das ist möglich, aber es geschieht eher selten. Heilung würde voraussetzen, dass beide Seiten, die erwachsenen Kinder und die älter werdenden Eltern, gemeinsam in einen intensiven Prozess einsteigen. Ohne Anleitung und ohne Selbsterfahrung gelingt das wohl nur in Ausnahmefällen. Ich höre davon gelegentlich und es freut mich sehr. Was ich aber relativ häufig höre – und das scheint mir die tragfähige gute Nachricht zu sein –, ist, dass bei vielen Kindern und Eltern das Gespräch über die Familienvergangenheit nach anfänglichen Irritationen mehr Nähe und ein bisschen mehr Frieden

gebracht hat. Am Ende eines solchen Prozesses stand nicht selten eine gemeinsame Reise nach Ostpreussen oder Polen, zum Geburtsort der Eltern.

Bis vor kurzem – und das zeigt sich in diesem Buch – konzentrierte sich bei den Kriegsenkeln das Interesse auf die eigenen Eltern. Weitgehend ausgeblendet wurde jener Teil deutscher Vergangenheit, der die Frage aufkommen lässt, ob die eigenen Grosseltern sich womöglich als Profiteure oder Täter in Schuld verstrickten. Der ZDF-Dreiteiler «Unsere Mütter, unsere Väter» machte deutlich, in welchem Ausmass in der NS-Zeit Menschen für ihre schlechtesten Seiten belohnt wurden, und wie selbstverständlich junge Leute als Folge der Nazipropaganda Verrat an Verfolgten begingen. Dieses Fernsehereignis hat in den Jahrgängen der Kriegsenkel für Unruhe gesorgt, weil ihnen klar wurde, wie wichtig es für die heutigen Familienbeziehungen ist, sich auch den Fragen nach Schuld zu stellen. Das Verleugnen war oft genug die Ursache für das Entstehen von Familienlegenden: Es durfte kein Schatten auf den guten Namen fallen.

Häufig haben die Kriegskinder ihre Eltern geschützt, viele tun es bis heute. Sie mögen es nicht, wenn sie dazu von ihren eigenen Kindern ausgefragt werden. Das ist verständlich. Aber wenn sie, die sich nichts so sehr wünschen wie Frieden auf der Welt, noch etwas zum Familienfrieden beitragen möchten, dann wäre es jetzt an der Zeit über ihren Schatten zu springen und zu sagen, was sie wissen. Wer soll nach ihnen noch Auskunft geben?

Im August 2013

Sabine Bode

Vorwort und Dank

Als ich «Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen» schrieb, wünschte ich mir, das Buch würde Angehörige der Kriegskinder-Jahrgänge miteinander ins Gespräch bringen – was dann auch geschah. Womit ich nicht gerechnet hatte, war die grosse Resonanz der Kinder jener «vergessenen Generation», also die Kinder der Kriegskinder, im Wesentlichen Angehörige der 1960er Jahrgänge. Sie sagten, die Lektüre habe ihnen zu mehr Verständnis für ihre Eltern verholfen. Darüber hinaus signalisierten fast alle Kriegsenkel grosse Probleme mit Mutter oder Vater. Dabei waren die Töchter und Söhne schon zwischen 40 und 50 Jahre alt. Sie befanden sich also in einem Lebensabschnitt, in dem Menschen üblicherweise die Ablösung von ihren Eltern schon geraume Zeit hinter sich haben. Die im vorliegenden Buch wiedergegebenen Klagen über Mutter und Vater sind keine Schuldzuweisungen. Schon gar nicht handelt es sich eine pauschale Anklage gegen *die* Kriegskinder.

Gleichfalls berichteten viele Kriegsenkel von einem verunsicherten Lebensgefühl, von unauflösbaren Ängsten und Blockaden. Hatte man sich bis dahin als Generation ohne Eigenschaften gesehen, verblüffte und erleichterte die Kinder der Kriegskinder der Gedanke, offenbar doch generationsspezifische Probleme zu haben. Sie zogen daraus den Schluss, es könne sich lohnen, einem Themenkomplex auf den Grund zu gehen, der in der eigenen Altersgruppe auffällig oft anzutreffen ist.

Am Zustandekommen des vorliegenden Buches haben viele Menschen massgeblich mitgewirkt, vor allem jene, die darin zahlreich zu Wort kommen – die Kriegsenkel selbst. Für ihre

Bereitschaft und Offenheit danke ich ihnen sehr, denn ihre Erfahrungen, Einsichten und Bekenntnisse halfen mir, etwas zunächst schwer Fassbares zu begreifen. In ihnen sehe ich die Pionierinnen und Pioniere, die sich aufgemacht haben, die Spuren der deutschen Vergangenheit in ihrer Familiengeschichte und in ihrem eigenen Verhalten oder Vermeiden zu erforschen. Indem sie über ihre Lebenswege und Hemmnisse berichteten, tragen sie dazu bei, über ein noch wenig bekanntes gesellschaftliches Thema aufzuklären. Ihre Geschichten wurden anonymisiert und ihre geänderten Namen mit einem * gekennzeichnet.

Mit diesem Buch möchte ich die Kinder der Kriegskinder einladen, sich in ihren Jahrgängen unbefangener als bislang üblich über Spätfolgen von Krieg und NS-Zeit auszutauschen. Neugier ist eine gute Voraussetzung für ein zunächst beklemmendes, später dann spannendes und in der Konsequenz Erleichterung bringendes Thema. Ich möchte die Kriegsenkel ermutigen, ihre Familiengespenster endlich aus ihrem Schatten herauszulocken, damit diese keine Verwirrung mehr stiften können.

Köln, im Januar 2009

Sabine Bode

Erstes Kapitel

**GESPENSTER
AUS DER
VERGANGENHEIT**

Familienweihnachten als Pflichtveranstaltung

Wie kommen die Kriegskinder und die Friedenskinder miteinander aus? Wie funktionieren die Beziehungen zwischen Generationen, die auf zwei völlig unterschiedlichen Planeten aufgewachsen sind? Wenn Eltern über die verheerenden Erlebnisse ihrer Kindheit in einer Weise redeten, als hätte ihnen das alles nichts ausgemacht («Das war für uns normal»), wenn sie ihre frühen Erschütterungen und Prägungen nicht wahrnahmen, konnte das folgenlos für die nächste Generation bleiben?

Mitte der 1990er Jahre hatte ich begonnen, der Frage nachzugehen: Wie geht es eigentlich den deutschen Kriegskindern heute? Meine Recherchen bezogen sich nicht nur auf die entsprechenden Jahrgänge von 1930-1945, sondern ich wurde genauso hellhörig, wenn mir damals jemand aus der Generation der 30 bis 40-jährigen von schlechten Beziehungen zu Mutter und Vater erzählte. Dabei tauchte wortgleich immer wieder auf: «Meine Eltern wissen gar nicht, wer ich bin.» Es stellte sich heraus, dass die Kinder eine weit bessere Ausbildung als ihre Eltern erhalten hatten und sozial aufgestiegen waren. Doch ein einleuchtender Grund für schlechte Beziehungen ist das nicht. Wenn Ältere und Jüngere nichts mehr miteinander anfangen können, wenn das Familienweihnachten für die erwachsenen Kinder eine reine Pflichtveranstaltung ist, wo nur über Banales geredet wird, wenn keiner mehr dem anderen zuhören mag, dann kann das nicht allein an einer kulturellen Entfremdung liegen.

Klagen über Eltern

Die meisten Klagen, die ich über Eltern hörte, bezogen sich auf unbegreifliches Verhalten, verbohrtete Sichtweisen, auf ein extremes Sicherheitsbedürfnis und ein gänzliches Desinteresse an irgendeinem neuen Thema. In dieser Weise äusserte sich eine Werbefachfrau, die ich aus der Nachbarschaft kannte. Sie stand noch unter dem Eindruck eines spannungsreichen Besuchs bei ihren Eltern. Einzelheiten teilte sie mir nicht mit. Stattdessen fing sie an, deren Wohnzimmer zu beschreiben: Holzmöbel in der Optik «deutsche Eiche», eine barocke Polstergarnitur, geraffte Stores, an der Wand eine Zigeunerin sowie ein Puzzle aus 4'000 Teilen und auf dem Tisch ein Weinflaschenständer mit eisernem Blattwerk. «Keine Vase gefällt mir, kein Bild, kein Kissen», sagte die Tochter, und es klang wie eine Beschwerde. «Nichts von der Einrichtung würde ich haben wollen. Kein einziges Buch würde mich interessieren, mal abgesehen vom ADAC Auto-Atlas.» Als ich fragte, ob es denn in ihrer eigenen Wohnung etwas gäbe, das ihren Eltern gefiele, stutzte sie und dachte nach. Dann schüttelte sie den Kopf. «Nichts. Nicht einmal meine teure Espressomaschine.»

Einige Tage später rief mich die Werbefachfrau an und teilte mir mit, sie habe mit zwei gleichaltrigen Kolleginnen darüber gesprochen. Die hätten nur gelacht über den «clash of culture». Obwohl man sich in völlig unterschiedlichen Welten aufhielt, war in ihren Familien das Verhältnis zwischen den Generationen entspannt. Dass Mutter und Vater sich mit den Grundgedanken der Werbung vertraut machten, wurde nicht erwartet. Geredet wurde über Enkelkinder, Verwandtschaft, Reisen und Kochrezepte, das ergab Gesprächsstoff genug. Beide Kolleginnen hatten auf die Frage «Was würdet ihr aus dem Wohnzimmer eurer Eltern gern mitnehmen?» spontan geantwortet: «Die Fotoalben von früher.» Meine Nachbarin erzählte mir, wie sehr sie das überrascht habe, denn ihre Eltern besäßen kaum Bilder aus ihrer Kindheit.

Durch Nachfragen erfuhr ich, ihr Vater habe als Fünfjähriger die Zerstörung Kassels erlebt, und ihre Mutter sei als Kleinkind mit ihrer Familie aus Ostpreussen geflohen. Als ich einwarf: «Vielleicht sind Ihre Eltern deshalb so wie sie sind, weil sie als Kinder Schreckliches erlebt haben», herrschte eine Weile Schweigen in der Leitung. Dann kam der Satz, den ich schon von so vielen Kriegsenkeln gehört hatte: «Darüber habe ich noch nie in meinem Leben nachgedacht.»

Überdosis NS-Geschichte

Im Unterschied zu den 1950er Jahrgängen haben Menschen, die ein Jahrzehnt später geboren wurden, einen weit geringeren Bezug zur Vergangenheit. Für sie ist kaum vorstellbar, dass die unheilvolle deutsche Geschichte auch noch in ihr heutiges Leben hineinwirken kann. Dafür gibt es drei Gründe: der zeitliche Abstand, das weit verbreitete Schweigen in den Familien und eine Aversion gegenüber NS-Themen, weil man während der Schulzeit eine Überdosis eingetrichtert bekommen hatte. Alles nachvollziehbare Gründe, die letztlich zu einem Defizit führten. Dass es Nachteile haben kann, wenn geschichtliches Denken in der persönlichen Entwicklung negiert wird, dafür fand Cicero vor über 2'000 Jahren klare Worte: «Nicht zu wissen, was vor der eigenen Geburt geschehen ist, heisst, immer ein Kind zu bleiben.»

Wir sprechen bei den Kriegsenkeln von einer Altersgruppe, die zu grossen Teilen der «Generation Golf» (1965-1975 geboren) zugerechnet wird. Buchautor Florian Illies, der den Begriff erfand, hat sich und seine Altersgenossen selbstironisch beschrieben: Die Generation Golf sei durch und durch konsumorientiert und vor allem von den achtziger Jahren geprägt, «das langweiligste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts». Im Rückblick auf seine Kindheit hat Illies im Klappentext des Buches einen

bemerkenswerten Satz formuliert: «Noch ahnte man nicht, dass man einer Generation angehörte, für die sich leider das ganze Leben, selbst an Montagen, anfühlte wie die träge Bewegungslosigkeit eines Sonntagnachmittags.»

Ich möchte hinzufügen: Noch ahnte man in der Generation Golf nicht, dass mit Globalisierung, Finanzkrise und Arbeitslosigkeit ganz andere Themen als Konsum auftauchen würden. Noch ahnte man nicht, dass man der ersten Nachkriegsgeneration angehörte, der im Unterschied zu Eltern und Grosseltern kein behaglicher Ruhestand vergönnt sein würde, weil eben diese sich der öffentlichen Kassen gedankenlos bedient und ihren Nachkommen einen gigantischen Schuldenberg hinterlassen hatten. Noch ahnte man nicht, dass man zu gehemmt sein würde, um die Älteren mit ihrer Masslosigkeit und ihrem Desinteresse an gesellschaftlicher Zukunftsgestaltung zu konfrontieren. Noch ahnte man nicht, dass die sechziger und siebziger Jahrgänge massgeblich an einem folgenreichen gesellschaftlichen Phänomen beteiligt sein würden – der Kinderlosigkeit.

Flüchtlingshintergrund

Mein Buch «Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen» stiess bei den Kindern jener «vergessenen Generation», also den Kindern der Kriegskinder – vor allem Angehörige der 1960er Jahrgänge – auf grosse Resonanz. Wie in der Leserpost, aber auch auf Veranstaltungen zum Thema deutlich wurde, stammten ihre Eltern, Angehörige der dreissiger und vierziger Jahrgänge, überwiegend aus Flüchtlingsfamilien. Die Kriegsenkel machten mir gegenüber deutlich, wie stark Mutter und Vater, ehemalige Flüchtlingskinder, durch Vertreibung und durch den Neubeginn in einer grösstenteils feindseligen Umgebung Zeit ihres Lebens belastet blieben. Ich erfuhr von einem extremen Misstrauen, und dass sie nicht aufhörten,

sich über die Zukunft existentielle Sorgen zu machen, auch dann, wenn sie ein gutes Auskommen hatten und gegen jedes Missgeschick versichert waren. Die Familiengeschichten bestätigten den wissenschaftlichen Befund von Andreas Kossert in seinem Buch «Kalte Heimat» mit gelebtem Leben: Das Bild von der rundum geglückten Integration der Vertriebenen nach 1945 ist ein Mythos.¹ An den Spätfolgen haben nicht selten auch die Nachkommen jener 14 Millionen Deutsche zu tragen, die nach Kriegsende ohne Heimat waren.

Auffallend oft hörte ich Kinder der Kriegskinder über sich sagen, ihnen fehle der feste Boden unter den Füßen. Dabei waren sie als Friedenskinder in den besten aller Zeiten aufgewachsen. Zumindest in Westdeutschland hatte es ihnen an nichts gefehlt. Oder doch? Es war für die meisten ein völlig neuer Gedanke, sich vorzustellen, ihr verunsichertes Lebensgefühl könnte von Eltern stammen, die sich nicht von ihren Kriegserlebnissen erholt hatten. War es möglich, dass eine Zeit, die nun schon über 60 Jahre zurücklag, so stark in ihr Leben als Nachgeborene hineinwirkte? Und wenn ja, warum wussten sie nichts davon?

Sie konnten sich nicht mit dem Bild identifizieren, das in den Medien über die Generation 40 plus und die «Baby-Boomer» verbreitet wird. So ermittelte eine im Jahr 2008 von der Wochenzeitschrift «Stern» in Auftrag gegebene Forsa-Umfrage «eine zufriedene Generation». In der Illustrierten wurde ausdrücklich darauf hingewiesen: «Jeder zweite sagt sogar: So gut ging es mir noch nie».² Für diejenigen, die sich bei mir melden, galt das keineswegs.

Kein Mut zur Familiengründung

Eine Frau schrieb mir: «Ich bin 40 Jahre alt und frage mich schon lange, warum ich so verunsichert durch die Welt laufe. Ich habe eine gute Ausbildung, traue mir aber nichts zu. Wenn ich mich bewerben soll, bekomme ich Panik.» Ein Mann gleichen Alters teilte mit, er sei zwar beruflich äusserst erfolgreich und auch risikobereit, habe aber nicht den Mut zur Familiengründung – seine beiden Geschwister auch nicht. Für seine Eltern werde es wohl keine Enkel geben. In beiden Fällen wurden die Kindheiten der Eltern skizziert. Sie deckten sich im Wesentlichen mit den Geschichten in meinem Kriegskinderbuch.

Zunehmend melden sich heute Kriegsenkel zu Wort. In dem Theaterstück «Risiken und Nebenwirkungen» von Klaus Fehling, Jahrgang 1969, fand ich die Beziehung eines Kriegsenkels zu seiner Kriegskind-Mutter thematisiert. Tochter Sigrid kam nicht zu einem eigenen Leben, denn sie liess sich von ihrer 70-jährigen Mutter Anni geradezu aussaugen. Als die Tochter sagte: «Sorgen macht sich Anni gern, aber immer nur um sich selbst», kam aus dem Publikum ein zustimmendes Lachen. Hier sassen überwiegend die Kriegsenkel. Wie ich nach der Vorstellung im Osnabrücker Emma-Theater von den Schauspielerinnen erfuhr, handelt es sich um ein Stück mit hohem Wiedererkennungswert. Mutter Anni sorgt sich nicht um andere, sie eignet sich, wie ihre Tochter weiss, nur deren Missgeschicke an.

Sigrid:

Mir hat einer mein Handy geklaut.

So ein Rudel Rumänenkinder.

Im Café. Vom Tisch im Vorbeigehen.

Die können echt schnell laufen.

Sie ist fünf Tage nicht vor die Tür gegangen,
nachdem ich ihr davon erzählt hatte.

Und natürlich kein Auge zu. Wie immer.

Literaten entwickeln häufig ein Gespür für unverarbeitete kollektive Katastrophen und ihren Niederschlag in den nachfolgenden Generationen. Dass schwere Schuld an die Nachkommen weitergegeben wird, davon kann man in der Bibel lesen. Auf Grund der Ergebnisse der Traumaforschung und der Holocaustforschung wird der Generationentransfer in der Fachwelt nicht länger bestritten. Von einem «Trauma» wird bei den Nachkommen nicht mehr gesprochen, allenfalls von einem «sekundären Trauma», wohl aber von «Menschen mit Bindungsstörungen», oder abgeschwächt von solchen, die, wie es in der Fachliteratur heisst, «unsicher gebunden sind.» Der Hintergrund: Eltern konnten ihren Kindern in den frühen und damit entscheidenden Jahren nicht ausreichend Halt geben und nur wenig Vertrauen ins Leben vermitteln.

Es gab eine Zeit, in der nicht nur Eltern sondern auch Ärzte glaubten, kleine Kinder seien äusserst robust, fast schmerzempfindlich, und sie würden selbst von den grössten Schrecken ringsherum nichts mitbekommen. Als Beweis wurde stets der «selige Schlaf» der Kleinen angeführt. Man war davon überzeugt, sie besäßen noch keinerlei Antennen für die Gemütsverfassung der sie umgebenden Erwachsenen, und lobte die beruhigende Wirkung von Babys in Zeiten des Schreckens.

Das Gegenteil ist richtig. Kinder sind äusserst feinfühlig. Sie spüren selbst jenes Grauen, das ihre Eltern tief in sich vergraben und deshalb nicht mehr in ihrem Bewusstsein haben.

Der Bindungsforscher und Kinder- und Jugendpsychiater Karl Heinz Brisch macht deutlich: «Klassischerweise werden eigene, unverarbeitete Erlebnisse der Eltern in der Interaktion mit dem Säugling wieder lebendig – geradezu wie Gespenster aus der Vergangenheit.»³

Waren Mutter und Vater in ihrem eigenen Lebensgefühl und in ihrer Identität verunsichert, konnten sie ihren Kindern wenig Orientierung geben. Die Kriegsenkel berichteten mir von relativ normalen Familienverhältnissen. Ihre Eltern waren

keine Unmenschen gewesen. Es wurde nur übereinstimmend gesagt: «Ich kann meine Eltern emotional nicht erreichen.»

I

Die Kriegsenkel melden sich zu Wort

Hier und da wird in den Medien über «Kinder der Kriegskinder» berichtet. Man weiss noch wenig. Man tastet sich vor. Auch in der Forschung wächst das Interesse am Thema; entsprechende Untersuchungsergebnisse werden nicht mehr lange auf sich warten lassen. Bei meinen Gesprächen mit Kriegsenkeln über sechs Jahre faszinierte mich, wie sich in ihren Darstellungen Familiengeschichte mit Zeitgeschichte verknüpfte – vor allem mit deutscher Nachkriegsgeschichte bis hin zur Gegenwart. Anfangs ging ich von einem Buchprojekt aus, in dem nicht mehr als zehn Menschen zu Wort kommen würden. Während meiner Arbeit am Manuskript zeigte sich aber, dass die von mir gewünschte Überschaubarkeit der Komplexität und der Vielfalt nicht gerecht geworden wäre, die ich bei meinen Begegnungen mit den Kindern der Kriegskinder vorgefunden habe.

Ich habe schliesslich 18 Geschichten ausgewählt, die sich gegenseitig kommentieren und ergänzen. Sie machen deutlich: *Den* Kriegsenkel gibt es nicht, genauso wenig wie *das* Kriegskind. Gerade die Verschiedenartigkeit der Erfahrungen neben den unübersehbaren Übereinstimmungen verstärkt meiner Meinung nach die Glaubwürdigkeit der Aussagen. In vielen Fällen brachte die Spurensuche in der eigenen Familiengeschichte verblüffende Ergebnisse. Überwiegend werden Schwierigkeiten und Unverständnis zwischen den Generationen geschildert. Damit möchte ich nicht behaupten, die Beziehungen zwischen den Kriegskindern und den Kriegsenkeln seien grundsätzlich spannungsreich. Aber mit Sachbüchern verhält es sich genauso wie mit Romanen und Filmdrehbüchern: Es macht keinen Sinn, über gesunde Familien zu schreiben. Mein Anliegen ist es, auf

die Spätfolgen von NS-Zeit und Krieg in vielen deutschen Familien aufmerksam zu machen.

Aber was mache ich hier? Erfinde ich gerade ein gesellschaftliches Thema, das in Wahrheit nur wenige Einzelfälle betrifft? Richtig ist, ich kenne keine Prozentzahlen – sie wären aus der Luft gegriffen. Richtig ist aber auch: Es gab eine Zeit in Deutschland, die erst vor wenigen Jahren zu Ende ging, in der nicht einmal die Angehörigen der Kriegskinderjahrgänge – in etwa von 1930 bis 1945 – der Meinung waren, sie als Generation hätten ein besonderes Schicksal. Der Satz «Ich bin ein Kriegskind» fiel selten, und noch seltener sprach ihn jemand völlig unbefangen aus. Das wirklich Neue an der Thematik «Kriegskinder» sind *nicht* die Schrecken des Krieges. Es ist bekannt, dass Kinder, Alte und Kranke am stärksten unter kollektiver Gewalt leiden. Das Neue ist: Hier handelt es sich um eine grosse Gruppe von Menschen, die in der Kindheit verheerende Erfahrungen machte, aber über Jahrzehnte in der Mehrzahl *eben nicht* das Gefühl hatte, etwas besonders Schlimmes erlebt zu haben. Denn es fehlte ihnen der emotionale Zugang zu diesen Erfahrungen und damit auch der Zugang zu den wichtigsten Prägungen.

Die folgende Aussage stammt von einem 70-jährigen Mann, der bis vor 10 Jahren mit kaum zu steuernden Spannungen und Ängsten durchs Leben lief – ohne zu wissen, woher sie kamen. Er sagte: «Das Schlimme ist, dass man nicht weiss, dass man kriegstraumatisiert ist. Als Kind weiss man das nicht. Auch später hat niemand darüber geredet. So hört der innere Schrecken nie auf – und man beschimpft sich als Erwachsener auch noch dafür.»

Seit den 1970er Jahren, vor allem seit die amerikanische Fernsehserie «Holocaust» gesendet worden war, galt das Thema «Die Deutschen als Opfer» als kulturell nicht mehr erwünscht. In den Medien, an den Schulen, in der Forschung ging es fast ausschliesslich um die Fakten und Hintergründe von Hitlerdeutschland, um die Opfer der NS-Verbrechen. Vor diesem

Paradigmenwechsel hatten die Deutschen sehr wohl unüberhörbar darüber geklagt, wie sehr sie im Krieg, in der Gefangenschaft, während der Nachkriegsarmut gelitten hatten.

Wie aus Tätern Opfer wurden

Auf diese Weise ging auch die Umetikettierung der Täter zu vermeintlichen Opfern vor sich. Der Psychotherapeut Jürgen Müller-Hohagen, 1946 geboren, beschreibt, wie sich Väter und Mütter, die sich während der NS-Zeit schuldig gemacht hatten, eine überaus haltbare Loyalität von Seiten ihrer Kinder sicherten: «Es waren ja unsere geliebten Eltern, die uns so entgegentraten, die uns auf den Schoss nahmen und dann vom Krieg erzählten oder beim Zubettbringen oder beim Essen, beim Spielen, bei Familienfeiern ...»*

Die Not und die totalen Verluste der Heimatvertriebenen waren im Westen des geteilten Landes ein unüberhörbares öffentliches Thema (im Osten dagegen überhaupt nicht). Doch es klagten diejenigen, die im Krieg bereits erwachsen gewesen waren – nicht aber deren Kinder. Ihnen wurde bedeutet: «Vergiss alles. Sei froh, dass du lebst. Schau nach vorn». Daran hat sich die vergessene Generation gehalten. Den meisten Kriegskindern gelang es, vor allem auch durch unermüdliches Arbeiten, ihre Schreckenserinnerungen auf Abstand zu halten. Das bedeutete aber nicht zwangsläufig ein unbelastetes Seelenleben.

Erst seit wenigen Jahren ist «Kriegskinder» eine Generationsbezeichnung. Ihr Schicksal wurde im Jahr 2005 bei dem ersten grossen Kriegskinderkongress in Frankfurt öffentliches Thema, und es wurde sichtbar: Natürlich haben frühe Begegnungen mit kollektiver Gewalt Folgen, auch wenn die Betroffenen im späteren Leben nicht spüren, wodurch sie untergründig gesteuert werden. Keine Frage, die Kriegserlebnisse sind sehr unterschiedlich gewesen, und unterschiedlich stark waren die

Folgen der frühen Verlust- und Gewalterfahrungen. Wie hoch mag der Anteil derer sein, die Schlimmes erlebten, und derer, die Glück gehabt hatten? Seit diesem Kongress haben sich die Experten weitgehend zu der Einschätzung durchgerungen, eine Hälfte habe eine normale Kindheit gehabt und die andere Hälfte nicht. Weiter heisst es: 25 Prozent erlebten kurzfristig oder einmalig ein Trauma, weitere 25 Prozent waren anhaltenden und mehrfachen traumatisierenden Erfahrungen ausgesetzt. Es wird vermutet, dass die letztere Gruppe unter Spätfolgen litt oder immer noch leidet. Von den Angehörigen der Jahrgänge 1930-1945 leben heute noch 16 Millionen Menschen.

Michael Ermann, der mit seiner Forschungsgruppe an der Universität München die Spätfolgen deutscher Kriegskindheiten untersuchte, geht davon aus, «dass der Weltkrieg und die NS-Zeit ihre Spuren wohl weniger in einer offensichtlichen Labilität, Einschränkung der Lebensbewältigung oder gar klinischen Symptomen hinterlassen haben, sondern dass sie sich eher als Leerstellen ins Identitätsgefühl» eingegraben haben.

Tatsächlich scheint das Erinnerungstabu in den Familien und in der Nachkriegsgesellschaft bei Kriegsende zu einer Identität beigetragen zu haben, die mit vielen unklaren Ahnungen und offenen Fragen verbunden ist: Ahnungen und Fragen über die familiären Biografien, aber auch über sich selbst. Denn solange sie – also die Kriegskinder – «alles mit sich selbst» ausgemacht haben, gab es weder die Erfahrung, vom anderen erkannt und begriffen zu sein, noch die einer tieferen Verbundenheit. Ohne Erinnerungsarbeit gibt es kein Gefühl der Kontinuität des eigenen Lebens – ohne diese gibt es keine positive Identität.⁵

Wenn also selbst die grosse Gruppe der Kriegskinder über viele Jahrzehnte völlig ahnungslos bezüglich ihren eigenen Prägungen und ihren Verunsicherungen war, wie sollten deren Kinder,

die Kriegsenkel, auf die Idee kommen, sie könnten ein kollektives, belastendes Erbe mit sich herumtragen?

Das unterscheidet meiner Ansicht nach die 1960er Jahrgänge von den zehn oder 15 Jahre früher Geborenen: Deren Eltern hatten die Kriegszeit überwiegend als Erwachsene erlebt; sie hatten ihre Kinder nicht mit Klagen verschont. Auch wenn man sich als Nachkriegsgeborener entsprechend überlastet fühlte und irgendwann nichts mehr davon hören wollte, so wurde doch zumindest gespeichert: Die Eltern hatten Schlimmes erlebt.

Die hier vorgestellten Biografien erzählen überwiegend von Menschen, die in den 1960er Jahren geboren wurden und denen es erst relativ spät in ihrem Leben gelungen ist, sich von ihren Eltern abzunabeln, und von solchen, die noch heute darum kämpfen, sich nicht von Mutter oder Vater steuern zu lassen. Diese Kriegsenkel haben alle geistigen Voraussetzungen, um ein erfolgreiches Leben zu führen, doch bei der Mehrzahl vermittelt sich der Eindruck: Sie sind emotional blockiert, sie stehen privat oder beruflich auf der Bremse.

Woher kommt der «Nebel»?

In den meisten Familien hatten keine Dramen stattgefunden. Stattdessen war die Rede von «Nebel» und von «Unlebendigkeit». Ein 45-jähriger Sohn bezeichnete das Klima in seinem Elternhaus als eine «stillstehende graue Sauce.» Darüber möglichst anschaulich zu schreiben, fiel mir weit schwerer als die Arbeit an meinem Buch über das Leid der Kriegskinder. Für das Drama lassen sich leichter Worte finden als über das Fehlen des Dramas. Meine Aufgabe bestand darin, etwas völlig Unspektakuläres darzustellen, etwas Unsichtbares – ein Vakuum.

Es gab noch eine zweite Schwierigkeit. Mir fiel auf, wie oft ich mich von der Hemmung der meisten meiner Gesprächs-

partner anstecken liess, Negatives auf Seiten ihrer Eltern klar zu benennen. Kriegsenkel sind in ihrer Mehrzahl geprägt von einer aussergewöhnlichen Loyalität gegenüber Mutter und Vater, nicht selten eine Loyalität, der sie ihre eigene Weiterentwicklung und ihre Wünsche nach Unabhängigkeit unterordnen.

Bevor sich Kinder der Kriegskinder auf ein Gespräch für dieses Buch einliessen, hatte ich ihnen folgende Zusicherungen gemacht: Erstens würde ich ihre Geschichte anonymisieren, zweitens könnten sie im Manuskript Änderungen vornehmen, und drittens könnten sie zu diesem Zeitpunkt immer noch ihre Geschichte zurückziehen. Genauso war ich vorher mit meinen Interviewpartnern aus der Kriegskinder-Generation verfahren. Hier gab es einige wenige Änderungen, völlig unproblematisch. Von niemandem hörte ich, er habe Schwierigkeiten, seine Geschichte zu autorisieren. Mein Eindruck war: Allen tat es gut, endlich in ihrem Leid und in ihrer Lebensleistung wahrgenommen worden zu sein. Auch in den Kriegskinder-Interviews waren harte Sätze über Elternverhalten gefallen – neben sehr viel Verständnis, wie schwer sie es in jenen Zeiten gehabt hätten. Aber dass die Kriegskinder sich durch ihre Aussagen in einen grösseren oder gar unerträglichen Loyalitätskonflikt gebracht hätten, war auch dann nicht zu erkennen, wenn die Eltern noch lebten.

Auch bei den Kindern der Kriegskinder war unübersehbar, dass sie sich danach sehnten, endlich mit ihrem stillen Unglück, ihren Ängsten und ihren «inneren Landschaften mit Brandflecken», wie es eine Frau formulierte, wahrgenommen zu werden. Aber als der Text schwarz auf weiss vor ihnen lag, zeigte sich ein Hindernis: In ihrem Fall hatten ja nicht die Kriegserlebnisse ihnen Schaden zugefügt, sondern ihre Eltern. Als erwachsene Kinder schlecht über Mutter oder Vater zu reden, kam ihnen vor wie Verrat, und zwar auch dann, wenn ein Elternteil schon tot war. Das Gefühl sass in den tiefsten Tiefen. Es war ein Reflex, den viele Kriegsenkel nur zu überwinden ver-

mochten, indem sie in bewusster Anstrengung ihre Vernunft einsetzten.

Von klein auf hatten sie die Bedürftigkeit der Erwachsenen gespürt und versucht, es ihnen ‚leicht‘ zu machen und sie zu trösten. Damit war das Fürsorge-Prinzip zwischen Eltern und ihren Kindern auf den Kopf gestellt worden. Wenn sie nun als Erwachsene ihre Eltern um jeden Preis schonen wollten, setzte sich diese ungesunde Fürsorge fort. Eine meiner Gesprächspartnerinnen kam aus der Loyalitätsfalle nicht mehr heraus und zog ihre Geschichte – «aus Respekt und Liebe zu meiner alternden Mutter» – zurück.

In meinem Fall war es Mitgefühl für die Kriegskinder gewesen, das mich vor fünf Jahren veranlasst hatte, über sie ein Buch zu veröffentlichen. Nun standen sie nicht mehr an erster Stelle. Dennoch musste ich mir während der Arbeit an dem vorliegenden Buch immer wieder klar machen: Nicht die Kriegskinder sind die Hauptpersonen, sondern die Kriegsenkel – die Erben der vergessenen Generation. Ich schreibe über Menschen, denen die eigenen Eltern unwillentlich Schaden zufügten, und – was die Folgen bis heute so schwer erträglich macht – deren Eltern keine eigene Beteiligung am Unglück ihres Kindes sehen, bzw. die überhaupt kein Unglück wahrnehmen.

Sie werden in diesem Buch nicht beschuldigt, denn als Traumatisierte konnten sie ihr Handeln nicht richtig einschätzen. Aber sie werden auch nicht geschont. Denn Schonung würde bedeuten, das Schweigen in die nächste Generation weiter zu tragen, wo es erneut Verwirrung und unerklärliche Symptome verursachen könnte.

Wir hören von Familiengeschichten mit deutlichen Parallelen zwischen den Generationen: Die durch den Krieg belasteten Kinder wurden mit ihrem Leid allein gelassen, und auch viele Kriegsenkel erfuhren, dass ihre Ängste und inneren Nöte von den Eltern nicht ernst genommen wurden. Der Altersforscher und Psychoanalytiker Hartmut Radebold sagt über die

Beziehungen der Kriegskinder zu ihren Kindern: «Wahrscheinlich konnten diese Eltern nur wenig auf die psychischen Bedürfnisse ihrer Kinder eingehen und erwarteten, dass diese angesichts der eigenen bedrückenden Biografie mit ihren so durchschnittlichen Problemen und Konflikten in Kindheit und Pubertät selbständig zurechtkämen».⁶

Eine ostdeutsche Geschichte

Bis auf wenige Ausnahmen waren über viele Jahrzehnte nicht einmal Psychoanalytiker und Psychotherapeuten in der Lage, sich mit ihrem eigenen frühen Leid als Kriegskinder auseinanderzusetzen. Zehn Jahre nach dem Mauerfall trug der Ostberliner Analytiker Christoph Seidler im Rahmen einer Konferenz mit gleichfalls ostdeutschen Kollegen seine Erfahrungen und Überlegungen zum Thema «Kindheit während des Krieges» vor. Er kam zu dem Schluss, die Kriegskinder könnten vielleicht erst jetzt – nach der Wende und dem Aussterben der Elterngeneration – ihr Recht auf die Trauer um ihre beschädigte Kindheit wahrnehmen. Der Analytiker wurde daraufhin mit heftigem Widerspruch attackiert. Es kam fast zum Eklat. Seidler griff das Ereignis im Jahr 2002 in einem Vortrag auf und erzählte, was nach der Konferenz geschah: «Ich war zunächst entmutigt, verwirrt und auch etwas beschämt. Bereits am nächsten Vormittag rief mich ein befreundeter Kollege an, der sehr heftig gegen meine Auffassung argumentiert hatte. Er entschuldigte sich, es sei so schmerzlich, alles wieder aufzureissen, wo doch endlich Gras über die Sache gewachsen sei. Der Kollege gehört zum Jahrgang 1940 und ist ein Flüchtlingskind aus Königsberg.» Seidler fügte noch hinzu, diese unsachlichen und dabei schmerzhaften Kontroversen bemerke er immer wieder, wenn dieses Thema berührt werde, sei es privat oder öffentlich.⁷

Umso mehr interessierte mich, was Christoph Seidler in ei-

nem späteren Tagungsvortrag «Lange Schatten – Die Kinder der Kriegskinder kommen in die Psychoanalyse» über eine Patientin zu berichten wusste: Wera, 1963 geboren, war mit einem Mann verheiratet, der sie ständig betrog. Wera blieb bei ihm, der Kinder wegen, hatte aber mit ihm keine sexuelle Beziehung mehr. Der Höhepunkt der Demütigung war für sie erreicht, als die Familie in den Urlaub nach Ungarn fuhr: Da sass ihr Mann mit seiner Geliebten vorn, und sie, die Ehefrau, mit den Kindern hinten im Fond. Wera hatte mit 19 Jahren ihre Mutter, die an Krebs erkrankt war, verloren. Die Patientin sprach auch von einem dunklen Familiengeheimnis. Eine Tante hatte ihr gesagt, mit der Mutter der Mutter sei etwas ganz Schlimmes im Krieg passiert, vielleicht sogar mit der Mutter selbst. Was genau das Schlimme war, wollte die Tante nicht in Worte fassen, sondern meinte nur, das müsse Wera sich schon selber denken ...

In seinen anschliessenden Überlegungen folgert Christoph Seidler: «Es geht offenbar um die Vergewaltigungen der sowjetischen Soldaten bei Kriegsende – wohl das barbarischste, archaischste und demütigendste und schambetonteste aller Siegerrituale. Nach Kriegsende und insbesondere auf Grund der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft mussten diese Verbrechen aber total geleugnet werden. So arbeitete die Sowjet- und DDR-Nachkriegspropaganda den Schamgefühlen natürlich direkt in die Hand, so dass hier wohl die bestgehüteten Tabus lebens- und lustfeindlich implantiert wurden. Weras Verzicht auf Sexualität hat offenbar eine bedrückende und tabuisierte Vorgeschichte.»⁸

Angesichts der Komplexität von Familienidentitäten rechne ich mir wenig Erfolg aus bei meiner Suche nach Ost-Kriegsenkeln, denen es gelungen war, die Fäden von NS- und Kriegsgeschichte *und* die der DDR zu entwirren und entsprechende Spuren im eigenen Familiensystem zu benennen. Ich führte ein halbes Dutzend Interviews, aber die Familiengeschichten, die

dabei auftauchten, trugen zur Klärung meiner Fragestellung wenig bei. Manchmal zeigte sich auch, dass ich zu wenig über die DDR-Hintergründe wusste und daher zu Fehleinschätzungen kam. Wie auch immer: Ich bewegte mich fast ausschliesslich im Spekulativen und kam zu keinem Ergebnis, das ich guten Gewissens als seriös hätte einstufen können.

Das Nachbeben

Es gibt in Deutschland keine Familie, an der der Krieg und die NS-Zeit spurlos vorbeigegangen sind. Der grösste Teil der Bevölkerung will das auf sich beruhen lassen. Man sagt: Wir wollen an die alten Familiengeschichten nicht mehr denken und was damals in Deutschland geschah, ist uns ja nun hinreichend bekannt. In der Schule mussten wir uns bis zum Überdross damit befassen. Es fehlt nicht an Fakten.

Mag sein. Was aber sicher fehlt, ist ein Verständnis für die *Auswirkungen* dieser Vergangenheit. Was bedeutet diese Erbschaft für unsere persönliche Identität, für unsere Familienidentität und letztlich auch für unsere gesellschaftliche Identität? Was bedeutet es, in der Schule mit Leichenbergen in KZs konfrontiert worden zu sein, und wie lebte es sich mit der ständigen Bedrohung durch einen Atomkrieg? Auch in anderen Ländern wurde diese Angst empfunden, aber nirgendwo anders war sie so ausgeprägt und, wie wir heute noch besser wissen als damals, so berechtigt. Das ist der Hintergrund, der erklärt, warum ein Jugendbuch – «Die letzten Kinder von Schewenborn» von Gudrun Pausewang –, das im Detail einen Atomkrieg in Deutschland ausmalt, zum Bestseller werden konnte.

Die Schriftstellerin Tanja Dückers, 1968 geboren, spricht im Zusammenhang mit den Spätfolgen von NS-Zeit und Krieg von einem Nachbeben. Also nach dem Erdbeben das Nachbeben. Um es neben allen anderen Lebenserschütterungen zu

identifizieren, bedarf es einer geradezu seismografischen Wahrnehmung. Rein intellektuell lässt es sich erst recht nicht erfassen. Dennoch: Viele Nachgeborene werden etwas davon spüren, aber sie können es nicht einordnen. Das Erdbeben selbst haben sie ja nicht erlebt.

Vielleicht nehmen sie etwas anderes bei sich wahr: Sie haben das Gefühl, sie würden ihre Potenziale nicht ausschöpfen. Irgendetwas bremst sie. Die Kinder der Kriegskinder gehören der Altersgruppe an, die am stärksten an psychologischer Hilfe interessiert ist. Den Psychotherapeuten sind die in diesem Buch beschriebenen Schwierigkeiten und Symptome wohlbekannt, weshalb sie zunehmend die Eltern und Grosseltern ihrer Patienten mit deren zeitgeschichtlichem Hintergrund in den Blick nehmen. Die Psychotherapeuten sagen: Auffällig bei den heute 40 bis 50-Jährigen ist eine diffuse Identität. Offenbar empfinden sich viele Menschen als unstimmig. Nicht alles lässt sich aus der eigenen Biografie erklären. Der Psychoanalytiker Hartmut Radebold stellt dazu fest: «Die von der 2. an die 3. Generation ‚vererbte‘ psychische Erfahrungsgeschichte lässt sich zwar verleugnen, bagatellisieren und bewusst für nichtig erklären – auslöschen lassen sich die Spuren nicht. Die dritte Generation besass und besitzt allerdings die Chance, sich ihrer eigenen Reaktionen bewusst zu werden, um sie zu reflektieren und gegebenenfalls verändern zu können.»⁹

Wenn Romanschriftsteller und Drehbuchautoren sich für die Schnittstelle zwischen Familienalbum und zeitgeschichtlichem Hintergrund interessieren, dann deshalb, weil sie einer Geschichte und der Hauptfigur mehr Tiefe geben möchten. Ich denke, hier befindet sich häufig auch der Schlüssel für einen neuen Zugang zu bislang ungeklärten Fragen der eigenen Identität.

Zweites Kapitel

WEM ES
ZU GUT GEHT,
DEN BESTRAFT
DAS LEBEN

Ein Seminar für Kinder der Kriegskinder?

In seiner E-Mail, die Robert Bilak* mir schrieb, stand, er habe mein Buch über die Kriegskinder gelesen und ihm sei bekannt, dass ich gelegentlich Seminare für sie abhielte. Und dann seine direkte Frage: «Könnten Sie sich vorstellen, speziell für *Kinder* der Kriegskinder eine Gruppe anzubieten?» Ihm lag daran herauszufinden, in welchem Ausmass er selbst durch das Schicksal seiner Kriegskindereltern belastet war. Das Seminar, das ein halbes Jahr später tatsächlich stattfand, wurde von meinem Mann geleitet, der Familientherapeut und Psychotraumatheapeut ist. Ich selbst steuerte historisches Wissen bei sowie meinen Erfahrungsschatz, der sich aus unzähligen Begegnungen mit Kriegskindern angesammelt hatte. Es war das erste einer Reihe von Seminaren, in denen es laut Ankündigungstext um das Ziel ging, «die eigenen Eltern besser zu verstehen und sich von ihnen abgrenzen zu können.» Als ich Robert Bilak aus Anlass dieses Buchprojekts zwei Jahre später um ein Gespräch bat, erzählte er mir, noch heute würden sich die Teilnehmer dieses ersten Seminars regelmässig treffen; es habe sich unter ihnen ein geschwisterliches Verhältnis entwickelt.

Über Robert Bilak muss man vor allem eines wissen: Er hat in seinem Leben alles anders gemacht als seine Eltern. Er studierte, sein Vater nicht, und seine Mutter besitzt nicht einmal eine abgeschlossene Berufsausbildung. Der Vater war stolz auf die Autos, die er sich im Laufe seines Lebens leisten konnte. Der Sohn schaffte seinen Wagen ab. Die Mutter führte bis zum Tod ihres Mannes eine konventionelle Hausfrauenehe – für Sohn Robert kommt nur eine emanzipierte Frau in Frage, die ihr eigenes Geld verdient. Der Vater ging nie unrasiert aus dem Haus. Sein Sohn braucht, um sich wohl zu fühlen, einen Drei-Tage-

Bart, was seiner Mutter bis heute schwer fällt zu glauben. Die Eltern nannten ein kleines Haus ihr Eigen. Der Sohn besitzt in München eine geräumige Altbauwohnung über zwei Etagen mit Dachterrasse.

Sein Vater brauchte Dauerstress

Man muss sich Robert Bilak als einen durchtrainierten, meist braungebrannten 50-Jährigen vorstellen – noch immer ohne Brille, noch immer volles Haar, das er länger trägt als heutzutage üblich. Mühelos – so sieht es jedenfalls aus – nimmt er die vielen Stufen hoch in seine Dachgeschosswohnung. Einmal im Jahr verabschiedet er sich radikal von allem Vertrauten. Dann verbringt er sechs Wochen in völliger Einsamkeit und in unberührter Natur, wie Robinson. Was der Rechtsanwalt absolut nicht leiden kann, ist Dauerstress. Sein Vater dagegen suchte den Dauerstress. Man könnte auch sagen, er war arbeitssüchtig. In seiner freien Zeit betrieb der kaufmännische Angestellte eine kleine Landwirtschaft. Zu einem richtigen Hof, von dessen Erträgen er sich und seine Familie hätte ernähren können, reichte sein Kapital nie.

Auf keinen Fall, sagt Robert Bilak, während er mir an einem Winternachmittag Tee anbietet, auf keinen Fall werde er sich totarbeiten, wie es sein Vater tat. Der starb während einer Herz-Operation, mit 59 Jahren, kurz bevor er in Rente gehen wollte. Im Ruhestand, so sein Vorsatz, sollte alles nachgeholt werden, was er sich bis dahin versagt hatte. Den frühen Tod des Vaters hat Rechtsanwalt Robert Bilak vor Augen, wenn er auf sein Lebens- und Arbeitscredo zu sprechen kommt: In seinem Beruf sei es üblich, 60 und auch 80 Stunden zu arbeiten; er aber halte den Verdienst einer 30-Stunden-Woche für ausreichend, um ein gutes Leben zu führen.

Dann beschreibt er die letzten Jahre seines Vaters, als dieser

kaum älter war als der Sohn heute: Wie der Vater seinen körperlichen Verfall leugnete, wie er weiter schuftete, buchstäblich bis zum Umfallen. «Ich hab' versucht, ihn wachzurütteln», erzählt der Sohn. «Ich hab' gesagt: ‚Du musst Sport machen! Wie wär's, wenn wir zusammen Sport machen ...‘ Er wollte aber nicht. Da habe ich ihm einen Heimtrainer geschenkt. Den hat er nicht benutzt.»

Bei so starken Gegensätzen zwischen Sohn und Vater denkt man schnell an grosse Spannungen und Zerwürfnisse, aber es kam nur selten zu offenen Auseinandersetzungen. Robert Bilak berichtet, er sei in einer heilen Welt aufgewachsen und von liebevollen Eltern umsorgt worden. Wie es sich in seiner Erinnerung darstellt, hat er als Kind nichts vermisst, ausser Geschwister. «Ich war ein Sonntagskind, dem alles gelang, was es sich vorgenommen hatte.» Ein Friedenskind war er, bestens ausgestattet, auch mit Bildung. Erst als Erwachsener fiel ihm auf, wie masslos seine Eltern schulische Leistungen verlangt hatten. Dahinter erkannte er ihre grosse Existenzangst und die Sorge, ihrem Sohn könne es einmal genauso ergehen, wie ihnen selbst – auch er könne eines Tages alles verlieren und vor dem Nichts stehen. Ihnen, den Flüchtlingen, hatte sich als Überlebensmaxime eingebrannt: Nur, was man gelernt hat, das kann einem keiner mehr nehmen.

«Darum wurde ich immer angehalten, in den Schulbüchern weiterzublättern und dann den Stoff für zwei Unterrichtsstunden im Voraus zu lernen», erinnert sich Bilak. «Dabei war ich schon der Beste der Klasse!» Gewehrt hat er sich erst später, als er eigene Gedanken und Vorstellungen vom Leben entwickelte. Doch von einer Rebellion konnte auch da keine Rede sein. Ihm lag nichts an einem Dauerclinch mit seinen Eltern. Deshalb hielt sich auch in späteren Jahren der Generationenkonflikt in der Familie Bilak in Grenzen.

Auf der Suche nach Vorbildern

Robert war nicht nur ein herausragender Schüler, sondern in seiner Jugend auch ein Suchender. Er wollte etwas Neues wagen, er wollte gegen den Strom schwimmen. Menschen mit hohen Idealen zogen ihn an, radikale Lebensentwürfe, kompromisslose Visionen. Er suchte Vorbilder, die er in seiner Verwandtschaft nicht fand. Schliesslich landete er in einer Gemeinschaft, wo sich – so empfand er es in seiner Unerfahrenheit – Gemeinsinn mit religiöser Hingabe und dem Gefühl des Auserwähltseins verband. Eine Lehrerin hatte ihn in der Oberstufe für Opus Dei («Werk Gottes») angeworben. Auf ihrer Homepage sagt die katholische Gemeinschaft über sich: «Der Geist des Opus Dei – die Heiligung der Arbeit und des alltäglichen Lebens – ist seit 1928 ein Weg der Begegnung mit Gott», öffentliche Kritiker wie Peter Hertel, Buchautor und Experte für fundamentalistische Strömungen im Katholizismus, sprechen von einem «Geheimbund».¹⁰

Bilak berichtet, wie wohl es ihm anfangs getan habe, dass intelligente, aufmerksame Menschen ihm viel Zeit widmeten und seine Sehnsüchte – «Damals wollte ich heilig werden!» – ernst nahmen. Doch der erhofften Geborgenheit in der Gemeinschaft und der besonderen Nähe zu Gott stellten sich immer neue Hindernisse in den Weg. Ständig wurde ihm suggeriert, er sei noch nicht gut genug, noch nicht würdig genug für den anspruchsvollen Weg der Gemeinschaft. Während unseres Gesprächs verweist er darauf, wie jung und wie leicht zu beeindrucken er gewesen sei. «Das war schleichende Manipulation, das war Gruppensuggestion. Vor allem wollte man mich zu meiner Sexualität aushorchen.» Die Folge seien starke Schuldgefühle gewesen, die ihn bedrückten und verstörten, und vor allem aber, ihn abhängig hielten. «Worum es ihnen ging: Ich sollte meine Verantwortung vor Gott an die Organisation abgeben». Robert Bilak brauchte zwei Jahre, bis er die Kraft auf-

brachte, Opus Dei endgültig den Rücken zu kehren. «Noch sechs Monate nach meinem Austritt stand ich unter Schock», erinnert er sich. Doch sei er letztlich gestärkt aus seinem frühen seelischen Desaster hervorgegangen. Es habe ihn wachsam gemacht, auch gegenüber seinen eigenen Regungen, Wünschen und Abneigungen.

Unser Gespräch eröffnet Robert Bilak jedoch nicht mit dem Bericht über eine Lebenskrise, sondern mit der Realisierung eines Lebenstraums. Mitte der neunziger Jahre hatte er einen fünfgeschossigen Altbau aus der Gründerzeit gekauft. Nach der umfangreichen Sanierung verkaufte er einen Teil der Wohnungen; aus dem Gewinn finanzierte er dann seine eigene Wohnung, ein ausgebauten Dachgeschoss mit Terrasse. «Nach 18 Monaten war es soweit», erzählt er. «Ich befand mich endlich in meiner Traumwohnung und hätte eigentlich nur glücklich sein müssen. Aber dem war nicht so.» Zunächst fühlte er sich nur unwohl und verunsichert, ohne zu wissen, warum. Ganz anders als früher fühlte er sich tief getroffen, wenn seine Freundin seinen Hang zu Luxus kritisierte. Eigentlich hätte es ihn nicht mehr erschüttern sollen. Er kannte das doch alles schon: Seit er sein eigenes Geld verdiente, hatten seine Eltern mit Kopfschütteln oder düsteren Ermahnungen auf seine angeblich völlig überflüssigen Anschaffungen reagiert, auf eine Stereoanlage zum Beispiel. Nun aber, in seiner Traumwohnung, quasi am Ziel seiner Wünsche, wurde Robert von Schuldgefühlen geplagt. Eine innere Stimme setzte ihm zu, eine Stimme, die nicht verstummen wollte: «Es geht dir zu gut! Du arbeitest nicht hart genug. Du willst mit 30 Wochenstunden ein schönes Leben führen. Und du willst mehrere Monate im Jahr in Urlaub fahren. Das leistest du dir alles und hast auch noch Erfolg. Du hast eine gute Beziehung. Und nun auch noch Eigentum. Das ist zuviel. Das steht dir nicht zu!»

Wer war diese Stimme? Sein Gewissen? Ein Neidhammel? «Es geht dir zu gut! Das steht dir nicht zu!» Die Vorwürfe sei-

nes inneren Konflikts hörten nicht auf. Es war wie eine absurde Belagerung, gegen die sein Verstand nichts auszurichten vermochte. In jener Zeit entwickelte Robert Bilak das, was er rückblickend eine «handfeste Macke» nennt. Sein Umgang mit Geld veränderte sich. Er, der zuvor beim Hauskauf und während der Sanierung umsichtig gewaltige Summen bewegt hatte und wie geplant als Gewinner hervorgegangen war, verlor den Überblick bei seinen alltäglichen Ausgaben. Die völlig neue und dann über viele Jahre anhaltende Situation war die, dass er seinen Dispokredit stets komplett ausschöpfte. «Das hat mich natürlich permanent unter Spannung gehalten.» Nachts wurde er wach und überlegte, ob noch genug Geld auf dem Konto sei oder ob er das Limit endgültig überschritten habe. Er litt unter der Vorstellung, die Bank würde seine Daueraufträge stornieren, ja sogar Lastschriften zurückschicken, womöglich – was er als besonders peinlich empfunden hätte – die Gebühren für die nächste Fachtagung.

Woher kam der neurotische Umgang mit Geld?

Etwas Irrationales, das sich seiner Kontrolle entzog, drängte ihn, über seine Verhältnisse zu leben. Er konnte sich nicht erklären, warum er sich so neurotisch verhielt – und erst recht nicht, warum ihm die Situation zu keiner Zeit völlig entglitt, denn finanziell bedrohlich wurde es für ihn nie. Heute sagt er dazu: «Es war ein äusserlicher Spiegel meiner Schuldgefühle. Sie machten nun Sinn. Sie wurden ja konkret durch Schulden ausgedrückt.» Wenn er neue Freunde gewann, denen er sein merkwürdiges Verhalten zum ersten Mal anvertraute, wurde er gefragt, warum ihn das überhaupt aufrege, das machten doch viele nicht anders – da sei doch nichts dabei. Robert Bilak selbst aber fragte sich immer öfter, ob er da vielleicht einen völlig verdrehten Kampf gegen die Sparsamkeit seiner Eltern führte.

Natürlich war er mit dem Wissen gross geworden, dass Mutter und Vater, Anfang der 30er Jahre geboren, den Krieg als Kinder erlebt hatten. Sie stammten beide aus Flüchtlingsfamilien. In Süddeutschland war es ihnen gelungen, eine neue Existenz aufzubauen, strebsam und ungeheuer sparsam. Als die Jahrzehnte ins Land gingen und sich der kleine Wohlstand unübersehbar mehrte, beruhigte das seine Eltern nicht. Sie blieben beherrscht von ihrer Angst, das Elend könne wiederkommen. Darum arbeitete der Vater wie besessen und die Mutter drehte jeden Pfennig um. «In diese Richtung gingen also meine ersten Vermutungen, was den Hintergrund des Dispo-Theaters betraf», erläutert er. «Zunächst dachte ich, wenn man sich emotional damit beschäftigt, müsste sich die Macke eigentlich abschwächen oder auflösen. Das geschah aber nicht.» Sein Umgang mit Geld blieb unvernünftig und raubte ihm sein entspanntes Lebensgefühl, das ihm so viel bedeutet hatte. «Und was mir auch noch in diesem Zusammenhang auffiel: das Jammern und Leiden der Deutschen. Ich dachte: Komisch, wir sind doch eine der reichsten Industrienationen der Welt. Das ist doch paradox!»

Für seine Eltern schien die Kindheit ein abgeschlossenes Kapitel zu sein, das sie nur selten erwähnten. Wie der Sohn sich erinnert, geschah es stets beiläufig, zum Beispiel, wenn sie im Urlaub neue Bekanntschaften machten und die jeweilige Herkunft zur Sprache kam. Dann fiel das Wort Vertreibung und dass alles verloren ging, die Heimat, der Besitz und dass man wieder bei Null habe anfangen müssen. Stets fügten die Eltern mit Nachdruck hinzu, wie viel Glück man bei Kriegsende gehabt habe, und dass man gut mit Lebensmitteln versorgt gewesen sei ... Ja, und dann habe man fortgemusst, das sei dann dramatisch gewesen. Aber alle Familienmitglieder hätten überlebt, und das sei schliesslich das Wichtigste.

Mutter und Vater waren an unterschiedlichen Orten in Böhmen aufgewachsen und hatten sich erst in der neuen Heimat,

in der Nähe von Bamberg kennen gelernt. Ihre Kindheit war ruhig und beschaulich gewesen. In Böhmen hatte es keinen Krieg gegeben. Das böse Erwachen kam erst, als der Krieg vorbei war und die dort lebenden Deutschen von den Tschechen vertrieben wurden. Im Wohnzimmer von Roberts Eltern hingen keine Bilder von der alten Heimat; sie lagen in einer Schublade. Man schaute nicht zurück, sondern arbeitete hart, man gönnte sich nichts und hoffte, der Sohn werde es einmal besser haben. Er war 1959 zur Welt gekommen und blieb ihr einziges Kind.

Die «Baby-Boomer» nennt man seine Generation heute, handelt es sich doch um die stärksten Jahrgänge nach Kriegsende. Einzelkinder hatten damals einen schlechten Ruf. Einzelkinder, so hiess es, seien verwöhnt und müssten immer im Mittelpunkt stehen; sie könnten nicht teilen und seien häufig Spielverderber. Robert hätte als Kind gern Schwestern und Brüder gehabt, aber seine Mutter liess ihn wissen, er sei eine «schwere Geburt» gewesen und daher komme für sie ein weiteres Kind nicht in Frage. Als dann ihr einziger Sohn später kinderlos blieb, waren ihre Klagen unüberhörbar, bis Robert ihr eines Tages klipp und klar sagte, er wolle von dem Thema nichts mehr hören. Inzwischen, sagt er, habe sie quasi einen Enkel adoptiert, und zwar das Kind seiner Freundin, mit der er seit acht Jahren zusammen ist. Heute lebt der Fünfzigjährige in einer Wohngemeinschaft, der noch drei weitere Erwachsene angehören. «Ich brauche nun mal den Alltag mit Geschwistern», erklärt er dazu. Mit seiner Lebensgefährtin und deren 15-jähriger Tochter lebt er unter einem Dach. Sie wohnt Parterre, er im Obergeschoss. Dem jungen Mädchen ist er ein väterlicher Freund. Sein Leben scheint privat wie beruflich massgeschneidert zu sein.

Kapitulation kurz vor dem Examen

Noch etwas anderes muss man über den Rechtsanwalt Robert Bilak wissen: Es gab eine Phase, in der er unter massiven Lernstörungen litt. Es war kurz vor dem ersten Examen. Er sass täglich acht Stunden am Schreibtisch, aber er konnte sich nicht konzentrieren. «Mag sein», sagt er, «ich hätte mich doch noch mit einem unmenschlichen Kraftakt zum Examen durchquälen können. Aber ich tat es nicht.» Er gab auf. Er sagte alle Verpflichtungen ab und entfernte den Lernplan von der Wand. Dann machte er drei Wochen Urlaub. Als er wieder klar denken konnte, ging er daran, seinen bisherigen Ausbildungsweg zu analysieren. Das Ergebnis fiel schockierend aus. «Ich war 25 Jahre alt und hatte bislang alles nur nach Plan abgehakt, weil man es eben so tut. Tatsächlich hatte ich nicht *eine* Vorlesung besucht, die mich wirklich interessierte.»

Wie nicht anders zu erwarten, waren seine Eltern zutiefst beunruhigt, als er ihnen mitteilte, er werde jetzt sein Jurastudium unterbrechen. «Aber das konnte ich ihnen nicht ersparen. Ich sagte: «Ihr müsst nichts mehr für mich bezahlen. Mein Geld verdiene ich ab jetzt selbst» In den folgenden Jahren war Robert Bilak wieder ein Suchender. Doch diesmal baute er nur auf sich. Er begann, sich selbst zu erforschen: Wo lagen seine Begabungen, seine Interessen? Wie wollte er arbeiten? Wie wollte er leben? Rückblickend stellt er fest: «Wenn man sich dafür Zeit nimmt, kann man sich tatsächlich selbst entdecken. Im Nachhinein bin ich froh über meinen massiven Widerstand gegen das Lernen.»

Er versuchte herauszufinden, auf welchem gesellschaftlichen Gebiet sein Engagement am grössten war. Schliesslich entdeckte er das Thema «Soziale Gerechtigkeit» und fing an, sich für die damit zusammenhängende Rechtsgeschichte und die Rechtsfragen zu interessieren. Nach zwei Jahren nahm er sein Studium wieder auf. Erstmals hatte er ein klares Berufsziel: Anwalt

für Arbeitsrecht. Nun bereitete ihm das Lernen überhaupt keine Probleme mehr. «Es funktionierte wie im Durchmarsch», berichtet er, «Ich war hoch motiviert, und ich habe dann ein gutes Examen hingelegt».

Aus der Schilderung seines Werdegangs wird deutlich: Er ist ein nachdenklicher, ernsthafter Mann, der Konventionen meidet, die sein Wohlbefinden beeinträchtigen. Dazu zählt er die Vater-Mutter-Kind-Eigenheim-Konstruktion. Seine Eltern, sagt er, hätten genau dies für ein stabiles Lebensgefühl gebraucht, aber auch viele seiner Anwaltskollegen hätten sich dafür entschieden, für den Preis von 60 oder gar 80 Stunden Arbeit in der Woche. Das werde aber als völlig normal empfunden, im Sinne von: Das Leben hat nun mal viele Baustellen, basta. Vermutlich würden seine Kollegen in einem ständig ausgereizten Dispokredit nichts anderes als eine weitere Baustelle sehen.

Bilak aber konnte sich an sein gedankenloses Geldausgeben nicht gewöhnen. Er erhoffte sich Besserung durch ein Seminar zum Thema «Geld und Charakter» und andere Angebote zur Selbsterfahrung. Sie vermittelten ihm interessante Einsichten, brachten aber keine entscheidende Besserung. Er suchte weiter und hörte genau zu, wenn im Freundes- oder Bekanntenkreis erzählt wurde, man habe von bestimmten Veranstaltungen und Trainern profitiert. Schliesslich, im Jahr 2004, entschied er sich, an einer Familienaufstellung teilzunehmen. Wann immer über Familienaufstellung berichtet wird, fällt der Satz: «Es ist ein Phänomen», und zwar deshalb, weil bis heute keine schlüssigen Antworten auf die Frage gefunden wurden, was genau bei der Methode wirkt. Fest steht, die Seminare und Workshops stossen auf grosses Interesse bei Menschen, die mehr über ihr Familien-Beziehungssystem erfahren wollen. So auch Robert Bilak. Es gab so viele Fragen, die er seinen Eltern nicht stellen konnte, bzw. auf die er nie eine zufrieden stellende Antwort erhalten hatte.

Eines der grössten Rätsel war das Verhalten seiner Mutter ge-

genüber dem Vater. Äusserlich sah es so aus, als führten seine Eltern eine gute Ehe. Sie stritten nicht. Robert Bilak erinnert sich durchaus an liebevolle Szenen. Seine Mutter war stets bemüht, pünktlich das Essen auf den Tisch zu stellen, denn ihr Mann – ganz Patriarch – nahm die kleinste Verzögerung übel. «Vater war ein Pedant», beschreibt ihn der Sohn. «Ich fand, er unterdrückte meine Mutter.» Sie wehrte sich nicht, aber wenn ihr Mann den Raum verlassen hatte, zeigte sie ihrem Sohn gegenüber eine völlig andere Seite. «Dann wurde der Vater schlecht gemacht. Dann hiess es, er habe Komplexe, er sei zu sparsam, er könne sich nicht freuen.» Immer neue Gründe brachte seine Mutter vor, um zu zeigen, warum ihr der Ehemann nicht genügte, und Robert fragte sich: Warum bleibt sie bei ihm, wenn sie ihn nicht achten kann? Vor allem aber: Was brachte sie dazu, hinterrücks das Familienleben zu vergiften? Sie konnte damit einfach nicht aufhören. Noch als erwachsener Mann hatte er grösste Mühe, sie zum Schweigen zu bringen.

Die Mutter gönnte ihm keine Geheimnisse

Er fand es grundsätzlich schwer, sich gegenüber seiner Mutter zu behaupten. «Sie wirkte als Person völlig unaggressiv», beschreibt er ihr Verhalten, «aber sie respektierte keine Grenze. Sie war jemand, der zwar an die Tür klopft, aber dann sofort im Raum steht.» Noch als Pubertierender, erzählt er, sei er von ihr gedrängt worden, zu tun, was er eigentlich nicht wollte. Von der Schule heimgekehrt, habe er ihr alles Vorgefallene berichten müssen. «Mit ihrem hypnotischen Blick hat sie fast alles aus mir herausgelockt.» Robert Bilak machte also schon früh die Erfahrung, dass seine Mutter ihm keine Geheimnisse gönnte. Aber nie – bis er an der Familienaufstellung teilnahm – wäre er auf die Idee gekommen, dass die Mutter ihrerseits ein grosses Geheimnis vor ihm verbarg.

Bei der Familienaufstellung geht es darum, die gestörten Beziehungen darzustellen, wobei nicht nur die Eltern, sondern auch die Grosseltern eine wichtige Rolle spielen können. Dafür werden einzelne Personen ausgewählt und als Stellvertreter der Familienmitglieder im Raum plaziert. Auf diese Weise sollen Verstrickungen unter den Familienmitgliedern sichtbar werden. Im Falle von Robert Bilak schauten sich die Seminarteilnehmer, die seine Mutter und seinen Vater repräsentierten, nicht an. Es wurde deutlich: Er, der Sohn, war quasi der «Ersatzmann», der seine Mutter glücklich machen sollte, weil der Vater es nicht fertig brachte. Für Bilak war es alles andere als eine neue Erkenntnis. Genau das war ja die Last, die er mit sich herumtrug und die nicht nur seine Gefühle zur Mutter bestimmten, sondern auch zu Frauen, die er liebte. «Meine Vorstellung war: Ich muss meine Freundin um jeden Preis glücklich machen, ja, ich muss sie retten. Dabei wünschte ich mir nichts mehr als eine gleichberechtigte Partnerschaft, doch das kollidierte mit meinem Muster.» Dass er seine problematische Prägung durch seine Mutter kannte, änderte nicht viel. Frühe Konditionierungen äussern sich als Reflexe, und die sitzen tief.

Interessant wurde es für Robert Bilak, als er während der Familienaufstellung erfuhr, welche Gefühle und Assoziationen bei den Mitspielern in der Generation seiner Grosseltern aufgetaucht waren. Den Stellvertretern wird eine grosse Aussagekraft zugetraut. Geschätzt wird ihre Einfühlung in die Rolle, ihre Intuition während des Prozesses. Häufig kommt es vor, dass sie emotional wahrnehmen, was die dargestellten Personen real erlebt haben. Bilak berichtet: «Da wurde von einer Teilnehmerin gesagt, es gäbe ein schlimmes Kriegserlebnis in meiner Familie – bei meiner Grossmutter mütterlicherseits.»

Vom Seminar heimgekehrt verlor er keine Zeit, die Mutter darauf anzusprechen, und ihr erster Satz war: «Ich wollte es dir eigentlich immer schon erzählen, ich wusste nur nicht, wie ...» Auf diesem Weg erfuhr der Sohn von einer über 60 Jahre zu-

rückliegenden Familienkatastrophe. Seine Grossmutter und deren Mutter waren von Rotarmisten vergewaltigt worden. Damals war Roberts Mutter 13 Jahre alt. Sie sagte, sie sei verschont geblieben, weil die Vergewaltiger ihr Versteck übersahen.

Der Sohn war tief geschockt. Er fragte sich, warum er nicht eher von dem Kriegstrauma in seiner Familie erfahren hatte. Nicht einmal im Verwandtenkreis war je ein Wort darüber gefallen. Warum hatte er seine Eltern nie wirklich zu ihrer Kriegskindheit befragt? Erst als er sich näher über die Nachwirkungen von Traumata in Familien informierte, verstand er: Kinder sind vor allem an einer stabilen Seelenlage ihrer Eltern interessiert; deshalb vermeiden sie unbewusst belastende Fragen und Themen.

Nachdem seine Erschütterung weitgehend abgeklungen war, tauchte ein völlig anderes Gefühl auf – Erleichterung. «Meine Erkenntnis war: Die Männer der Familie hatten die Frauen nicht schützen können, nicht retten können. Also konnte meine Mutter Männern nicht mehr trauen. Vor dem Hintergrund dieser Vergewaltigung wäre kein Mann gut genug für sie gewesen. Kein Mann – auch ich als Sohn nicht – hätte sie retten können, weil sie mit diesem Trauma belastet war.» Für ihn selbst, für seine Entwicklung, fügt er hinzu, wäre es gut gewesen, er hätte schon sehr viel eher davon erfahren. Denn: «Wenn ich das mit 20 gewusst hätte, dann hätte ich das Unglück meiner Mutter nicht auf mich bezogen, und meine Liebesbeziehungen wären weniger problematisch gewesen.»

Dann spricht er von einer langen Phase der verunsicherten männlichen Identität, als er glaubte, als langhaariger Softi-Typ mit Latzhose bei den Frauen punkten zu können. Bilak ist nicht jemand, der Beziehungsstress im Detail ausbreitet. Doch selbst seine sparsamen Äusserungen machen deutlich, wie schwer er und seine jeweilige Partnerin sich taten. Seit er von dem Leid der Mutter, der Grossmutter und der Urgrossmutter weiss, scheint es für ihn auch kein Zufall mehr zu sein, dass er

sich gleich in zwei Liebesbeziehungen an Frauen band, die, wie sich dann herausstellte, in jüngeren Jahren vergewaltigt worden waren. In beiden Fällen wurde der Motor seines alten Familien-Beziehungsmusters angeworfen: Wieder sollte er eine Frau retten, wieder sollte er eine Frau von ihrem Schicksal erlösen.

Nach seiner Entdeckung suchte Robert Bilak im Freundes- und Bekanntenkreis das Gespräch über die möglichen Auswirkungen verschwiegener Kriegstraumata in deutschen Familien. Die meisten Angesprochenen interessierten sich nicht dafür. Sie legten auch ihm nahe, «die alten Geschichten» ruhen zu lassen. Aber es war ihm nicht mehr möglich. Hatte er sich früher mit der unheilvollen deutschen Vergangenheit befasst, dann vor allem mit dem Holocaust, mit dem Vernichtungskrieg im Osten und mit den Nürnberger Rassengesetzen. Nun aber nahm er auch das Leid der Deutschen selbst wahr. 60 Jahre nach Kriegsende schien auch gesellschaftlich die Zeit reif dafür zu sein. Erstmals interessierten sich die Medien für eine Bevölkerungsgruppe, die immer im Schatten der deutschen Schuld gestanden hatte: die ehemaligen deutschen Kriegskinder. Das öffentliche Interesse am Schicksal ihrer Generation löste unter den Betroffenen einen wahren Erinnerungsboom aus. Es war wie ein Dambruch. Zu einem früheren Zeitpunkt waren sie nicht in der Lage gewesen, sich ihrer Kindheit zu stellen, oder sie hatten es sich nicht erlaubt, weil sie sich nicht dazu berechtigt sahen.

Das Massaker von Aussig an der Elbe

Doch die Geschichte von Robert Bilak hat eine Fortsetzung. Im Jahr 2005 wurde er als Referent zu einer Rechtstagung nach Tschechien eingeladen. Beim abendlichen kollegialen Beisammensein sprach ihn eine Anwältin aus Prag auf seinen Namen an: Bilak – das sei doch ein tschechischer Name, oder? Er bestä-

tigte. Woher denn seine Eltern stammten? Als er sagte, seine Mutter sei nahe bei Aussig in Böhmen geboren, erschrak die Kollegin. Ob er denn wisse, was in Aussig nach Kriegsende vorgefallen sei? Nein? Da seien Deutsche in grosser Zahl erschossen, erschlagen und in die Elbe geworfen worden.

Noch in der Nacht im Hotel fand er im Internet die Bestätigung: In der Tschechoslowakei war es vor allem in Prag, aber auch im Sudetenland nach Kriegsende zu massenhaften Racheakten von Militär, Revolutionsgarden und Zivilisten gekommen. Die Erbitterung über die deutschen Besatzer und ihre Greuelthaten wirkten nach – vor allem die Ausrottung aller Bewohner des Dorfes Lidice im Jahr 1942. Die Sudetendeutschen galten pauschal als Verräter am tschechoslowakischen Staat und als NS-Anhänger. Entsprechend pauschal waren die Strafaktionen. Historiker sprechen im Zusammenhang mit Aussig von einem Pogrom. Am 30. Juli 1945 war es in der örtlichen Munitionssammelstelle zu einer Explosion gekommen. Es hiess: Die Deutschen sind schuld! Ein Grossteil der Gewalttaten war von ortsfremden Tschechen verübt worden, die bereits in der Nacht vor der Explosion in Gruppen angereist waren. Dem Massaker von Aussig an der Elbe – tschechisch: Ústí nad Labem – sind nach deutscher Einschätzung zwischen 1'000 und 2'700, nach tschechischen Angaben zwischen 40 und 100 Menschen zum Opfer gefallen.

Als Robert seine Mutter darauf ansprach, sagte sie erneut: «Ich wollte es dir eigentlich immer schon erzählen ...» Und zu einem späteren Zeitpunkt berichtete sie: «Die Elbe war rot vor Blut.»

Noch heute erstaunt es Robert Bilak, dass seine Mutter es fertig brachte, ihre Erlebnisse im Detail zu schildern. Er hatte ihr erklärt, er würde gern einige Leute aus seinem Freundeskreis einladen, die ein Interesse daran hätten, von ihr einen Zeitzeugenbericht zu hören. Zu seiner eigenen Überraschung willigte sie ein. Vermutlich, meint er, habe der Mutter ihre Rolle

als Zeitzeugin Halt gegeben – vielleicht sei es auch genau der richtige Zeitpunkt in ihrem Leben gewesen, der es ihr erlaubte, endlich in Worte zu fassen, wofür sie früher keine Sprache gefunden hatte.

Seine Mutter, so stellte sich heraus, hatte noch mehr ertragen als den Anblick von Leichen in der Elbe. Zunächst beschrieb sie die Zeit vor der Flucht, als das ganze Dorf bereit war, in den Westen zu gehen, aber nicht durfte. Die Deutschen wurden nicht von den Tschechen, sondern von Deutschen daran gehindert, die noch immer an den Endsieg glaubten oder sich nicht trautes, einem Befehl von oben zuwiderzuhandeln. Nach Kriegsende wiederum wurde die Familie von Bilaks Mutter dann von den Tschechen festgehalten. Die Erwachsenen mussten wie Sklaven arbeiten. Es gab nur ein Zimmer für sieben Personen. So erging es ihnen über ein halbes Jahr lang. Eines Tages kam der Befehl: Alle deutschen Männer in einer Reihe aufstellen! Noch einmal ging es um eine Racheaktion. Die Familien mussten dabei zuschauen. Jeder zehnte Mann wurde erschossen. Bilaks Grossvater hatte Glück. Er überlebte die Selektion.

Bilak nahm seine Entdeckung, die mit einer Reise nach Tschechien begonnen hatte, zum Anlass, initiativ zu werden und ein Seminar für «die Kinder der Kriegskinder» anzustossen. Er brauchte einen Kreis von gleichartig Betroffenen, er brauchte den Austausch von Erfahrungen. Was dann geschah, bestätigte Bilak voll und ganz: Die Familiengeschichten, die er in der Gruppe hörte, waren ihm teilweise so vertraut, als handele es sich um seine eigenen. Die Übereinstimmungen bei den Elternporträts waren verblüffend. Jemand aus der Gruppe beschrieb seinen Vater und Bilak dachte: Das kann doch nicht sein – der erzählt von *meinem* Vater!

Zusammengekommen waren Menschen im Alter zwischen 40 und 50, die meisten von ihnen kinderlos. Nach und nach fingen sie an zu begreifen und ihrer Wahrnehmung zu trauen:

Nein, sie hatten nicht gesponnen, wenn sie vermuteten, dass der Schlüssel für ihre verstörten Eltern aus einer Zeit stammte, als sie, die Kinder, noch gar nicht geboren waren. Nein, sie hatten sich nicht auf dem Holzweg befunden, wenn sie nachforschen wollten, ob hier nicht auch der Schlüssel für ihre persönlichen Ungereimtheiten und tiefen Verunsicherungen zu suchen sei. Was sie belastete, waren ja nicht nur ihre Schwierigkeiten, sich von ihren Eltern abzunabeln, sondern auch der gesellschaftliche Gegenwind. Sie alle hatten die Erfahrung gemacht, nicht ernst genommen zu werden, wenn sie Freunden, Bekannten oder Kollegen darzustellen versuchten, warum sie sich als Kinder von Kriegskindern definierten. Dass sich aus dem Seminar eine Art Selbsthilfegruppe entwickelte, ist also nachvollziehbar. Die Beteiligten erkannten ein brisantes Generationsthema, das sie verband und das ihnen die Chance gab, ihre Identität in Bezug auf ihre Familienidentität und ihre gesellschaftliche Identität zu klären.

Robert Bilaks innerer Prozess ging weiter. Doch eine entscheidende Erkenntnis traf ihn nicht im Austausch mit anderen Kriegsenkeln, auch nicht bei Recherchen im Internet, sondern auf einer Urlaubsreise. Vor zwölf Monaten machte er sich wieder einmal auf in die Tropen, auf der Suche nach einem schönen, unberührten Fleckchen Natur, um für sechs Wochen ganz für sich zu sein. Diese Orte sind nicht leicht zu finden. Werden sie unter Individualtouristen als Geheimtipp gehandelt, kommt man schon zu spät. Dann ist man dort nicht mehr allein. Aber schliesslich entdeckte er an einem einsamen Strand an der Pazifikküste sein kleines Paradies. Robert brauchte einige Tage, um sich an die neue Umgebung und die Stille zu gewöhnen. Dann tauchte er ein in die Wonnen seines speziellen Einsiedlerdaseins: Schwimmen, Schnorcheln, in der Hängematte liegen.

Grossvaters «verlorenes Paradies»

Eines Morgens weckte ihn ein grässliches Geräusch. Ein Bulldozer näherte sich und begann in unmittelbarer Nähe von Roberts Lager mit Erdarbeiten. Ein grosses Haus sollte dort entstehen. Das Ende der Stille. Aus dem Paradies war ein Arbeitsplatz geworden. Natürlich dachte Bilak an Flucht. Stundenlang überlegte er, welche Alternativen sich ihm boten. Dann aber hatte sich auch das erledigt, denn eine Wunde am Fuss – eine Verletzung an einem scharfen Felsen – zwang ihn zu bleiben, wo er war. Er konnte nicht mehr gehen, und so, wie die Wunde aussah, würde sie längere Zeit brauchen, um zu heilen. Einige Tage später kam ein Lastwagen, das Autoradio auf voller Lautstärke. Zwei Männer stiegen aus, sie entluden Geräte, Werkzeuge und verschiedenes Material. Zwei Betonpfeiler für eine Toreinfahrt wurden gegossen. Dann begannen die Männer einen Zaun zu errichten. Aus dem Laster dröhnten lateinamerikanische Schnulzen und Disko-Musik.

Robert sass fest. Er befand sich am falschen Ort. Er hatte viel Zeit. Ohne dass er danach suchte, stellten sich bei ihm Gedanken ein, die völlig neu für ihn waren. Der Begriff vom «verlorenen Paradies» weckte verschiedene Assoziationen und führte ihn schliesslich auf die Spur seines Grossvaters mütterlicherseits. Auch der hatte sein Paradies verlassen müssen. Robert wusste über seinen Grossvater, den er nicht mehr kennen gelernt hatte: Er hatte sich mit Fleiss und Geschick zu einem erfolgreichen Unternehmer hochgearbeitet und in Böhmen einen Hof gekauft. Auch hier gelang ihm, was er anpackte. Die Landwirtschaft machte ihn zu einem wohlhabenden Mann. Er war seinem Enkel als Familienmensch geschildert worden, dem nichts wichtiger gewesen sei als das Wohlergehen seiner Frau, seiner Mutter und seiner Kinder.

Dann der Krieg. Die rote Armee rückte näher. Es gab einen kurzen Zeitraum, da hätte er fliehen können. Aber er zögerte.

Vielleicht hoffte er noch auf die Amerikaner. Auf jeden Fall hoffte er, seiner Familie ein Leben in tiefster Armut ersparen zu können. Es war der entscheidende Fehler seines Lebens. Nicht nur, dass er alles verlor, was er besass – er wurde gezwungen anzusehen, wie seine Frau und seine Mutter von Sowjetsoldaten vergewaltigt wurden.

«Die Schuldgefühle müssen für meinen Grossvater unüberwindbar gewesen sein», erläutert mir Robert Bilak seine Gedanken. «Er war ein gebrochener Mann – das ist mir plötzlich klar geworden. Dort am Meer war er mir fast körperlich nah, als sässe er neben mir in der Hängematte. Er weinte. Wir weinten zusammen.» Der Enkel begriff, dass die hartnäckigen Schuldgefühle, die ihn selbst immer wieder befielen, von seinem Grossvater stammten. «In unserer Familie gibt es den Spruch: Wem es zu gut geht, den bestraft das Leben!»

Während des Gesprächs, das Robert Bilak und ich führen, ist es dämmrig im Raum geworden. Er steht auf und macht Licht. Als er sich wieder hingesetzt hat, möchte ich wissen, ob er denn meint, von der Aufdeckung der Familienkatastrophen profitiert zu haben. Er schaut mich überrascht an. «Aber sicher», sagt er lebhaft. «Ich weiss, die meisten Menschen denken: Mit den Kriegserlebnissen meiner Eltern will ich mich nicht belasten. Für mich aber war es eine Befreiung, als ich endlich die Wahrheit kannte. Es sind Zentner von mir abgefallen!» Er macht mir gegenüber noch einmal deutlich, wie dankbar er seiner Mutter ist, weil sie die Familienkatastrophen ans Licht brachte. «Wenn so etwas nie ausgedrückt werden konnte, dann steckt das in der Familie drin und wirkt weiter. Erst danach, als ich die Geheimnisse kannte, habe ich ganz viel verstanden: Warum bei uns immer so grosse Angst war, warum mein Vater sich so angepasst verhielt, sein extremes Sicherheitsdenken, sein Sparen, Sparen, Sparen.»

Ich muss keine Frau mehr retten

Er räumt ein, die Eltern zu verstehen sei nur ein Schritt unter vielen. Es habe noch zwei weitere Jahre gedauert, bis sich Entscheidendes in seinem eigenen Leben änderte. Und er zählt auf: Zu seiner Mutter hat sich das Verhältnis spürbar gebessert. Seit er seine Eltern als Menschen sehen kann, die durch den Krieg «gebrochen» waren, gelingt es ihm, sonderbare Verhaltensweisen seiner Mutter, die ihn früher schnell aufregten, besser zu ertragen. «Ich kann mich einfach abgrenzen. Am liebsten treffen wir uns heute nicht bei ihr oder bei mir, sondern wir gehen in ein schönes Restaurant.» Zweitens hat seine Mutter durchaus gelernt zu geniessen. Drittens kann sie heute, wenn es sein muss, bei Behörden oder bei ihrer Bank weit selbstbewusster auftreten als noch vor drei Jahren. Viertens hat Robert Bilak einen Entwicklungsschub erfahren. «Das zeigt sich unter anderem darin, dass ich mehr Respekt vor der Lebensleistung meiner Eltern habe und ich sie nicht mehr wegen ihrer Ängstlichkeit und ihrer Anpasserei verurteile.» Fünftens ist es beruflich mit ihm aufwärts gegangen. Kürzlich kam es sogar zu einer Verhandlung beim Bundesarbeitsgericht. Er, Robert Bilak, auf Augenhöhe mit einem Bundesrichter – das hätte er sich früher nicht träumen lassen. «Und sechstens: Ich muss keine Frau mehr retten.» Alles in allem eine beachtliche Bilanz.

Noch ein Letztes hat er vergessen zu erwähnen: seine «Dispo-Macke». Die, versichert er mir, habe sich aufgelöst – zusammen mit den Schuldgefühlen aus der seelischen Hinterlassenschaft seines Grossvaters. Die Last sei verschwunden – er wisse gar nicht mehr, wann. Wenn mir daran läge, könne er das anhand der alten Bankauszüge feststellen.

Drittes Kapitel

DIE BURGFAMILIE

Freundliche und gut erzogene Töchter

Je nach Blickwinkel kämen über die ersten zwanzig Lebensjahre von Isabell und Natalie Kramp* recht unterschiedliche Urteile heraus. Nachbarn, die beide Mädchen heranwachsen sahen, könnten ein Klischee bedienen: eine nette Familie. Beide Töchter freundlich und gut erzogen. Die Mutter hilfsbereit und stets gut gelaunt. Der Vater patent und bestens informiert, einer, der immer Rat wusste. Dazu das Haus und der schöne Garten. Kann es bessere Bedingungen für eine glückliche Kindheit geben?

Die Mutter von Isabell und Natalie würde hervorheben: Wir waren eine fröhliche Familie, und als Familie hält man zusammen. Mein Mann und ich haben unseren Töchtern gern eine Freude gemacht und versucht, ihnen alles zu ermöglichen. Trotz zweier Gehälter war das nicht immer einfach, weil wir durch unser Haus finanziell belastet waren. Unsere Mädchen waren keine guten Schülerinnen, aber wirklich grosse Probleme gab es mit ihnen nicht, ausser einmal, als Natalie 18 Jahre alt war. Da hatte sie eine Krise. Es hing mit dem Tod ihres Vaters zusammen.

Essstörungen

Eine völlig andere Version käme von Carola, einer guten Freundin der Schwestern seit Kindertagen. Carola würde sagen: Am Anfang habe ich die beiden tierisch beneidet. Die bekamen *alles* von ihren Eltern, denen fehlte nichts! Zwei Lehrer verdienen ja auch gut. Es war auch immer jemand zu Hause, wenn die Mädchen aus der Schule heimkamen. Aber als Jugendliche waren Isabell und Natalie furchtbar unglücklich. Ich merkte es, obwohl sie sehr verschlossen waren. Beide Schwestern kamen in

der Schule schlecht mit, beide litten an Essstörungen. Ja, sie waren so dünn, dass man dachte, die kippen bald um. Ich habe mit meiner Mutter gelegentlich darüber gesprochen, weil es uns sonderbar vorkam, dass deren Eltern nichts dagegen unternahmen. Und dann der Selbstmordversuch von Natalie – das war nun wirklich ein Hilferuf. Aber ihre Mutter reagierte auch diesmal so, als sei alles halb so schlimm. Ein Glück, dass Natalie dann nach New York ging. Wäre sie hier im Hunsrück geblieben, hätte sie sich vielleicht gar nicht mehr in ihrem Leben zu rechtgefunden.

Drei Blickwinkel, drei Einschätzungen. Nur in einem Punkt hätte sich Übereinstimmung ergeben, doch der betraf nicht das Familienklima, sondern den kalten Krieg, in den Isabell und Natalie Kramp hineingeboren worden waren. Ihr Heimatdorf lag in der Nähe des amerikanischen Militärstützpunktes Hahn – heute ein ziviler Flughafen – und insofern hatte die Idylle einen erheblichen Defekt. Die Düsenjäger starteten und landeten dicht hintereinander und machten im Tiefflug einen Höllenlärm. Wurde ein Dorfbewohner beerdigt, konnte der Pfarrer sich bei seiner Ansprache jede Mühe sparen. Er wurde ja doch nicht verstanden. Für die Schwestern war der Flugdonner normal. Dem Vater aber konnte er, vor allem beim Grillen im Garten, derart an den Nerven zerren, dass er das Wenden der Würstchen seiner Frau überliess und sich in seinen Hobbykeller verzog. Die wiederum meinte, es sei alles eine Frage der richtigen Einstellung: Man müsse die Tiefflieger als Freunde und nicht als Feinde sehen, denn schliesslich – und hier bekam ihre Stimme jedes Mal einen ironischen Unterton – würde der grosse Bruder Amerika sie vor den Russen schützen. Inge Kramp* war eine typische Schlesierin, herzlich und lebhaft. So jemand ist morgens nach dem Aufstehen nicht einfach nur wach, sondern munter. So jemandem ist es wichtig, gute Laune zu verbreiten. Als Gastgeberin ist Inge Kramp ein Naturtalent. Ihre Freundinnen und die Verwandten schätzen sie sehr.

Zwei ungleiche Schwestern

Aber sie steht in dieser Geschichte in der zweiten Reihe. Die Hauptpersonen sind ihre Töchter, Natalie und Isabell, heute Frauen um die Vierzig. Isabell wohnt in Trier und sie hat zwei Kinder, beide im Grundschulalter. Vor kurzem hat sie sich von ihrem Mann getrennt. Vermutlich wird sie fortziehen. Ihr neuer Wohnort wird davon abhängen, wo sie als Sozialpädagogin eine Halbtagsstelle findet. Sie hat schulterlanges, dunkelblondes Haar und zeigt – im Unterschied zu ihrer meistens bis oben hin zugeknöpften Schwester – gern etwas Brustansatz. So wie sie sich kleidet und bewegt, entspricht sie dem Typ sinnliche Frau. Schwer vorstellbar, dass sie, 1,70 Meter gross, in jungen Jahren nur 48 Kilo wog. Isabells Leben ist im Umbruch. Sie will nicht länger die Frau eines Mannes sein, den sie nicht liebt – nicht deshalb, weil er ohne liebenswerte Seiten wäre, sondern weil er schlichtweg nicht der Richtige ist. Als sie ihn mit Anfang 30 heiratete, kannte sie den Zustand des Verliebtseins überhaupt nicht, und sie redete sich ein: Ich mag ihn, wir wollen beide Kinder, er ist intelligent und sympathisch; es wird schon klappen. Inzwischen sieht sie ihre Ehe als gescheitert. Im vergangenen Sommer hatte sie ein leidenschaftliches Verhältnis mit einem anderen Mann. Seitdem weiss sie, was es heisst, verliebt zu sein.

Ihr graut vor den Scheidungsauseinandersetzungen. Ihr Mann hat angekündigt, er werde ihr die Kinder nicht kampfflos überlassen. Als Kaufmann hat er es zu Wohlstand gebracht, er kann sich den besten aller Anwälte leisten. Die grösste Unterstützung für Isabell kommt von Natalie. Dank der billigen Telefonverbindungen im Internet können sie zweimal pro Woche telefonieren, selten unter einer Stunde.

Auch bei Natalie in New York stehen Veränderungen an, allerdings ist sie noch immer in der Phase des Abwägens, was sie wirklich will und was nicht, und ob das, was sie sich vor-

stellt, überhaupt realistisch ist. Die Informatikerin, die früher Sprachen studierte, möchte noch einmal zurück an die Universität. Psychologie und Literatur interessieren sie. Aber da sie noch nicht einschätzen kann, wie gross oder wie klein ihre späteren Berufschancen sein werden, ist noch nichts entschieden. Natalie trägt ihr Haar kurz und läuft meistens in langen Hosen herum – sie ist der Typ Page. Noch immer wiegt sie zu wenig, ihre Handgelenke sind eindeutig zu schmal. Seit Jahren kämpft sie gegen eine immer wiederkehrende Depression, doch die, sagt sie, habe sie endlich mit Hilfe einer Therapeutin in den Griff bekommen. Natalie glaubt fest daran, dass sich auch ihre Essstörung verabschieden wird.

Erfolgreiche Bogenschützin

Sie und ihr Freund haben sich gerade im Staat New York ein Haus gekauft. Und noch etwas muss man über Natalie wissen: Sie liebt Herausforderungen im Sport, in unterschiedlichen Disziplinen. Häufig nimmt sie an regionalen, teilweise auch überregionalen Wettkämpfen teil. Am erfolgreichsten ist sie im Bogenschiessen, aber auch als Langstreckenschwimmerin erzielt sie gute Ergebnisse.

Natalie und Isabell sind als Schwestern so sehr Komplizinnen, dass sie sich mit demselben Spitznamen begrüßen. Bei ihnen klingt das zum Beispiel so: «Hallo Partner!» – «Hallo Partner!» Oder sie wählen eine spanische Variante: «Ola Amigo!» – «Ola Amigo!». Bei ihrem richtigen Namen nennen sie sich nie. Damit bewegen sie sich in einer Familientradition. Auch in ihrem Elternhaus wurde niemand mit seinem richtigen Namen angedredet. Alle hatten Spitznamen, und bei den beiden Töchtern waren es männliche Namen. Natalie hiess wahlweise «Troll» oder «Fuchs», Isabell hiess «Jim Knopf» oder «Tiger». Sie können nicht mehr sagen, woraus sich das Spiel mit den

Namen entwickelte, das sie heute als erwachsene Frauen fortsetzen.

Eine zweite Auffälligkeit der beiden Schwestern sind ihre sanften Stimmen, der wohlwollende Tonfall, auch dann, wenn sie über offensichtliche Versäumnisse ihrer Eltern reden. Die Töchter sehen, wie eingeschränkt Mutter und Vater waren – eingeschränkt in ihren Gefühlen und in ihrer Wahrnehmung, aber auch viel zu bescheiden in ihren immateriellen Wünschen ans Leben. Natalie und Isabell führen diesen Mangel auf deren Kriegskindheit zurück. Inge und Peter Kramp*, beide Mitte der Dreissiger Jahre geboren, hatten eher aus Vernunft als aus Begeisterung den Lehrerberuf ergriffen. Peter Kramp wollte ursprünglich Architekt werden und seine Frau Möbeldesignerin, aber das war ihnen wohl zu riskant, und so bewegten sie sich während ihres ganzen Berufslebens zwischen Klassenzimmer und Lehrerzimmer.

Schulversagerinnen

Ihre Töchter haben sich oft gefragt, warum Vater und Mutter einerseits überdurchschnittliche Schulnoten erwarteten, aber von Elternseite keinerlei Unterstützung kam. «Jedes Jahr war die Versetzung gefährdet.», erzählt Isabell. «Aber sie haben uns nicht geholfen, damit das Drama endlich aufhörte. Sie haben uns allein gelassen. Nach aussen wurde die Fassade aufrechterhalten. Unser Vater hat sich vorgestellt, wir könnten eine Banklehre machen, weil das etwas Sicheres ist, aber selbst dafür hätten unsere Noten nicht gereicht. Es hätte uns keiner genommen.»

Die Schwestern haben ein gemeinsames Projekt. Überschrift: Zwei Frauen auf der Suche nach ihrer Identität. Wenn Natalie und Isabell von ihrer Herkunftsfamilie sprechen, dann fällt häufig der Begriff «Die Burg» – eine Metapher für Schutzbe-

dürftigkeit, Isolation und Überheblichkeit. Die Burg wird beherrscht und verteidigt von Mutter Inge. Sie hält die Fäden in der Hand, nicht nur in Bezug auf Töchter, Enkel und Schwiegersohn, sondern auf ihre ganze Verwandtschaft, die sich gern und häufig in der Burg aufhält.

Als die beiden Töchter noch zu Hause wohnten, war die Stimmung geprägt von einer vitalen, aber unruhigen Mutter, eine Frau, die immer mehrere Sachen zur gleichen Zeit machte, die lebhaft erzählte und gern lachte. «Aber ihre Fröhlichkeit hatte etwas Künstliches», meint Isabell. «In unserer Familie wurde zwar gelacht, aber nicht entspannt und nicht herzlich – so wie ich das heute mit meinen Kindern kenne.» Mit ihnen allerdings, fügt sie hinzu, erlebe sie ihre Mutter anders: eine Frau, die sich noch kindlich freuen kann und sich vom Lachen der Enkel anstecken lässt.

An dieser Stelle unseres Gesprächs versuche ich mir vorzustellen, wie wohl Inge Kramp die Aussagen ihrer Töchter kommentieren würde. Vielleicht so: «Diese überkritischen jungen Frauen! Sie sind ja völlig überdreht. Jeder Mensch hat sein unverwechselbares Lachen. Warum soll ich mit den Enkelkindern anders lachen als mit meinen Töchtern!»

Den Schilderungen der Schwestern aus ihrer Kindheit und Jugend entnehme ich: Die Burgbewohner sahen sich als etwas Besonderes, sie machten sich nicht mit den Dorfbewohnern gemein. «Unsere Eltern hatten neu gebaut. Man ging nicht auf Dorffeste, man arbeitete ausserhalb», stellt Isabell mir die Situation dar. «In unserer Familie wurde auch immer ganz hässlich über andere Leute geredet, zum Beispiel über Nachbarn, die sonntags alle zusammen wandern gingen. Da standen wir auf der Terrasse und zogen über sie her, anstatt selber die Schuhe anzuziehen und gemeinsam etwas zu unternehmen. Wir waren ja immer nur zu Hause. Die Eltern hatten keine Energie und Lust, irgendwohin zu fahren. Wir lebten eben wie in einer Burg.»

In den Augen ihrer Töchter ist Inge Kramp, das ehemalige Flüchtlingskind aus Schlesien, nie wirklich im Hunsrück angekommen. Sie trauert der verlorenen «alten Heimat» immer noch nach, scheut aber davor zurück, sich mit Erinnerungen an den Verlust zu konfrontieren. Unter den vielen Bildern im Haus war nicht eines von Breslau. Warum auch, würde sie einer entsprechenden Frage begegnen, das Breslau ihrer Kindheit gebe es nicht mehr. Sie verspüre keinerlei Drang, ihren Geburtsort wiederzusehen. Vermutlich würde sie noch hinzufügen, Heimat im Sinne einer Region sei für sie nichts Erstrebenswertes, wichtig sei ihr nur die Familie. Natalie und Isabell wissen über die Flucht nur wenig. Ihre Grossmutter war mit ihren Kindern ein ganzes Jahr unterwegs. Zunächst retteten sie sich in das scheinbar sichere Böhmen. Wer sich mit den historischen Fakten auskennt, weiss, dass sie damit vom Regen in die Traufe gekommen sein müssen. «Unsere Mutter hat aber nichts von Gewalt erzählt», erklärt Natalie. «Sie sagte, diese zwölf Monate seien eher abenteuerlich gewesen als schlimm – ein Zigeunerleben.»

Peter Kramp wurde 1935 in Koblenz geboren und wuchs so gut wie vaterlos auf. Sein Vater überlebte zwar den Krieg, starb aber kurz nach seiner Heimkehr an den Spätfolgen der entbehrungsreichen russischen Gefangenschaft. Mit zehn Jahren kam Peter Kramp in ein Internat, eine strenge Klosterschule, die ihn aufnahm, obwohl seine Mutter auf Grund ihrer kleinen Rente nichts bezahlen konnte.

Mama nahm alles hin

Von seinen Töchtern wird der Vater als Einzelgänger beschrieben. Er sprach nicht viel. Die Beziehung zu seiner eigenen Mutter war spannungsreich. Nach ihrem Tod hatte er kaum noch Kontakt zu seiner engeren Verwandtschaft. Im Unterschied zu seiner Frau führte er noch ein Leben ausserhalb der Burg. Er

spielte Golf und ging ins Theater oder in Konzerte der klassischen Musik, wobei er sich, soweit seine Töchter sich erinnern, während einer bestimmten Phase von einer jüngeren Kollegin begleiten liess. «Unsere Mama fügte sich stumm», erzählt Isabell. «Sie hat nie gemeckert, sondern alles hingenommen, wie es war. Ihr Satz dazu lautete: Leben heisst der Not gehorchen. Sie hatte kein eigenes Hobby, sie war ohne geistige Interessen. Unsere Eltern haben nie etwas gemeinsam gemacht, ausser in Haus und Garten zu arbeiten.» Inge und Peter Kramp waren stets mit irgendetwas beschäftigt, das unbedingt erledigt werden musste, und sie leisteten in der Tat enorm viel. Ihre Töchter meinen rückblickend, die Eltern seien nie wirklich zur Ruhe gekommen. Peter Kramp starb mit 50 Jahren an Krebs.

Beide Töchter fanden die Ehe ihrer Eltern «schrecklich». Ihre Mutter aber, erzählen sie, sehe das völlig anders und lasse sich in ihrem Urteil auch nicht beirren; sie spreche gern von ihrer «glücklichen Ehe». Auch ihre beiden Töchter habe sie als junge Mädchen im Wesentlichen «glücklich» in Erinnerung. Dass es manchmal Schwierigkeiten gab, vor allem während der Pubertät, würde Inge Kramp nicht abstreiten. Sie tat es auch nicht, als Natalie und Isabell beim vergangenen Weihnachtsfest, als die Kinder endlich im Bett lagen, ein offenes Gespräch mit der Mutter suchten. Inge Kramp hörte sich an, was für ihre Töchter im Umgang mit ihren Eltern problematisch gewesen war, und am nächsten Morgen sagte sie knapp: «Ich habe über alles nachgedacht und bin der Meinung: Generationskonflikte gibt es überall.»

Natalie litt bereits als Zehnjährige unter massiven Ängsten. «Ich lag jede Nacht heulend im Bett», berichtet sie. «Ich beruhigte mich erst wieder, wenn ich bei Mama und Papa im Bett schlafen durfte. Das heisst: Die Eltern müssen meine Not mitbekommen haben. Doch nach den Ursachen wurde nicht geguckt. Sie gingen auch nicht in eine Erziehungsberatung.» Es kann zum Verständnis beitragen, wenn an dieser Stelle eine

ganz andere Not wahrgenommen wird: die der Eltern bei Kriegsende. Auch sie waren damals zehn Jahre alt. Später, als Erwachsene, erinnerten sie sich der Zeit der Katastrophen entweder als Abenteuer, oder sie hielten die Schreckensbilder auf andere Weise auf Abstand, zum Beispiel durch übermässiges Arbeiten. Vermutlich gehörten Inge und Peter Kramp zu der weit verbreiteten Gruppe der Kriegskinder, die der festen Überzeugung waren, sie hätten nichts besonders Schlimmes erlebt, auch wenn die objektiven Fakten dagegen sprachen. Natürlich hat meine Sichtweise etwas Spekulatives. Jeder Einzelfall liegt anders, und wir wissen auch nicht, wie es im tiefsten Innern der Eheleute Kramp ausgesehen haben mag. Fest steht nur, dass sie kein Sensorium für die seelischen Leiden ihrer eigenen Kinder hatten, die im Unterschied zu ihnen selbst in den besten aller Zeiten aufwuchsen.

Diagnose Bulimie

In der Pubertät entwickelte Natalie eine Bulimie. Sie erinnert sich, dass ihre Eltern den körperlichen Zustand ihrer Tochter keineswegs als besorgniserregend ansahen. Dennoch kam es zu einem Besuch in einer psychologischen Praxis. Inge Kramp ging in die Beratung, wie man sich einer Pflicht entledigt. Natalie erzählt: «Die Psychologin sagte: ‚Schauen Sie doch mal, Frau Kramp, wie dünn ihre Tochter ist!‘ Aber meine Mutter konnte das nicht erkennen. Nach diesem Termin meinte sie: ‚Von der lass ich mir doch nicht sagen, was ich zu tun habe.‘ Natalie fügt hinzu, sie habe damals grosse Hoffnungen in die Äusserungen der Psychologin gesetzt. Ihr sei klar gewesen: Diese Frau sieht meinen Schmerz. Aber die habe ihre Mutter auch nicht erreichen können.

Später kam es auch bei Isabell zu einer Essstörung. «Ich war nicht bulimisch. Mir hat einfach das Essen nicht geschmeckt»,

erklärt sie. «Es lag daran, dass Mutter nicht gern kochte. Sie sagte oft: ‚Es wäre schön, man könnte anstatt zu essen eine Pille einwerfen‘. Wir hatten zu Hause keine Esskultur – von Mutters Seite war es Abfüttern. Und was mich betrifft: Mit 48 Kilo bei 1,70 Meter galt man in meiner Familie nicht als untergewichtig.» Sie fügt hinzu, für sie sei in diesem Zusammenhang die Schwangerschaft entscheidend gewesen. Sie habe erst nach der Geburt ihres Sohnes zu einem normalen Körpergewicht gefunden.

Sie war 21 und ihre Schwester 18 Jahre alt, als ihr Vater nach einer kurzen Krankheit starb. Natalie beschreibt, wie gross der Schock war. «Damals dachte ich, es sei meine Aufgabe, die Mutter wieder glücklich zu machen. Als ich merkte, ich kann die Mama nicht trösten, stürzte ich in die tiefste Verzweiflung.» Natalie wollte so nicht mehr leben. Rückblickend sieht sie in ihrem Suizidversuch einen letzten Hilferuf – nachdem ihre Bulimie nicht ausgereicht hatte. In ihr steckte das Gefühl absoluter Wertlosigkeit. Sie habe immer gedacht, sie müsse sich die Liebe ihrer Mutter erst noch verdienen, erklärt sie, nur habe sie nicht gewusst, wie. «Ich empfand es so, als wäre ich bei meiner Mutter nicht willkommen – und damit war ich auch nicht wirklich im Leben angekommen.» Sie dachte, alles sei allein ihre Schuld. Sie verstand nicht, warum sie nicht glücklich sein konnte. Sie hatte doch alles!

Nach dem Suizidversuch verbrachte sie ein halbes Jahr in einer psychosomatischen Klinik. Danach kehrte sie nicht wieder in ihr Elternhaus zurück, sondern zog in eine Wohngemeinschaft. Später beschloss sie, einige Semester in den USA zu studieren. Inzwischen wohnt sie schon 15 Jahre dort. In New York ist ein stabiler Freundeskreis gewachsen. Man kann auch sagen, Natalie Kramp ist umgeben von Wahlverwandten. «Uns verbindet, dass wir alle von weit her kommen», erläutert sie. New York ist bekannt für seine Anziehungskraft auf Menschen, die sich nirgendwo zu Hause fühlen. Hier sammeln sich die

Wurzellosen, und häufig geschieht es, dass über die Jahre ein Heimatgefühl entsteht.

Ihre Schwester Isabell weiss noch nicht, in welcher Stadt sie mit ihren Kindern leben wird. Ihre grösste Angst seit der Trennung ist, dass ihr Mann und ihre Mutter sich gegen sie verbünden könnten. Sie sehen sich häufig, sie verstehen sich gut. Der Schwiegersohn teilt die Sichtweisen von Inge Kramp, wonach die Familie etwas Heiliges, Unantastbares ist – dem sich alles andere unterzuordnen hat – und dass das Leben vor allem Arbeit und Pflichten bedeutet. Ihr Mann, sagt Isabell, sei, ähnlich wie ihre Eltern, sehr konservativ und ein Workaholic. Auf meine Frage hin, ob es von ihrer Seite konkrete Befürchtungen gebe, denkt sie eine Weile nach. Dann gibt sie sich einen Ruck. «Ich weiss nicht, ob das, was ich da sehe, überhaupt realistisch ist», räumt sie ein, «aber ich stelle mir vor, dass mein Mann die Kinder bekommt und sie unter den gleichen Bedingungen aufwachsen wie ich ...»

Ich bin doch deine Tochter, Mama!

Kein Wunder also, dass Isabell Kramp, als sie sich endlich entschieden hatte, ihren Mann zu verlassen, in einem erbärmlichen Zustand war. Kein guter Zeitpunkt, ihre Mutter zu sehen – es geschah aber dennoch, Inge Kramp hatte Sehnsucht nach ihren Enkeln. «Sie sah, wie schlecht es mir ging», erzählt die Tochter. «Sie sass hier am Tisch und gab mir zu verstehen: Nun funktionier doch bitte wieder. Man kann doch nicht die Familie auseinander reissen ... Da sagte ich: ‚Ich hätte mir so gewünscht, du hättest einmal nachgefragt und ich hätte von dir gehört: Ich sehe, es geht dir nicht gut. Lass uns ehrlich darüber reden. – Ich bin doch deine Tochter, Mama!‘ Da hatte ich sie ganz kurz getroffen. Sie bekam feuchte Augen und hat zu Boden geguckt. Vielleicht würde sie mir gern nahe sein, aber sie kann

es einfach nicht. Danach hat sie mir umgehend einen Eheratgeber geschickt. Den habe ich weggeworfen, was für mich ein grosser Schritt ist».

Keine Frage, Natalie und Isabell lieben ihre Mutter. «Es tut uns weh zu sehen, wie traurig ihr Leben eigentlich ist, das un-gelebte Leben.» sagt Natalie. «So, wie sie selbst nicht für sich sorgen kann, damit es ihr besser geht, so konnte sie auch für uns nicht sorgen. Es ging ihr immer nur um das materielle Wohlergehen. Sie hat nie nach unseren psychischen Bedürfnissen geschaut. Sie konnte uns nicht wirklich wahrnehmen. Nein, das konnte sie einfach nicht.» Die beiden Schwestern mit den sanften Stimmen sind an einem ähnlichen Punkt angelangt. Sie spüren: Sie müssen ihr Leben endlich in die Hand nehmen, sie müssen die Burg – die Metapher für blockiertes Leben – hinter sich lassen.

Sie dürfen nicht mehr darauf warten, dass ihnen die Mutter dazu den Segen gibt. Und genau das fällt ihnen unendlich schwer. Wenn sie ihr Glück suchen, bedeutet das für die Mutter Unglück: Wer die Burg verlässt, bedroht den Zusammenhalt der Familie. Den Schwestern kommt es häufig wie Verrat vor, wenn sie ausprobieren, wie es sich anfühlt, auf eigenen Füßen zu stehen und ihre Bedürfnisse wahrzunehmen. Doch sie haben festgestellt, es tut ihnen gut, und es kann ihnen gelingen, solange sie sich weiterhin gegenseitig den Rücken stärken. «Hallo Partner! – «Hallo Partner!»

Viertes Kapitel

DER LANGE WEG ZUR EIGENEN IDENTITÄT

Ein Fest mit Bergmannstradition

Es war an einem Sonntag im Frühling. Ich wollte ein Bergwerksmuseum im Ruhrgebiet besuchen. Als ich aus dem Auto stieg, hörte ich Musik. Auf dem ehemaligen Zechengelände wurde gefeiert. Eine Bergmannskapelle spielte «Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt». Auf dem Hof vor dem Grubeneingang sassen die Gäste an langen Tischen. Man trank Bier und ass Würstchen mit Kartoffelsalat. Einige ältere Männer waren in traditioneller Tracht erschienen: schwarzer Kittel und hoher Hut mit Federbusch. Das Ganze hatte die Atmosphäre eines grossen Familienfestes. Ich besorgte mir eine Tasse Kaffee und setzte mich dazu. Rechts von mir erzählten weisshaarige Männer von früher, von der Arbeit unter Tage, links beschrieb jemand, wie herrlich dieses Jahr der Salat in seinem Schrebergarten gedeihe. Mir gegenüber sass eine rundliche Frau in den Vierzigern. Das rotbraun gefärbte Haar und der freche Fransenschnitt standen ihr gut. Sie war die auffälligste Person am Tisch. Mit ihrem erkennbar teuren, hellgrünen Blazer hob sie sich optisch deutlich von den anderen Frauen des Ruhrgebiets ab. Dennoch gehörte sie dazu, denn sie duzte jeden links und rechts und quer über den Tisch. Mir, der Ortsfremden, erklärte sie, dieses Fest sei vor etlichen Jahren mit der Eröffnung des Museums entstanden, seitdem käme man jedes Jahr im Mai zusammen. «Sie wissen ja, wie traditionsbewusst wir im Pütt sind», sagte sie. Ihr Vater habe hier als einfacher Bergmann gearbeitet. «Die Grube ist ein Teil meiner Heimat. Die schwarzen Männer hatten für mich als Kind immer etwas Vertrauenswürdiges.» Sie war stolz auf ihre Herkunft.

Monika Eichberg* – so hiess die Frau – redete gern und offen heraus. Ich erfuhr, sie wohne inzwischen in Düsseldorf, aber

das Fest sei ihr wichtig, sie komme jedes Jahr, genau wie ihre Eltern. Aber diesmal sei ihre Mutter in grässlicher Stimmung, also habe sie sich weggesetzt. «Wenn ich sie treffe, sehe ich schon an ihren Mundwinkeln, es wird Stress geben. Heute bin ich doch lieber an einen anderen Tisch gegangen.» Es stellte sich heraus, dass Monika Eichberg drei Kinder hatte und dass sie von ihrer Familie getrennt lebte. Viele Jahre hatte sie gebraucht, um sich zu dieser Entscheidung durchzuringen. Wie nicht anders zu erwarten, hörte die Mutter nicht auf, der Tochter deshalb Vorwürfe zu machen und sie zu drängen, zu ihrer Familie zurückzukehren.

Monika Eichberg betonte mir gegenüber, ihren Mann zu verlassen, um ihr eigenes Leben zu führen, sei der beste Entschluss ihres Lebens gewesen. Dann fielen einige Sätze, die mich im ersten Moment überraschten. «Er ist zwanzig Jahre älter als ich – ein typisches Kriegskind, wenn Sie wissen, was ich meine. Ich habe schon früh gespürt: Mit ihm wollte ich nicht alt werden.» Als ich mich von ihr verabschiedete, bat ich sie um ihre Telefonnummer in der Hoffnung, sie für mein Buchprojekt zu gewinnen.

Frisch verliebt

Acht Wochen später kommt es zu einem Treffen in ihrer Düsseldorfer Wohnung. Mir fällt sofort auf, wie stark sie abgenommen hat, was sie vergnügt bestätigt. «Ich hab mich verliebt. Endlich! Jetzt geht's bergab mit den Pfunden.» Wir gehen zum Wohnzimmertisch, und während ich mich umschaue, fällt mir auf, wie unterschiedlich die Mehrzahl der Kriegskinder im Vergleich zu den Kriegsenkeln eingerichtet sind: dort die mit Möbeln voll gestellten Räume, die Teppiche, die vielen Bilder und Bildchen an den Wänden, und hier die gezielte, eher sparsame Ausstattung, schlichte, klare Formen, weisse Bücherregale, viel

freie Fläche, keine Vorhänge, Holz- oder Parkettboden. Bei ihr handele es sich aber um Laminat, sagt meine Gastgeberin. Grundsätzlich stimmt sie mir zu: Ihre Eltern umgäben sich mit Deutscher Eiche, mit «Gelsenkirchener Barock» – falls ich mir etwas darunter vorstellen könne. Dann erfahre ich, wie wenig sie sich in ihrem eigenen Haus wohl gefühlt habe, zwischen dunklen, wuchtigen Möbeln, die noch von den Schwiegereltern und der verstorbenen Schwägerin stammten. «Es gab Phasen, da hätte ich am liebsten die Kettensäge genommen», bricht es aus ihr heraus. «Doch hier kam von meinem Mann überhaupt kein Verständnis.» Ich bin überrascht. Die Frau, die mir gegenüber sitzt, strahlt soviel Kraft inklusive Überzeugungskraft aus, dass ich mir ein Unterliegen in Einrichtungsfragen überhaupt nicht vorstellen kann.

Im Laufe des Gesprächs wird deutlich: Monika Eichberg war auch in ihrem früheren Leben eine resolute Frau, die mit Umsicht und Sparsamkeit ihre Familie managte. Aber in wesentlichen Punkten, die ihre eigenen Interessen betrafen, fehlte es ihr an Durchsetzungskraft. Ihr Mann – genauso wie ihre Mutter – schien stets besser zu wissen als sie selbst, was gut für sie war. «Dagegen kam ich nicht an. Ich dachte immer, ich bin verkehrt. Ich hatte Angst verrückt zu werden, denn ich stand mit meinen Ansichten und Wünschen völlig allein da. Das kenne ich schon seit meiner Kindheit und Jugend.» Zum Beispiel hatte sie nach der Schule die Höhere Handelsschule besuchen wollen – mit dem Traumziel Chefsekretärin. Doch ihre Mutter, die damals als ungelernte Verkäuferin in einer Metzgerei arbeitete, wollte davon nichts wissen. Der Friseur nebenan suchte ein Lehrling, und sie hatte ihm schon zugesagt, die Tochter zu schicken. Monika gehorchte.

Du weisst gar nicht, wie gut du es hast

Ihre Eltern, Klara und Wolf Kasza*, sind beide Flüchtlingskinder; sie stammt aus Ostpreussen, er aus Schlesien. Klara, 1940 geboren, verbrachte ihre Kindheit in der Nähe von Insterburg. Die Familie lebte von einer kleinen Landwirtschaft, die der Vater gepachtet hatte. Über die Flucht und die Folgen der Flucht sprach Klara Kasza als erwachsene Frau nur noch in Andeutungen. Tochter Monika hat die wenigen Sätze ihrer Mutter noch genau im Ohr – sie klangen wie Vorwürfe: «Du weisst gar nicht, wie gut du es hast. Du weisst gar nicht, wie schlimm das damals alles war – auch die Ankunft in Westdeutschland, wo uns keiner haben wollte ...»

Klara Kaszas Haltung war: So schlecht, wie es ihr selbst ergangen war, konnte es ihren drei Kindern gar nicht gehen. Einmal hatte Monika nach einem Sturz beim Rollschuhlaufen grosse Schmerzen im Arm. Die Mutter meinte, es sei nichts Auffälliges zu sehen. «Aber mein Arm tut so weh!» «Ach was, stell dich nicht so an!» Abends ging der Vater mit dem Kind ins Krankenhaus – der Arm war gebrochen. Monika ergänzt: «Mutter hat uns auch mit hohem Fieber in die Schule geschickt. Das gab's nicht, dass man im Bett liegen blieb.»

Klara Kasza wusste immer, was richtig und was falsch war, sie weiss es bis heute. «Sie hatte einen unglaublichen Einfluss auf mich», sagt ihre Tochter und nimmt einen Schluck Kaffee «Sehen Sie hier die weisse Tasse. Wenn Mutter nur mit genügend Nachdruck dabei blieb: Diese Tasse ist schwarz! – dann glaubte ich am Ende auch, dass die Tasse schwarz sei.» Erst seit einigen Jahren, fährt sie fort, habe sie gelernt, sich besser von ihr abzugrenzen. Allerdings: «Niemand kann mich so verletzen wie sie. Bis heute ist das so. Darum bin ich ihr gegenüber immer auf der Hut. Wenn ich sie besuche, gucke ich, wie die Stimmung ist. Wenn ich merke, die Zeichen stehen auf Unwetter, lasse ich innerlich die Rollos runter und verabschiede mich

schnell wieder.» Zu ihrem Vater dagegen habe sie ein entspanntes Verhältnis. «Es existieren schöne Fotos von Vater und mir, als ich noch klein war. Seine Augen glänzen, meine Augen glänzen. Solche Fotos gibt es von mir und meiner Mutter nicht.»

Monika erinnert sich gern daran, wie es war, wenn sie den Vater nach der Schicht am Zechentor abholte. Er kam auf den Hof in einem Pulk anderer Kumpel, alle mit schwarzgeränderten Augen, dann erblickte er seine kleine Tochter, sein Gesicht strahlte, und er hob sie auf den Arm. «Vater war sehr lustig. Er hat gern Leute um sich gehabt, er hat gern gefeiert. Er liebte meine Mutter sehr, ich glaube, er tut es bis heute. Als Kind habe ich immer gedacht: Meine Eltern lieben sich. Ich muss mir keine Sorgen machen, bei uns gibt es keine Scheidung.» Heute glaubt Monika, ihr Vater *konnte* seine Frau nicht glücklich machen – egal wie viel Mühe er sich gab: Sie war und ist jemand mit einer tiefsitzenden Lebensunzufriedenheit und einem Grundmisstrauen gegenüber Männern.

Als sie ihren fröhlichen Vater verlor

Monika verlor ihren fröhlichen Vater, als sie 11 Jahre alt war. Er starb nicht, er ging auch nicht fort. Er baute ein Haus. Er tat es, weil seine Frau es sich sehnlichst wünschte. Wäre es nur nach ihm gegangen, glaubt seine Tochter, hätte die fünfköpfige Familie weiter in der kleinen Dreizimmerwohnung gelebt. Aber seine Frau wollte, wie sie sagte, «endlich aus dem Elend raus». Sie wollte ein eigenes Haus. «Ich verstehe sie heute auch», sagt Monika Eichberg. «Es war wirklich furchtbar eng. Wir Kinder mussten uns ein Zimmer teilen, und Oma kam auch noch jeden Tag.» Doch mit der Schuldenlast des Eigenheims verliess Wolf Kasza die Lebensfreude. Nun hiess es nur noch: sparen, sparen, sparen. Man durfte sich nichts mehr gönnen, keinen Urlaub, kein Fest. Die Kinder wurden noch knapper gehalten

als es vorher schon der Fall gewesen war. Wenn sie sich darüber beschwerten, meinte Mutter Klara, sie hätten dankbar zu sein, dass es ihnen so gut ginge, sie hätten ja keine Ahnung, was schlechte Zeiten bedeuteten ...

Wolf Kasza war vom Vater zum Heimwerker geworden. Er nahm seine Kinder kaum noch wahr. Mit 50 Jahren häuften sich bei ihm depressive Verstimmungen, die in den vergangenen Jahren noch erheblich zugenommen haben. Dennoch, versichert seine Tochter, sei er weiterhin im Vergleich zur Mutter der Optimistische, und sie verdanke ihm viel. «Er hat mir als Kind vermittelt, dass man Freude am Leben haben soll und dass man sich nicht unterkriegen lassen darf. Mutters Botschaft dagegen lautete: Bloss nicht auffallen. Bloss keine Veränderung. Bloss nichts riskieren. Bloss nicht sich wehren. Andere sind immer stärker. Man kann ja doch nichts machen!»

Monika Eichberg glaubt, ihre Mutter habe sich – im Unterschied zum Vater – nie vom Verlust der Heimat und von ihren Erlebnissen während der Flucht erholt. Die Beschimpfungen, mit denen sie als Flüchtlingskind im Westen empfangen wurde – «Da kommen die Polacken!» – haben sich tief eingebrannt. Daher auch ihre lebenslange Haltung: Lieber leiden, als den Leuten Anlass zu Klatsch geben.

Als Monika sich von ihrem Mann trennte, kam nur Beistand von ihrem Vater. Sie hatte eine unrenovierte Wohnung gemietet und wollte sie nach und nach herrichten. Wolf Kasza aber meinte, seine Tochter brauche eine schöne Umgebung, in der sie sich von Anfang an wohl fühle. Gemeinsam setzten Vater und Tochter die Wohnung in Stand. Sie brauchten dafür drei Wochen – für beide eine gute Zeit. Allerdings entspricht es bis heute nicht seiner Art, Monika mit Worten zu verteidigen, wenn sich seine Frau wieder einmal über ihre Tochter aufregt.

Nie wieder kehrte Klara Kasza nach Ostpreussen zurück. Als Verwandte erzählten, ihnen hätte ihre Reise in die alte Heimat gut getan, wollte Monikas Mutter nichts davon hören. Niemals,

sagte sie, werde sie dorthin fahren und sich den Erinnerungen an so viel Schreckliches ausliefern. Ihre Tochter, die sich in den vergangenen Jahren viel mit dem Thema Trauma auseinandergesetzt hat, stellt sich vor, dass die Mutter als kleines Kind in Ostpreussen mit viel Gewalt konfrontiert wurde, dass sie erlebte, wie Frauen von Rotarmisten vergewaltigt wurden. «Denn Mutter hat bis heute keine Worte für ‚das Schreckliche‘ gefunden. Sie misstraut Männern grundsätzlich. Zu leiden ist für sie etwas völlig Normales. Sie vermeidet jede Veränderung in ihrem Leben.»

Ein fürsorglicher Ehemann

Monika Eichberg, 1961 geboren, lernte mit 18 Jahren ihren späteren Mann kennen. Natürlich bemerkte sie das Interesse des Kunden, der regelmässig in den Friseursalon kam, doch bei ihr selbst funkte nichts. Er ist mir zu alt, dachte sie. Aber da er ausdauernd und unaufdringlich um sie warb, begann sie, ihn als einen ausgesprochen netten und zuverlässigen Mann zu schätzen. Dennoch blieb Monika reserviert. Schliesslich nahm der Diplomingenieur ein interessantes Arbeitsangebot in Süddeutschland an. Manfred Eichberg* schrieb ihr charmante Briefe, und wenn er gelegentlich in seinem Heimatort seine Eltern besuchte, sorgte er für eine Verabredung mit der jungen Friseurin. Nach zwei Jahren kehrte er zurück und machte Monika einen Heiratsantrag. Da funkte es auch bei ihr. Ein Jahr später wurde geheiratet. Sie war jung und dachte, sie hätte das grosse Los gezogen: ein liebevoller, fürsorglicher Mann, Akademiker zudem. Sie glaubte, er kenne sich aus im Leben und werde ihr die Welt zeigen. «Er war mein erster Mann», sagt sie. «Es bereitete mir irgendwie Sorgen, weil ich mit über 20 immer noch keinen Sex hatte. Heute weiss ich: Meine Weiblichkeit war völlig unterentwickelt. Manfred aber konnte ich vertrauen. Ein erfahrener Mann. Ich war schrecklich verliebt.»

Ein Jahr nach der Hochzeit wurde ihr erster Sohn geboren. Da war sie 22 Jahre alt. Ihr wurde ein Bündel in den Arm gedrückt, und sie wartete darauf, dass ihr warm ums Herz würde. Aber sie empfand keine Mutterliebe. «Das sollte doch angeblich der allerschönste Moment im Leben einer Frau sein», beschreibt sie ihre Situation. «Mein Mann dagegen war völlig high! So glücklich hatte ich ihn noch nie erlebt.» Sie dachte damals: Vielleicht bin ich einfach zu jung. Vielleicht kommt die Mutterliebe von selbst, wenn der Kleine und ich uns erst einmal aneinander gewöhnt haben. Es passierte aber nicht. «Ich bekam noch zwei weitere Kinder. Mit ihnen war es ein wenig besser, würde ich sagen. Ich habe alles für meine Kinder getan, aber ich habe keine wirklich tiefe Beziehung zu ihnen bekommen.»

Heute besteht für sie kein Zweifel: Ihre Muttergefühle waren deshalb so gedämpft, weil sie als Kind einer traumatisierten Mutter selbst auch nichts Besseres kennen gelernt hatte. Eine Psychotherapie, die sie mit 35 Jahren begann, und die Lektüre von Fachliteratur haben Monika Eichberg geholfen, zu verstehen, in welchem Ausmass unverarbeitete Kriegserlebnisse noch zwei Generationen später nachwirken können.

Besonders interessierten sie in diesem Zusammenhang die frühkindlichen Bedürfnisse, wie sie in der Entwicklungspsychologie beschrieben werden. Dabei ist sie auf die Arbeit des Bindungsforschers Karl Heinz Brisch gestossen. Er schreibt: «Eine Voraussetzung für eine gesunde Entwicklung zwischen Eltern und Kind ist die Verarbeitung von elterlichen Traumatisierungen aus der eigenen Kindheitsgeschichte.»¹¹

Haben Eltern ihre seelischen Verletzungen nicht verarbeitet, dann kann es, wie Brisch betont, zu einer «transgenerationalen Weitergabe von traumatischen Erfahrungen führen, auch wenn die nachfolgende Generation selbst keinen derartigen Traumata ausgesetzt war.»¹² Die Folgen können also für Kinder der Kriegskinder gravierend sein. «Alte Traumatisierungen von Va-

ter und Mutter führen regelmässig dazu, dass sie mit dem Säugling reinszeniert werden. Dies kann zu Fütterstörungen, Schlafstörungen, zu aggressiven Auseinandersetzungen bis hin zu Gewalt führen.»¹³

Was ist emotionale Offenheit?

Eltern, die sich von schweren seelischen Verletzungen nicht erholt haben, sind in der Regel nicht in der Lage, auf ihren Säugling emotional offen zu reagieren. Aber genau das braucht ein Kind für den Aufbau eines sicheren Bindungsmusters – eine der Grundlagen seiner psychischen Stabilität. Emotionale Offenheit, was versteht man darunter? Die Münchner Kinderpsychiaterin Mechthild Papousek zählt auf: «Sich auf die Entwicklung und die Erfahrungswelt des eigenen Kindes einlassen; sich von seinen Signalen, Interessen, Vorlieben, Freuden und Kümernissen leiten lassen; sich dabei auf die eigenen intuitiven Kompetenzen verlassen; sich zu Spiel und Erfindungslust mit dem Baby verführen lassen; und bei all dem mit dem Baby sprechen.»¹⁴

Davon war Monika Eichberg als junge Mutter weit entfernt. Aber sie holte sich Hilfe und erfuhr: Menschen sind nicht nur intellektuell entwicklungsfähig, sie können auch emotional erwachen und damit wachsen. Heute ist Monikas Mutterliebe voll aufgeblüht. Sie sagt: «Wenn ich meine Kinder sehe, geht mir das Herz auf.»

Vor drei Jahren ist Monika Eichberg ausgezogen. Ihre Kinder blieben mit dem Vater im Haus wohnen. Der glaubt bis heute fest an einen vorübergehenden Zustand. Er zweifelt nicht daran, dass seine Frau zurückkehren wird. Im unserem Gespräch spricht sie von ihrem «Ex-Mann». Sie ist längst woanders, sie lebt in einer Welt, zu der Manfred Eichberg keinen Zugang hat. Monika will grundsätzlich nicht viel über ihn sagen, schon gar

nichts Schlechtes. Das grosse Missverständnis ihrer Ehe beschreibt sie so: Sie wollte einen Mann – er wollte Kinder. «Unsere Kinder konnten keinen besseren Vater haben. Er hat viel zu Hause gearbeitet, und sich deshalb viel um sie kümmern können.» Als sich Monika nach dem dritten Kind gegen seinen Willen sterilisieren liess, verlor er das sexuelle Interesse an ihr. Lange Zeit hatte Monika gedacht, ihre Ehe sei noch zu retten, und so war es zu einer Serie von begleiteten Paargesprächen gekommen. Sie erzählt: «Die Therapeutin hatte meinem Mann eindringlich Ihr Buch über die Kriegskinder, über die vergessene Generation' ans Herz gelegt. Er hat es nicht angerührt. Aber *ich* habe es gelesen! Das hat mir die Augen geöffnet. Ich begriff, dass ich mich von zwei Kriegskindern gängeln liess – von meinem Mann und von meiner Mutter – von zwei Traumatisierten, die selbst ein sehr eingeschränktes Leben führten, aber immer wussten, was gut für mich war.»

Manfred Eichberg überlebte als Vierjähriger im Sommer 1943 die «Operation Gomorrha», die verheerenden Luftangriffe auf Hamburg. Man zählte 35'000 Tote, über 100'000 Verletzte, eine Million Obdachlose. Unter der Bezeichnung «Feuersturm» ging die Katastrophe in die Stadtgeschichte ein – die tiefste Zäsur des 20. Jahrhunderts. Zu den Ausgebombten zählte Familie Eichberg, wie auch der spätere Liedermacher Wolf Biermann. Er, nur wenige Jahre älter als Monikas Ehemann, sang darüber in seiner «Ballade von der Elbe bei Hamburg». In dem Lied heisst es: «Genau auf Sechseinhalb blieb meine Lebensuhr da steh'n.» Biermann fühlte sich offenbar von der Katastrophe ein Leben lang verfolgt.

Ein neues Ziel: Abitur

Mit Anfang 30 verdüsterte sich Monikas Lebensfreude, die sie dem lustigen Vater ihrer Kindheit verdankte. Nach und nach wuchs in ihr eine Frage, bis sie nicht mehr zu überhören war: Brauchte sie vielleicht mehr als einen Alltag mit Haushalt und Kindern? Sie wollte nicht den Weg ihrer Mutter gehen, den Weg des Leidens, worüber diese nie aufgehört hatte zu klagen. Heute, da sich Monika Eichberg einiges Wissen über das Erbe von Familienmustern angeeignet hat, will sie auch nicht ausschliessen, dass sie unbewusst den Spuren der recht unkonventionellen Grossmutter väterlicherseits folgte, die wegen ihres eigenwilligen Lebenswandels keinen guten Ruf in der Familie hatte.

Wie auch immer: Als Monikas jüngstes Kind fünf Jahre alt war, überraschte sie ihren Mann mit dem Wunsch, sie wolle das Abitur nachholen. Weiter dachte sie damals noch nicht. Es ging ihr zunächst nur um eines: um Veränderung. Sie wollte frische Luft in ihr Leben hineinlassen. Drei Jahre lang war Monika Mutter, Hausfrau und Abendschülerin. Nach dem bestandenen Abitur begann sie ein Studium der Betriebswirtschaft. Ehemann und Mutter verstanden ihren Schritt nicht. Sie meinten, Monika könne doch, wenn sie sich langweile, wieder halbtags als Friseurin arbeiten.

Mir gegenüber möchte sich Monika Eichberg nicht länger als nötig mit Schilderungen der Hindernisse aufhalten, die sich ihr in den Weg stellten, und der vielen Tiefs, die sie durchlitt – begleitet von einer ständigen Angst und Unsicherheit, ob sie wirklich die richtige Entscheidung getroffen habe. Der Widerstand von Seiten des Mannes, der Kinder und natürlich ihrer Mutter muss enorm gewesen sein. Hauptvorwurf: Sie denke nur an sich, sie sei egoistisch, sie sei verantwortungslos. Aber letztlich liess sich Monika Eichberg nicht mehr beirren. Sie fand Unterstützung bei ihrer Lieblingstante und bei einer erfahrenen Psychotherapeutin. «Ich kam aus einem Milieu, in dem so

etwas wie Therapie unbekannt ist», erklärt sie mir. «Dass ich dann doch über meinen Schatten gesprungen bin und mir Hilfe geholt habe, hatte aber nichts mit meinem Unabhängigkeitsdrang zu tun, sondern mit meiner zwölfjährigen Tochter. Eines Tages war mir aufgefallen: Ich behandle Julia genauso wie früher meine Mutter mich. Ich mache sie genauso mit Worten nieder! Wenn ich stark unter Stress stand, habe ich kein gutes Haar mehr an Julia gelassen. Sie diente mir als Blitzableiter.»

Der jugendliche Sohn rastet aus

Monika Eichbergs Geschichte ist auch die Geschichte ihrer Kinder. Da ist der Älteste, Oliver, inzwischen 25 Jahre alt. Wie seine Mutter es beschreibt, haben sie heute eine gute Beziehung, aber das ist eine relativ neue Entwicklung. «Früher kriegte ich keinen Draht zu ihm», bekennt sie. Oliver sei als Kind und Jugendlicher sehr angepasst und zurückhaltend gewesen. Kurz vor seinem Abitur äusserte der Sohn Suizidgedanken. Seine Freundin hatte ihn verlassen und war nun mit einem seiner besten Freunde zusammen. Also hatte er gleich zwei wichtige Menschen auf einen Schlag verloren. Seine Eltern wollten ihn trösten, sie wollten ihm helfen, aber sie bekamen keinen Kontakt zu ihm. Dann kam der Tag, als er seine Zimmereinrichtung kurz und klein schlug. Dabei entwickelte er Bärenkräfte. Niemand konnte ihn bremsen. Sein Vater wollte ihn in die Psychiatrie einweisen lassen. Er hatte schon den Telefonhörer in der Hand – da griff Monika ein. «Ich wusste, die Klinik wäre für meinen Sohn genau das Verkehrte gewesen. Und inzwischen liess ich mir auch nichts mehr ausreden, wenn ich etwas als richtig empfand. Als Oliver sich ein bisschen beruhigt hatte, sagte ich: Ich werde Dir helfen. Ich weiss zwar noch nicht, wie, aber ich werde Dir helfen. Das geht aber nur, wenn auch du wirklich Hilfe willst.» Ihr Sohn zögerte, es ging noch einige

Male hin und her, schliesslich willigte er ein. Monika Eichberg fand einen Psychotherapeuten, der Oliver nach kurzer Zeit aus seiner Krise hinausführte. «Und ich sass derweil bei meiner Therapeutin», erzählt die Mutter, «denn ich wollte begreifen, was mit meinem Sohn und mir schief gelaufen war.» Das Drama mit ihrem Ältesten ereignete sich während einer Zeit, als sie immer wieder mit dem Gedanken spielte, ihren Mann zu verlassen, aber glaubte, sie dürfe es ihren Kindern nicht antun. Sie entschied damals, noch sieben Jahre zu warten, bis der Jüngste sein Abitur bestanden hatte.

Ihre Beziehung zu Marcus, erklärt sie, sei immer schon eine besondere gewesen. Er, das Sorgenkind der Familie, habe von Anfang an eine labile Gesundheit gehabt. Mit fünf Jahren wurde bei ihm eine Wachstumsstörung diagnostiziert – da war er kleiner als üblicherweise ein Vierjähriger. Den Eltern wurde von Fachärzten vorausgesagt, das Kind werde weiterhin zu langsam wachsen, aber in späteren Jahren alles nachholen. Als Jugendlicher schien Marcus mit 1,60 Meter das Äusserste erreicht zu haben.

Zu diesem Zeitpunkt merkte Monika: Sie konnte das stumme Versprechen, das sie ihren Kindern gegeben hatte, nicht mehr einhalten. Inzwischen war sie finanziell unabhängig. Sie hatte ihr Studium abgeschlossen und als Diplomkauffrau eine gute Stelle in einem internationalen Konzern gefunden. Schnell stieg sie dort auf. Auch wurde sie in den Betriebsrat gewählt. Doch gesundheitlich ging es ihr immer schlechter; Rückenbeschwerden, Migräne und eine Gebärmutterentzündung, die chronisch zu werden drohte. Monika Eichberg erzählt: «Eines Tages war mir klar, ich muss gehen! Sonst werde ich ernsthaft krank – sonst gehe ich drauf!» Wie nicht anders zu erwarten, habe ihr die Mutter die Hölle heiss gemacht. «Allerdings sehe ich auch», sagt Monika,» wie fassungslos sie vor meinem Entschluss stand und dass sie sich furchtbare Sorgen machte. Ich kann meine Mutter heute in ihrem ganzen Elend erfassen. Da blutet mir

manchmal das Herz. Ich sehe das ganze eingeschränkte Leben in ihrem Gesicht. Mehr konnte sie daraus nicht machen. – Andererseits muss ich mich immer noch vor ihr schützen. Wenn ich sie treffe, muss ich alle Antennen ausfahren.»

Nachdem Monika Eichberg ausgezogen war, erlebte Marcus, der Jüngste, einen Entwicklungsschub. Innerhalb eines Jahres wuchs er 20 Zentimeter. Das ist jetzt drei Jahre her. Marcus steht heute kurz vor dem Abitur. Seine Mutter freut sich sehr auf die Feier. Wieder einmal wird sie mit der ganzen Familie zusammen sein – so wie sie jeden Geburtstag und jedes Weihnachtsfest zusammen mit ihrem Mann und ihren Kindern in dem Haus verbringt, das einmal auch ihr Zuhause war.

Der letzte Schritt in die Freiheit

Wenn der Jüngste flügge ist, versichert sie, dann habe sie ihre Pflicht getan. Dann werde sie mit dem Vater ihrer Kinder über die Scheidung sprechen. Zu ihren Fähigkeiten im Beruf, sagt sie nicht ohne Stolz, gehöre das Herstellen von Struktur und Ordnung, vor allem aber von Transparenz. Das brauche sie auch im Privatleben, andernfalls würde sie sich – wie in ihrem früheren Leben – im Nebel verlieren. «Wenn mein Jüngster sein Abitur in der Tasche hat und ausgezogen ist, dann war's das. Dann ist Schicht.»

Sie steht unvermittelt auf und geht in die Küche, während sie noch schnell einen Satz über die Schulter wirft, dem Sinne nach: «Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.» Als sie wieder auftaucht, trägt sie ein Tablett mit einer bunten Auswahl köstlichster italienischer Törtchen. Geniesserisch langt sie zu. Kein Lamento der Art, sie dürfe ja eigentlich nicht, sie müsse abnehmen. Dann fällt ihr etwas ein, was sie mir unbedingt erzählen möchte. Sie sei immer davon ausgegangen, sie habe in ihrer Ehe guten Sex gehabt, und das habe für die damaligen Verhältnisse

auch gestimmt. Heute aber wisse sie: Ihre Weiblichkeit sei nicht wirklich entwickelt gewesen. «Man kann auch sagen: Sie war verschüttet», stellt sie fest. «Meine Mutter konnte mir keine gute weibliche Identität vermitteln, und diesen Mangel habe ich auch wahrgenommen, auch wenn ich dafür keine Worte hatte. Also war da immer eine Sehnsucht».

Ihr äusserlicher Befreiungsprozess ging Hand in Hand mit einem persönlichen Entwicklungsprozess und der schloss das Wachsen einer starken weiblichen Identität mit ein. Die erlebe sie nun im Zusammensein mit ihrem neuen Freund. «Dieser Mann ist das Beste, was mir passieren konnte.» Sie sucht nach Worten des Vergleichs, um zu beschreiben, wie ihre Emanzipation ihre Sinnlichkeit gesteigert habe. «Wie soll ich das erklären? Vielleicht so: Wenn man die ganze Zeit nur trocken Brot bekommt und nicht weiss, dass es Kuchen und Torte gibt, dann hält man trocken Brot für gutes Essen. – Meine Güte!», unterbricht sie sich lachend. «Das ist ja schon wieder so ein Bild von Krieg und Not! Es steckt doch alles tiefer, als man glaubt.» Mit Mitte vierzig hat sie erfahren, wie Torte schmeckt – eine Belohnung dafür, dass sie, wie sie es nennt, in die «kriegskinderfreie Zone» umgezogen ist.

Fünftes Kapitel

DIE
SPÄTZÜNDERIN

Ein Dauerproblem

Wenn Andrea Vetter* mit ihren Freundinnen zusammensitzt, kommt in kürzester Zeit ihr grosses gemeinsames Thema auf den Tisch, das Problem mit den Eltern. Seit sie denken können, waren die Beziehungen zu Mutter und Vater schwierig, und heute, als Frauen von Mitte Vierzig, sind sie kaum einen Schritt weiter. Dabei haben sie andere konfliktreiche Gebiete durchaus erfolgreich beackert. Andrea Vetter meint: «Krisen im Beruf, in der Ehe, dann die Scheidung etc., das ist alles schlimm, aber irgendwann hat man es hinter sich. Nur mit den Eltern bleibt es schrecklich.» Den Freundinnen graut davor, was sein wird, wenn die Eltern einmal alt sind und die Unterstützung ihrer Töchter brauchen.

Andrea Vetter, geschieden und Mutter einer achtjährigen Tochter, hatte mir gesagt, die beste Zeit für ein Gespräch sei der späte Abend, wenn Sarah* schon schlafe. Ich warte im Wohnzimmer, während sie noch einmal nach ihrer Tochter schaut. Zwei Wände sind von Bücherregalen komplett ausgefüllt. Vor allem interessiert sich Andrea Vetter für Literatur. «Ja, ich lese viel», bestätigt sie, «ich muss ja wegen Sarah abends zu Hause bleiben. Da habe ich viel Zeit.»

Vor einigen Jahren, als viele Schulen auf Ganztagsbetrieb umstellten, hatte sich für sie die Chance zu einem Berufswechsel ergeben. Sie liess eine ungeliebte Bürotätigkeit hinter sich und kümmert sich seitdem um Kinder und Jugendliche, die während der unterrichtsfreien Zeit betreut werden müssen. Aber dabei soll es nicht bleiben. Sie deutet auf eine graue Strähne in ihrem schulterlangen, dunklen Haar. Ja, sie hat begriffen: Die Zeit drängt. Mutterschaft, sagt sie – auch späte Mutterschaft – sei nur das halbe Leben, und wenn sie aus der zweiten

Hälfte noch etwas herausholen wolle, dann müsse sie jetzt Gas geben. Nicht nur ihr selbst gehe das so, sondern auch ihren Freundinnen. «Unser Problem ist: Wir sind alle hinter unseren Fähigkeiten zurückgeblieben.»

Unsere Beziehung ist grottenschlecht

Andrea Vetter lebt mit ihrer Tochter in der Nähe von Kiel. Sie selbst wuchs mit ihrem Bruder am anderen Ende der Kleinstadt auf, dort wo heute noch ihre Eltern wohnen. Von ihnen weiss sie nicht viel Gutes zu berichten. Vor allem die Mutter, Luise Vetter*, scheint für die Tochter ein einziger Problemfall zu sein. «Unsere Beziehung ist grottenschlecht.» Sie schildert eine Frau von knapp 70 Jahren, die sich nur mit Banalitäten beschäftigt, die nicht liest, die sich den ganzen Tag von seichter Radiomusik beschallen lässt und sich immer häufiger mit Verwandten und alten Freunden verkracht, und zwar so, dass der Kontakt völlig abbricht. Das Urteil der Tochter ist hart: «Mutter hat sich, seit ich sie kenne, in keiner Weise geistig weiterentwickelt, und jetzt verblödet sie noch mehr.»

Warum, frage ich Andrea Vetter, hat sie sich in all den Jahren nicht räumlich von der Mutter abgesetzt? Wäre es nicht einfacher, wenn zwischen ihren Wohnorten 300 Kilometer lägen? Vielleicht, sagt die Tochter, aber vielleicht auch nicht. Sie verweist auf eine Freundin, deren Mutter in Frankfurt wohnt. «Meine Freundin sagt immer: Wenn ich zwei Stunden bei meiner Mutter bin, will ich flüchten. Sie kann aber nicht, es sei denn, sie riskiert das grosse Drama. Sie muss wenigstens über Nacht bleiben. Ich aber kann nach zwei Stunden wieder gehen.» Noch immer fühlt sie sich von ihrer Mutter gegängelt. Deren Kritik kann sie hart treffen, besonders dann, wenn Luise Vetter ihrer Tochter vorwirft, sie habe es beruflich nicht weit gebracht. Zwar kann die Mutter als Hausfrau selbst auch nichts Bemer-

kenswertes vorweisen, aber das spielt für sie keine Rolle. Sie definiert ihre Lebensleistung über die Karriere ihres Mannes – ein Ingenieur, der es mit einer eigenen Firma zu beachtlichem Wohlstand brachte. Andrea Vetter stammt also aus gutbürgerlichen Verhältnissen. Auf Bildung sei in ihrem Elternhaus viel Wert gelegt worden, sagt sie, und dafür sei sie uneingeschränkt dankbar. Der Vater habe stets viel gelesen und sie mit der Welt der Literatur vertraut gemacht.

Es war der dringende Wunsch von Mutter und Vater gewesen, dass ihre Tochter studierte. Nur kam von den Eltern keinerlei Rückenstärkung, wenn Andrea im Studium Schwierigkeiten hatte. In den Augen von Luise Vetter war die Tochter an ihren Problemen selbst schuld. «Du musst dich eben zusammenreissen», lautete der übliche Kommentar.

«Meine Mutter konnte es einfach nicht ertragen, wenn ich schwach war», glaubt Andrea Vetter. «Andererseits hat sie nichts dazu getan, damit ich stark wurde.» Im Gegenteil. Das Geld für ihren Unterhalt wurde nicht überwiesen – die Studentin musste es sich wöchentlich bei ihren Eltern abholen. Aber dann kam der Vorwurf: «Du kommst ja nur wegen des Geldes.»

Eigentlich wollte Andrea Vetter Lehrerin werden, doch kurz vor dem Examen brach sie ihr Studium ab. Sie fand einen Bürojob in einer grossen Speditionsfirma. Es sollte eine Übergangslösung sein, so lange, bis sie wusste, wie es weitergehen könnte. Zunächst einmal genoss sie es, ihr eigenes Geld zu verdienen. Wenigstens in dieser Hinsicht war sie von den Eltern frei. Die Organisationsarbeit lag ihr. Sie wurde gelobt. Man traute ihr mehr zu als sie sich selbst, und mit der Zeit, als die Verantwortung zunahm, wuchs auch ihr Selbstwert. Sie hatte eine berufliche Umgebung gefunden, in der sie sich sicher fühlte. Anerkennung und Gehaltserhöhungen taten ihr gut. Aus der Übergangslösung wurde eine Dauerlösung. Auch Andreas Bruder bemühte sich nicht um eine Karriere, was auf die Schwester beruhigend wirkte. Ihren Eltern gegenüber empfand sie eine

gewisse Schadenfreude: Das hatten sie nun von ihrer ewigen Kritik und von ihrer Art, wie sie ihren Kindern in den Rücken gefallen waren: Man konnte mit Tochter und Sohn nicht angeben. Kein beruflicher Erfolg, keine Familiengründung, keine Enkelkinder in Sicht...

Sie litt unter dem beruflichen Niveau

Inzwischen ist Andrea Vetter ihrer Trotzphase längst entwachsen. Mit den Jahren hatte sich Entscheidendes verändert. Es wuchsen ihre geistigen Ansprüche, an sich selbst, an die beruflichen Inhalte, an ihre Kollegen, deren Niveau ihr nicht mehr genügte. Es war für sie frustrierend, mit Vorgesetzten zu tun zu haben, die dümmer waren als sie selbst. Und dann zog auch noch der Bruder an ihr vorbei und sie blieb als Spätzünderin zurück. Ihr Bruder hat alles aufgeholt, beruflich und privat, mit einer Spitzenposition in der Wirtschaft, mit Frau, Kind und Haus.

«Als ich mein Studium hinwarf», stellt Andrea heute fest, «habe ich mir selbst ins Knie geschossen.» Jetzt ist sie dabei, das Versäumte nachzuholen und sich eine neue berufliche Existenz aufzubauen. Erste Schritte sind getan. Der Kontakt mit den Schulkindern gibt ihr viel. Aber sie will mehr. Sie will studieren und eine Qualifikation erwerben, von der sie sich eine interessantere pädagogische Arbeit verspricht. «Das hätte ich also alles leichter haben können», räumt sie selbstkritisch ein.

Als Kind fürchtete Andrea ihre Mutter, die keine Widerworte duldete und mit Ohrfeigen erzog. Der Vater schlug seine Tochter nicht, er schützte sie aber auch nicht vor den Schlägen. Im Unterschied zu ihrem Bruder galt Andrea als das Kind, das stets Schwierigkeiten machte. Von klein auf hatte sie Essprobleme und musste oft brechen. Daraufhin wurde sie von der Mutter mit dem Erbrochenen gefüttert.

Eine Generation danach hatte Tochter Sarah ebenfalls Essprobleme und zwar von Anfang an. Andrea, ihre Mutter, begriff: Ich werde verhindern, dass sich der alte Kampf fortsetzt. Sarah *muss* nicht essen, wenn sie nicht will. Sie *muss* nicht so viel essen, wie ich denke, es sei notwendig für sie.

Verblüffend schnell trat eine Wirkung ein. Das Verhältnis zwischen Mutter und Baby entspannte sich; das Kind ass, wenn es Hunger hatte, und wenn nicht, dann eben nicht. Dennoch war die Nahrungsmenge ausreichend. Von Essproblemen konnte keine Rede mehr sein – es sei denn, die Grosseltern meinten, ihr Enkelkind sei zu dünn und sie müssten es vor dem Verhungern retten. Es gab einmal eine Zeit, da hoffte Andrea Vetter, durch die Ankunft eines Enkelkinds würde der Umgang zwischen ihr und ihrer Mutter erträglicher werden. Tatsächlich haben sich seitdem die Anlässe für Konflikte vermehrt. Das Thema Essen ist nur einer unter vielen Streitpunkten. Sarah isst kein Fleisch, woran sich die Grosseltern absolut nicht gewöhnen können. Sie meinen es gewiss gut, wenn sie zu ihrer Tochter sagen: «Mach dem Kind doch mal eine Bratwurst». Sie ahnen ja nicht, welche Panik ihre Aufforderung bei Andrea auszulösen vermag. Die ist in solchen Momenten ausser sich, denn sie sieht ihre eigene Tochter bedroht – so wie sie sich selbst als Kind bedroht fühlte, wenn ihre Mutter das Essen in sie hineinzwang.

Mit siebzehn Jahren machte Andrea Vetter ihre erste Psychotherapie. Es ging ihr erbärmlich schlecht: Essstörung, Depressionen, Gedanken an Selbstmord. Seitdem ist für Luise Vetter klar: Andrea ist die Labile in der Familie. Während ihres Studiums gab es einen Zwischenfall. «Ich war bei meinen Eltern», erzählt die Tochter. «Ich war nervlich am Ende. Und dann ist etwas passiert – was, weiss ich nicht.» Sie erinnert sich nur, dass sie im Bett aufwachte. Ihr wurde gesagt, der Notarzt habe sie mit einem Medikament ruhiggestellt. Einziger Kommentar der Mutter: «Nun reiss dich gefälligst zusammen!» Aus all dem

schliesst Andrea Vetter, sie habe wohl die Mutter tötlich angegriffen. «Das wundert mich nicht. Noch heute würde ich ihr manchmal gern den Hals umdrehen.» Vor allem dann, wenn die Grossmutter ihr achtjähriges Enkelkind mit Worten niedermacht. Die Einsicht, dass nicht nur Erwachsene sondern auch Kinder mit Respekt zu behandeln sind, ist Oma völlig fremd. Andrea Vetter beobachtet immer wieder, dass es keinerlei Verständnis gibt für die Tränen des Kindes, zum Beispiel wenn es gerade enttäuscht ist. «Also, wenn es in der Öffentlichkeit geschieht und Mutter den Eindruck hat, es gucken Leute hin, dann wird Sarah angeschnauzt – in einer Weise, wie ich selbst nie mit ihr reden würde: ‚Mach hier nicht so ein Theater! Stell dich nicht so an!‘ Ohne Publikum ist die Reaktion eindeutig milder.»

Im Rahmen einer Therapie, sagt Andrea Vetter, habe sie verstanden, dass sie als Kind und Jugendliche emotional unterversorgt war. An dem ursprünglichen Muster habe sich bis heute nicht viel geändert. Im Grunde könne sie sich abstrampeln so viel sie wolle – für ihre Mutter sei sie nie gut genug. Zu ihrem 40. Geburtstag bekam Andrea von ihr einen Briefumschlag mit einem 10-Euro-Schein – der blanke Hohn, so empfand es die Tochter. Sie sass da, als hätte sie einen Schlag in den Magen erhalten. Der Gedanke, ihre Mutter zu fragen, was die Beleidigung solle oder sie vor die Tür zu setzen, kam ihr nicht.

Erst Streit – dann drei Tage Schweigen

Als sie der Mutter im schlimmsten Trennungsschmerz mitteilte, ihre Ehe sei gescheitert, schaute Luise Vetter ihre Tochter freudig an und sagte: «Na, das ist doch gut, da brauchst du die Pille nicht mehr zu nehmen.» Nicht nur die eigene Tochter war in Luises Augen nie gut genug. Auch der Schwiegersohn war es nicht, und der eigene Mann ist es genauso wenig. Andrea Vetter

sieht es so: «Für meine Mutter ist mein Vater ein Waschlappen. Bis heute können meine Eltern sich so grässlich streiten wie schon in meiner Kindheit.» Aber nie wurde irgendetwas geklärt. Nach jedem Streit wurde drei Tage geschwiegen. Dann kam der Vater mit einem Blumenstrauss. Danach herrschte eine Weile Ruhe, dann ging es wieder los. «Mutter ist hysterisch», stellt ihre Tochter nüchtern fest. «Ich fand das als Kind nicht lustig, wenn sie dem Vater ein Glas Wein ins Gesicht kippte. Darum will ich nicht, dass sie vor Sarah streiten. Aber Mutter macht einfach weiter. Sie sagt: «Da sieht das Kind mal, dass es in einer Ehe auch Konflikte gibt. So wie Sarah aufwächst, ist das doch unnormale»

Mit einem solchen Satz wäre es Luise Vetter früher mühelos gelungen, ihre Tochter wieder klein zu machen. Um Schuldgefühle auszulösen genügte schon der Vorwurf: «Du bist egoistisch.» Es bedurfte nicht einmal einer Begründung. Seit einigen Jahren aber, sagt Andrea Vetter, habe sie mehr zu sich selbst gefunden und sie sei zufriedener geworden. Das heisst auch, sie kann sich etwas besser gegen die Pfeile ihrer Mutter schützen. Doch fehlt die Antwort auf zentrale Fragen: «Warum liebt meine Mutter mich nicht? Warum sind meine Eltern so egoistisch?»

Mir sind eine ganze Reihe ähnlich desolater Familiengeschichten bekannt. Ihr gemeinsamer Kern ist, dass ein Kind von einem Elternteil oder beiden Eltern völlig gefühllos behandelt wurde. Wenn wir im Fernsehen davon erfahren – meistens im Zusammenhang mit körperlicher Gewalt oder seelischer Grausamkeit – sind wir erschüttert, und wir gehen davon aus, dass die Eltern psychisch krank sein müssen. In der Psychiatrie hält man die entsprechenden Diagnosen bereit. Doch die Wahrnehmung der direkten Angehörigen, vor allem von Seiten der Kinder, ist häufig völlig anders. Selbst dann, wenn sie schon lange erwachsen sind, fällt es ihnen extrem schwer, sich innerlich von ihren Eltern zu lösen.

Solange Luise Vetter ihr Verhalten als «völlig normal» ein-

stuft und nie auf die Idee käme, sich von einem Arzt behandeln zu lassen, hilft es ihrer Tochter Andrea nicht wirklich weiter, wenn Experten sagen: Ihre Mutter ist krank. Rational könnte sie dem zustimmen, aber emotional nicht.

Spätestens hier ist die Frage zu stellen, wie normal denn die Verhältnisse waren, in denen Luise Vetter aufwuchs. Ein Blick in ihren Personalausweis wäre bereits aufschlussreich. Sie wurde 1941 in Breslau geboren. Ihre Tochter Andrea weiss nicht, wann genau die vierjährige Luise aus ihrer vertrauten Umgebung herausgerissen wurde, wann die Flucht begann und wie viele Wochen oder Monate sie dauerte. Es wurde nur selten darüber gesprochen. Das übliche Schweigen in deutschen Familien steht in einem bemerkenswerten Kontrast zu der Mühelosigkeit, mit der heutzutage Hintergrundinformationen im Internet erworben werden können. Es reicht das Eintippen der Stichworte «Breslau» und «1945».

Die Stadt in Schlesien wurde im Januar 1945 von NS-Gauleiter Hanke offiziell zur Festung erklärt, die es zu verteidigen galt. Die Rote Armee hatte mit der Umzingelung von Breslau begonnen. Hanke wollte Platz schaffen für die «Entscheidungsschlacht». Wer nicht mitkämpfen konnte, sollte die Stadt verlassen. Die Zivilbevölkerung wurde von einem Räumungsbefehl überrascht. Es begann die überstürzte, schlecht organisierte Evakuierung. Nur für einen Bruchteil der Flüchtlinge standen Züge bereit. Am Bahnhof brach Panik aus. Menschen wurden zu Tode getrampelt. Hanke ordnete daraufhin an, die Bewohner müssten sich zu Fuss auf den Weg machen. Es wurde also nicht evakuiert, sondern Frauen, Kinder und Alte wurden aus der Stadt geworfen, bei 20 Grad Kälte. Später wird man dem Geschehen einen Namen geben: «Der Todesmarsch der Breslauer Mütter». Ungefähr 60'000 brachen in diesen Januartagen auf. Tausende verloren ihr Leben, darunter viele Kinder. Eine dieser schlesischen Mütter notierte in ihren Erinnerungen: «Meinem Baby fror die Windel am Körper fest. Ein vor Kälte

und Hunger sterbendes Kind. Keine Mutter vergisst so etwas.» Zeugen berichteten von unzähligen erfrorenen Leichen entlang des Fluchtwegs, vor allem tote Babys. In panischer Angst waren sie zurückgelassen worden.

Tote Babys am Strassenrand

Wie soll jemand Vertrauen ins Leben entwickeln, der im Alter von vier Jahren erlebte, dass Babys am Strassenrand liegen gelassen wurden? Und wie soll er, wenn er einmal selbst Kinder hat, diesen das Gefühl vermitteln, dass die Erde ein sicherer Ort ist? Was geschieht mit Menschen, die im Kleinkindalter einer kollektiven Katastrophe ausgeliefert waren? Wie gross sind die Chancen, später die emotionale Reife eines Erwachsenen zu erlangen?

Glück hatten jene Kinder, die danach von liebevollen und einfühlsamen Eltern gestärkt wurden. Glück hatten jene, deren seelische Wunden Zeit hatten zu heilen. Aber wie sieht es mit den anderen aus, die kein Glück hatten, weil ihre Eltern noch Jahre nach Kriegsende ausschliesslich mit dem Überleben beschäftigt waren? In solchen Familien hiess es: Kinder haben zu gehorchen. Kinder haben still zu sein. Wer nicht hören will, muss fühlen.

Andrea Vetter weiss kaum etwas über die Zeit nach der Flucht. Nur so viel: Luisas Mutter kam mit ihrer Tochter bei einem Bauern in Norddeutschland unter. Von morgens bis zur Dämmerung schuftete die Flüchtlingsfrau auf dem Feld. Als Lohn bekam sie Brote mit Rübenkraut. Auf diese Weise überlebten sie. Andrea Vetter kann nicht sagen, wie lange die elenden Verhältnisse bestanden. Aber das zu wissen ist vielleicht auch gar nicht wichtig, um sich in eine Vierjährige hineinzudenken. In diesem Alter, in dem Zeit noch völlig anders empfunden wird, dehnen sich Wochen zur Ewigkeit. Für dieses Kind war eine

Welt untergegangen. Es war in eisige Kälte und Heimatlosigkeit gestossen worden. Es hatte die Horrorbilder einer Flucht in sich aufgenommen. Wie viel Geborgenheit kann ihm eine Mutter geben, die jeden Morgen in aller Frühe aufstehen und arbeiten gehen muss?

Über das Nachkriegselend hörte Andrea Vetter nur den Satz: «Es waren schlechte Zeiten.» Kein Wort über Hunger, weder von der Mutter noch vom Vater, der 1934 im Ruhrgebiet geboren wurde. Über seine Kindheit im Krieg redete er so gut wie nie. Dass Alfred Vetter* ausgebombt wurde, erfuhr seine Tochter irgendwann beiläufig. Der Vater sprach auch nicht von der permanenten Angst in seiner Familie, Angst durch Naziterror. Josef Vetter* – Andreas Grossvater – war Jude. Dessen Frau ignorierte die Aufforderung der Nationalsozialisten, sich scheiden zu lassen. Es geschah möglicherweise nicht aus Liebe, denn ihre Ehe war nicht gut. Josef Vetter hatte ständig Freundinnen. Wie auch immer: Ohne die Standfestigkeit seiner Frau hätte er vermutlich nicht überlebt.

Doch wäre es naiv zu glauben, es habe für Josef Vetter während der Nazizeit so etwas wie eine Entwarnung gegeben. Eine nichtjüdische Ehefrau bot keinen verlässlichen Schutz. Die Gefahr konnte sich jederzeit in Lebensgefahr verwandeln: Wie lange noch würde die Regelung gelten, wonach die jüdischen Ehepartner verschont blieben? Schon jetzt gab es Ausnahmen. So mancher jüdische Ehemann war von der Strasse weg eingekerkert worden. Seine nächste Station war dann der Bahnhof, die übernächste ein KZ gewesen. Es hatte gereicht, dass er einen Judenstern trug.

Verwandte von den Nazis ermordet

Wie Andrea Vetter bei einem Verwandtschaftstreffen in Paris erfuhr, war es den wohlhabenden Familien gelungen, Deutschland rechtzeitig zu verlassen. Die armen Verwandten wurden ermordet. Ohne Frage hatte die Verfolgung durch die Nazis in Andrea Veters Familie Spuren hinterlassen, aber für die Nachkommen waren sie kaum zu erkennen. Im Vordergrund der Familiengeschichten stand stets der vermeintlich schlechte Charakter von Andreas Grossvater. Nach dem Krieg war Josef Vetter schnell zu Wohlstand gekommen. Während die meisten Deutschen noch auf dem Fahrrad unterwegs waren, konnte er sich eine Luxuslimousine leisten. Und Josef Vetter leistete sich auch weiterhin Freundinnen. Er war das, was man damals einen Lebemann nannte – ohne Rücksicht auf seine Ehefrau und seine Familie. Entsprechend schlecht waren seine Kinder auf ihn zu sprechen.

Seit Andrea Vetter vor einigen Jahren angefangen hat, bei den Eltern nachzufragen, fügt sich ein Mosaiksteinchen zum nächsten, doch ein komplettes Bild ergibt das noch lange nicht. Manchmal überlegt sie, ob das nicht auch sein Gutes habe. Ist es nicht besser, zu dosieren, anstatt alles auf einmal zu erfahren? Wollen Kinder vom Trauma ihrer Eltern wirklich Details wissen? Natürlich ist ihr bewusst, dass es Bücher gibt, die ihr einen anderen Zugang zu ihrer Familiengeschichte vermitteln könnten: Ralph Giordanos Roman «Die Bertinis» zum Beispiel, der vom Schicksal einer den Veters vergleichbaren Familie in Hamburg erzählt. In den Tagebüchern von Viktor Klemperer wäre nachzulesen, welche Erniedrigungen die Nazis sich für Paare ausdachten, die zusammenblieben, obwohl der eine Ehepartner Jude war. Andrea Vetter könnte also auch auf diese Weise Familienforschung betreiben oder sie könnte in der umfangreichen Vertriebenenliteratur recherchieren. Eines Tages, sagt sie, werde die Zeit vielleicht reif sein für eine solche Lektüre.

Sechstes Kapitel

DAS BÖSE

Familienforschung im Fernsehen

Der Schauspieler Armin Rohde wollte einfach nur mehr über seinen Grossvater erfahren. Das hatte für ihn böse Folgen, was wieder einmal deutlich machte: Es ist in der Tat keine gute Idee, sich als Deutscher blauäugig auf Familienforschung einzulassen. Die ARD hatte Rohde eingeladen, zu einer Fernsehdokumentation – Titel: «Das Geheimnis meiner Familie» – Persönliches beizutragen. Es handelte sich um ein Format, das bereits in England erfolgreich und ohne Nebenwirkungen ausgestrahlt worden war.

Armin Rohdes Mutter hatte so gut wie nie über ihren Vater gesprochen, aber eindeutig vermittelt, er sei brutal gewesen und habe die ganze Familie tyrannisiert. Im Düsseldorfer Stadtarchiv stiess Sohn Armin auf einen Stapel alter Ordner. Auf dem Aktendeckel stand: «Anklage wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit» – daneben der Name von Rohdes Grossvater. Er war Polizist im Warschauer Ghetto gewesen. In der Anklageschrift wurde ihm vorgeworfen, an der Erschiessung von 110 Juden beteiligt gewesen zu sein. Armin Rohde sagte später in einem Interview: «Bei seinen Kameraden galt er als schiesswütig». Laut Zeugenaussagen hatte sein Grossvater akribisch eine Strichliste über seine Morde geführt. Trotz der schweren Anklage wurde er in den 1950er Jahren freigesprochen.

Verletzte Integrität

Man sollte denken, dass der Augenblick, in dem ein Enkel entdeckt, dass sein Grossvater ein Massenmörder war, dem Enkel ganz allein gehört. Die Verantwortlichen im öffentlich-recht-

lichen Fernsehen sahen das nicht so. Obwohl es gar nicht anders sein konnte, als dass Armin Rohde durch die Wahrheit über seinen Grossvater traumatisiert worden war, hatte man ihn danach nicht etwa in Sicherheit gebracht – wie es üblicherweise mit Schwerverletzten geschieht –, sondern er wurde im April 2008, als die Dokumentation gesendet wurde, vor einem Millionenpublikum entblösst. Die Kamera hielt auf seinem Gesicht jenen Moment fest, als für ihn – das ist wohl nicht übertrieben ausgedrückt – eine Welt zusammenstürzte. Mehr noch: als seine Integrität zutiefst verletzt wurde. Nichts wäre dem Zuschauer verloren gegangen, keine Spannung, kein Inhalt, ja nicht einmal Dramatik, hätte man diese Szene weggelassen und stattdessen einen Ausschnitt aus einem späteren Gespräch genommen, in dem Rohde gewiss immer noch erschüttert genug gewesen wäre, um das Publikum ausreichend mit Emotionen zu versorgen.

Nun kann man dem entgegenhalten: Armin Rohde ist Profi. Er kennt sich mit dem Fernsehen aus. Wenn er den Dreharbeiten und später der Ausstrahlung zustimmte, dann wird er gewusst haben, was er tat. Aber so einfach ist das in diesem Fall nicht. Für ihn, den Traumatisierten, hätten andere die Entscheidung übernehmen müssen. Bleiben wir beim Beispiel des Schwerverwundeten: Würde der Notarzt einem Verunglückten zutrauen, dass der schon wissen wird, wie er sich richtig verhält, damit sich sein Zustand nicht noch verschlimmert?

Als der Schauspieler unmittelbar nach seiner Entblössung in einer Reihe von Interviews wiederholte, er habe diesen Grossvater aus seiner Familie gestrichen, sah ich darin nichts anderes als einen hilflosen und untauglichen Versuch, seine verletzte Integrität wieder herzustellen.

Opa war doch ein Nazi

Vor einer Reihe von Jahren, während eines Atlantikflugs, hatte mir meine Sitznachbarin eine erschütternde Geschichte erzählt. Sie heisst Angela Dirks* und lebt in Kalifornien. In einer E-Mail schilderte ich ihr mein Vorhaben und fragte sie, ob sie bereit sei, ihre Geschichte für dieses Buch aufzuschreiben. Sie erbat einige Tage Bedenkzeit. Dann willigte sie ein. Sie sagte, damals, als wir uns im Flugzeug kennen lernten, habe sie mehr gehaut als gewusst. Danach sei viel passiert. Eine Woche später schickte sie mir ihren Bericht, den ich, mit ihrem Einverständnis leicht redigiert und gekürzt, hier wiedergebe.

Als ich etwa fünf Jahre alt war – jedenfalls noch kein Schulkind – nahm mich mein Grossvater zum ersten Mal mit zum Reiten. Er setzte mich auf ein Pony und ging die ganze Zeit neben mir her. Ich war total glücklich. Wieder zu Hause erzählte ich meinen Eltern: «Opa hat gesagt, wenn wir den Krieg gewonnen hätten, würde er mir jetzt ein Pony kaufen.» Mein Vater explodierte. Er wollte nicht, dass ich noch ein zweites Mal mit dem Opa zum Reiten ginge. Er tobte. Ich weinte. Da gab mein Vater nach.

Meine Liebe zu Grossvater und meine Liebe zu Pferden gehören zusammen. Bei meiner Einschulung meinte er, ich sei jetzt gross genug, um richtig reiten zu lernen. Auf einem Reiterhof wurde ihm erlaubt, mir auf einem Pony Unterricht zu geben. Und als er mit meinen Fortschritten nicht mehr mithalten konnte, hat er mir Reitstunden bezahlt. Er selbst war seit dem Krieg nicht mehr geritten. Er konnte es sich nicht mehr leisten. Ich fand als Kind nichts Besonderes dabei, dass er mich verwöhnte. Denn erstens war ich sein einziges Enkelkind, und zweitens erfüllten mir auch meine Eltern so gut wie jeden Wunsch. Grossvater war nur ein kleiner Angestellter gewesen,

der später eine entsprechend kleine Rente bezog. Ich sehe noch sein besorgtes Gesicht beim Tanken, wenn er den Geldbetrag für das Benzin wachsen sah.

Ich war als Kind mächtig stolz auf meinen Grossvater, weil er alles über Pferde wusste. Ich genoss es, dass er soviel Zeit mit mir verbrachte. Ich lernte schnell. Es dauerte nicht lange, und wir konnten zusammen ausreiten. Wir, zwei Pferdenarren – zwei Komplizen. Heute weiss ich: Ich war der einzige Mensch in der Familie, der ihn liebte und respektierte. In seiner Abwesenheit war er für seine drei Kinder – meinen Vater und seine beiden Schwestern – eine Art Witzfigur. Was sie ernst nahmen, waren seine cholerischen Anfälle, weshalb sie sich meistens in seiner Gegenwart mit Bemerkungen zurückhielten. Sie nannten ihn nicht Vati oder Papa, sondern bei seinem Vornamen, Friedrich, und die Grossmutter nannten sie Marga. Sass meine Oma dabei, wenn über Friedrich Witze gemacht wurden, lächelte sie jungmädchenhaft amüsiert. Ich glaube, sie verachtete ihren Mann, weil es ihm nie gelungen war, sie aus dem «Elend», wie sie ihren Alltag nannte, herauszuführen. Sie hielt ihn für einen Versager – während sie ihren erfolgreichen Sohn vergötterte. In Grossvaters Gegenwart hielt Marga zu ihm. Zum Beispiel, wenn Friedrich zum hundertsten Mal wiederholte, die Sozis seien am allem Schuld. Nur ihnen habe er seine berufliche Misere zu verdanken.

Vater und Sohn im Dauerstreit

Obwohl meine Grosseltern in derselben Stadt lebten, traf man sich als Familie immer seltener. Wenn doch, brüllten sich Papa und Opa nach kürzester Zeit an und einer der beiden verliess den Tisch. «Der alte Nazi macht mich wahnsinnig», sagte Papa oft. Mama meinte dazu: «Lass ihn doch reden. Den änderst du doch nicht mehr». Und mein Vater schnaubte: «Eben. Darum

will ich nicht, dass er diese SS-Scheisse auch noch in meine Tochter einpflanzt.» Aber weder er noch Mama brachten es über das Herz, mir etwas zu verbieten, das mich so unübersehbar glücklich machte. Ausserdem glaubten sie, man dürfe einem Kind nicht den Grossvater vorenthalten.

Meine Eltern waren beide Anfang der vierziger Jahre zur Welt gekommen. An die Kriegszeit hatten sie kaum Erinnerungen, dafür umso mehr an eine Stadt in Trümmern und ihr Aufwachsen in erbärmlichen Verhältnissen. Für mich unfassbar: Die fünfköpfige Familie meines Vaters lebte auf 55 Quadratmetern. Ich kenne die Wohnung gut, denn meine Grosseltern blieben dort, als ihre Kinder ausgezogen waren. Das erste eigene Zimmer meines Vaters war seine Studentenbude. Meine Eltern stammten beide aus Mannheim und hatten sich auf dem Gymnasium ineinander verliebt. Mutter gehörte zu den Mädchen an der Schule, die man kannte, weil sie sich auffällig schön anzog. Ihre Familie war so arm, dass sie bis zu ihrem 12. Lebensjahr nur die Kleidung ihrer Schwestern und Kusinen auftrug. Dann beschloss sie, eigenes Geld zu verdienen, und fing an, jüngeren Schülern Nachhilfestunden zu geben. Darunter war auch eine Schwester meines Vaters.

Der Vater meiner Mutter war in Russland gefallen. Manchmal sagte sie zu Papa: «Wenn ich mir deinen Vater anschau, bin ich nur heilfroh, dass ich *keinen* Vater habe.» Es war ihr ernst damit. Mutter hatte ihren Vater nicht bewusst kennen gelernt, sie vermisste ihn nicht. Ihre Mutter – also meine zweite Grossmutter – ist schon vor meiner Geburt gestorben. Mein Vater und meine Mutter befanden sich meistens im Gleichschritt. Beide hatten sie Jura studiert, beide hatten sie grossen Ehrgeiz. Sie wollten ein Leben in Wohlstand, was ihnen als hart arbeitende Wirtschaftsanwälte auch gelang.

Zurück zu Opa. So liebevoll, geduldig und fürsorglich er sich mir gegenüber verhielt – dem Rest der Familie zeigte er vor allem schlechte Laune. Ich fragte ihn mal, warum er denn nie

nett mit den anderen sprach, und er meinte nur: «Die gehen mir furchtbar auf die Nerven. Du bist die einzig Vernünftige in der Familie». Er schenkte mir auch mein erstes Messer und sagte dazu: «Du bist kein schwaches Mädchen. Du kannst es mit jedem Jungen aufnehmen.» Es war ein richtiges Männermesser und sehr alt. Er hatte es schon als Jugendlicher besessen und es wie einen Schatz gehütet. Mir nahm er das Versprechen ab, ich dürfe das Messer niemandem zeigen. Daran habe ich mich zwei Jahrzehnte gehalten.

«Nazis», «KZ» und «SS» – was ging mich das an?

Als Kind und Jugendliche sah ich meine Reitstunden jedes Mal bedroht, wenn Papa und Opa sich stritten. Die immer wiederkehrenden Begriffe waren «Nazis», «KZ» und «SS». Als wir auf dem Gymnasium angingen, die NS-Zeit durchzunehmen – was dann eigentlich bis zum Abitur pausenlos geschah – verbanden sich diese Kürzel mit Unterrichtsstoff, der mir von Anfang an lästig war. Was hatte ich damit zu tun? Was konnte ich dafür, dass ich Deutsche war? Ich konnte nicht akzeptieren, dass uns die Lehrer – was ich damals diffus empfand – ihre eigenen unverdauten Schuldgefühle, die sie an Stelle ihrer Eltern mit sich herumschleppten, rüberdrücken wollten.

Als ich etwa 15 Jahre alt war, gab es an einem Weihnachtstag wieder einmal Krach, weil Opa «die Sozis» beschuldigte, sie hätten ihm sein Leben versaut, und Oma ihm beipflichtete. Ich verliess den Kaffeetisch und hockte mich in meinem Zimmer vor den Fernseher. Später kam mein Vater und wollte mir den Hintergrund erklären: «Bei Friedrich ist das so, dass ...» Aber ich fuhr ihn an, er würde Opa sowieso nur schlecht machen – ich wüsste ja, worauf alles hinauslief. «Ich kann es nicht mehr hören!», rief ich. «Du bist doch genauso wie meine Lehrer! Ihr habt doch nichts anderes im Kopf als die Nazizeit. Ihr bibbert

doch vor Angst, weil ihr meint, die Nazis würden immer noch frei herumlaufen.» Und dann setzte ich noch einen drauf: «Nimm dir ein Beispiel an einem Mann wie Opa. Der hat wenigstens als Soldat gekämpft!» Vater wurde blass im Gesicht. Ich hatte gewonnen. Als er wieder bei Kräften war und weiter argumentieren wollte, setzte ich mir die Kopfhörer auf und schaute fern.

Mein Grossvater hat mich übrigens nie indoktriniert. Er hat kaum von den Jahren gesprochen, als er ein junger Mann war. Ich wusste, als Soldat hatte er in Weimar gewohnt, und dort war ein Pferd mit dem Namen «Jupiter» sein ein und alles gewesen. Jupiter gehörte einem Vorgesetzten, aber mein Opa durfte das Tier reiten, wann immer er dienstfrei hatte. «Das ist meine beste Zeit gewesen», sagte er oft. Dass die Fotos, die er von Jupiter besessen hatte, in den Nachkriegswirren verloren gingen, erzählte er mir unter Tränen.

Als ich 16 Jahre alt war, verlagerten meine Eltern ihre Kanzlei in eine 200 Kilometer entfernte Stadt, und wir zogen fort. Ich weiss nicht, was mir schwerer fiel: der Abschied von meinen Freundinnen oder von Grossvater und den Pferden. Ich fand es brutal, dass meine Eltern sich hinter meinem Rücken für den Umzug entschieden hatten. Ich war doch kein Kind mehr! Meine Eltern hatten immer betont, wie wichtig Demokratie auch innerhalb der Familie sei, und nun dieser Verrat! Da machten meine Eltern mir Friedensangebote: Ich könnte doch alle meine Ferien bei Friedrich und Marga verbringen – ja sogar zwei Wochenenden im Monat, sie würden mir das Fahrgeld spendieren. Heute glaube ich, meine Eltern haben mich vor vollendete Tatsachen gestellt, weil sie wussten, ich hätte ihnen andernfalls wochenlang die Hölle heiss gemacht. Ich bin keine leicht lenkbare Tochter gewesen. Ich war es gewohnt, meinen Willen durchzusetzen. Das lag aber an meinen Eltern. Sie verhielten sich mir gegenüber so, als seien sie mir etwas schuldig – eine glückliche Kindheit. Und glücklich war ich in ihren Augen

dann, wenn ich gut drauf war. Okay, ich war immer gut drauf, wenn ich bekam, was ich wollte. Meine Eltern hatten ein schlechtes Gewissen, weil sie als Anwälte zu viel arbeiteten und viel zu wenig Zeit mit ihrem Kind verbrachten. Sie waren unglaublich tolerant mir gegenüber, hatten für alles Verständnis. Andere in meinem Alter liefen als Punk herum, um ihre Eltern zu provozieren. In meinem Fall, das wusste ich, konnte ich mir die Mühe sparen. Mutter hätte nur amüsiert gelacht und mich mit guten Tipps versorgt, zum Beispiel, auf welchem Flohmarkt es die passenden Klamotten zu kaufen gab.

Macht über den Vater

Wenn ich ehrlich gewesen wäre, hätte ich mir eingestehen müssen, dass es mir in der neuen Umgebung gut gefiel. Es handelte sich um eine Universitätsstadt voll junger Leute. Aber ich dachte nicht daran, meinen Eltern diesbezüglich Entwarnung zu geben. Ich war immer noch tief gekränkt, weil sie mich in der Umzugsfrage wie ein Kleinkind behandelt hatten. Ich suchte Streit mit ihnen. Weil ich wusste, dass ich Vater am meisten ärgern konnte, wenn ich Grossvater verteidigte, reizte ich diese Karte voll aus. Auch drohte ich ihm, mich bei Oma und Opa einzuquartieren und wieder meine alte Schule zu besuchen. Es tat mir gut zu sehen, wie schnell mein Vater aus der Fassung geriet. Auf diese Weile holte ich mir die Macht über meine Familie wieder zurück. Konsequenterweise fuhr ich alle 14 Tage am Wochenende zurück in mein vertrautes Milieu. Dort traf ich mich mit meinen Freundinnen in der Eisdielen. Vorher oder nachher setzten Opa und ich uns wie gewohnt in sein altes Auto und redeten über Pferde.

Einmal erzählte er mir von einem gleichaltrigen Jungen, der seit kurzem im Stall stundenweise aushelfe. Als Gegenleistung durfte er dort reiten. Es stellte sich heraus, dass Timm, so hiess

er, meinen Grossvater geradezu verehrte. Denn Timm war frisch bei den Neonazis, für ihn war mein Opa ein Held. Er saugte ihn geradezu aus nach Geschichten über Hitler und andere Nazi-grössen, über seine Zeit bei der SS, über den Russlandfeldzug. Ich muss sagen: Auch mich faszinierte, was und wie Opa erzählte. Ich hörte das alles ja zum ersten Mal – eine Quelle aus erster Hand. Mein Opa war dabei gewesen! Für mich war klar: Er hatte nichts Unrechtes getan. Krieg ist eben Krieg. Mein Grossvater schämte sich nicht, ein Deutscher zu sein.

Mit Parolen hielt er sich zurück, weil er merkte, er war damit nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Aber Timm wurde als Jungaktivist in einer rechtsradikalen Wehrkampfgruppe bei jedem Treffen ideologisch auf den neuesten Stand gebracht. Mit 16 Jahren fühlte er sich als Soldat, und dann noch als einer, der Deutschland vor den Kommunisten rettete – etwas Besseres konnte ihm wohl nicht passieren. Nicht alles, was er von sich gab, gefiel mir. Er war mir zu fanatisch. Er hatte null Humor. Dass er in mich verliebt war, ging mir manchmal auf die Nerven und ich konnte sehr grob zu ihm sein.

Es folgte meine ‚rechte‘ Phase. Was als reine Provokation gegen meinen Vater angefangen hatte, fand in der Schule seine Fortsetzung. An meinem neuen Gymnasium gab es eine linke und eine rechte Schülergruppe. Die Rechten, nicht mehr als ein halbes Dutzend, arbeiteten ‚undercover‘, die Linken nannten sich offen «sozialistischer Schülerbund». Im Grunde interessierte mich die Sicht der Rechten auf die deutsche Vergangenheit nicht. Ich wollte nicht «die Wahrheit» über das ‚Dritte Reich‘ erfahren. Ob von rechts oder von Seiten unserer 68er-Lehrer: Das Thema NS-Zeit ging mir auf die Nerven – es sei denn, mein Opa erzählte davon, denn bei ihm war es erlebte, lebendige Geschichte.

Lehrer in die Enge treiben

In meiner rechten Schülergruppe ging es mir einzig und allein um Munition gegen ungerechte Behandlung im Unterricht. Ich sah mich nicht als Nazi, ich wollte mir nur nicht mehr alles gefallen lassen. Besonders sauer war ich auf unseren Geschichtslehrer. Wenn er mal wieder seine furchtbar trockenen Fakten zur NS-Zeit ausbreitete und ich mich hinter seinem Rücken mit etwas anderem beschäftigte oder gar lachte, dann konnte er völlig ausrasten.

In der rechten Gruppe kursierten Schriften, die uns mit Argumenten versorgten, wie wir unsere Lehrer während des Unterrichts in die Enge treiben konnten. Wir machten uns einen Sport daraus. Der Trick war, einfach zu behaupten, sie, die Lehrer, würden ja nur Behauptungen aufstellen. Dann fragte man sie etwas zu einem komplizierten Sachverhalt, der eigentlich nicht zum Unterrichtsstoff gehörte – mit der scheinheiligen Bitte um Klarstellung und eindeutigen Nachweis. Und schon sassen sie in der Falle. Sie bemühten sich um eine Antwort, sie verhedderten sich. Unsere Reaktion war gehässiges Lachen. Einmal verlor unser Geschichtslehrer völlig die Nerven und brüllte: «Sie haben meinen Vater im KZ umgebracht!» Und ich konterte: «Na und? Was kann ich denn dafür.»

So etwas wie Mitleid mit ihm war mir völlig fremd. Das beschäftigt mich heute am meisten. Ich war in meiner Jugend nicht grundsätzlich gefühllos. Am besten konnte ich mich in Pferde einfühlen. Es gab Menschen und Themen, die mich interessierten, und solche, die mich nicht interessierten. Was mit den Menschen der zweiten Kategorie passierte oder was sie womöglich früher einmal erlitten hatten, liess mich kalt. Sechs Millionen ermordete Juden – für mich nicht mehr als eine Zahl. Was ich davon erfasste, war rein rational. Es handelte sich um Unrecht. Es durfte nie wieder passieren. Ich fand es albern, wenn mein Pferdefreund Timm die Opferzahlen immer wie-

der runterhandeln wollte. Mehr war dazu eigentlich nicht zu sagen.

Darüber hinaus gab es noch eine dritte Kategorie von Menschen, die mich interessierte, aber nervte. Dazu gehörten in jenen Jahren meine Eltern. Mein Blick auf sie war schärfer geworden. Ihre Ehe war längst nicht so gut, wie sie es mir hatten weismachen wollen. Eigentlich entsprach meine kritische Haltung durchaus meinem Alter. Aber entgegen meiner früheren Art konfrontierte ich sie, als ich älter wurde, nicht mehr. Ich zog mich von ihnen zurück, nicht nur real sondern auch emotional. Wie ich die Sache heute sehe, verhielten meine Eltern sich ähnlich. Vor allem mein Vater war tief geschockt, weil ich, wie ihm zugetragen worden war, in der Schule «Hitler verteidigte». Mutter versuchte anfangs noch, zwischen ihm und mir zu vermitteln, resignierte dann aber auch.

Tränen und Scheidung

Einmal, als ich nach einem Wochenende bei meinen Grosseltern nach Hause kam, sass meine Mutter weinend in der Küche und meinte, sie würde meinen Vater nicht mehr lieben, sie könne das Zusammenleben mit ihm nicht mehr ertragen – und sie habe schon lange einen Freund. Ich hockte mich neben sie und liess sie erzählen. Ich dachte, ich müsste erschüttert sein, aber ich war es nicht. Mutter meinte, Vater arbeite zuviel und er trinke zuviel. Sie und er hätten sich auseinandergelebt. Das alles wusste ich schon vorher, nur Mamas Freund bedeutete für mich eine Neuigkeit.

Ich kann es kurz machen. Die Ehe meiner Eltern wurde ein Jahr darauf geschieden. Mutter zog zu ihrem Freund und war fortan fast ausschliesslich mit ihm beschäftigt. Wir telefonierten häufiger, trafen uns aber nur noch alle paar Wochen. Ich vermisste sie nicht. Wir lebten in völlig unterschiedlichen Welten. Bei

meinem Vater und mir war es nicht anders, obwohl wir uns eine Wohnung teilten. Er machte keine Anstalten, mich zu kontrollieren. Es war ihm egal, ob ich nachts nach Hause kam oder nicht. Ich schlief weniger, als ich sollte. Er trank mehr, als ihm gut tat.

Mit 17 Jahren verliebte ich mich in einen Schüler, der gerade das Abitur gemacht hatte. Er hiess Torsten. Mit ihm hatte ich meinen ersten Sex. Mutter nahm mir das Versprechen ab, zu verhüten – mehr gab es aus ihrer Sicht dazu nicht zu sagen. Ich hing sehr an meinem Freund, aber er hatte nur wenig Zeit für mich. Torsten begann ein Studium an der Musikhochschule, er spielte Gitarre in zwei Bands, Jazz und Pop, er wollte Berufsmusiker werden. Ich ging zu jedem Auftritt seiner Band, sass ganz vorn und himmelte ihn an. Torstens Interesse an meiner Welt war dünn. Einmal nahm ich ihn mit auf den Reiterhof, aber die Pferde und Opas Erzählungen langweilten ihn.

Um Torsten möglichst oft zu sehen, hatte ich meine Wochenendbesuche bei den Grosseltern stark eingeschränkt. Opa litt zunehmend an Hüftproblemen. Das Reiten fiel ihm schwer, und er verzichtete immer häufiger darauf. Wenn ich von einem Ausritt zurückkam, fand ich ihn meistens mit Timm in ein Gespräch vertieft, beim bekannten Thema. Ich beteiligte mich nicht mehr daran. Auch meine rechten Provokationen im Unterricht hatte ich inzwischen eingestellt, nachdem Torsten mir klargemacht hatte, ein solches Verhalten sei kindisch. Die Lehrer trugen es mir auch nicht nach, es wurde als eine «Phase der Verirrung» verbucht. Ich war sehr gut in der Schule, vor allem in Naturwissenschaften. Das zählte mehr als alles andere.

Die Sache mit dem jüdischen Friedhof

Eines Tages sagte Timm, er habe den ersten wichtigen Auftrag seiner Kampfgruppe vor sich. Was, dürfe er nicht sagen. Es sei streng geheim. Aber er konnte es gar nicht für sich behalten: Er

und ein Kumpel würden auf einem jüdischen Friedhof Grabsteine mit Hakenkreuzen bemalen. Grossvater schmunzelte und meinte: «Bei dem Streich dürft ihr euch aber nicht erwischen lassen.» Und ich sagte zu Timm, ich hielt das Ganze für eine saublöde Aktion.

Ich dachte, Torsten würde müde abwinken, wenn ich ihm davon erzählte, aber er verhielt sich völlig anders. Er forderte mich auf, herauszufinden, um welchen Friedhof es sich handle, und die Sache bei der Polizei zu melden. Ich fand seine Reaktion übertrieben. Zu viel Ehre für Timm und sein schwachsinniges Vorhaben. Na gut, es war nicht in Ordnung, wie mein Opa darauf reagiert hatte. Er war eben ein Nazi. Das gab ich Torsten gegenüber zu. Aber kein schlimmer Nazi. In meinen Augen war er ein alter Mann, der irgendwelchen Jugendträumen nachhing. Der hatte bestimmt nichts mit den NS-Verbrechen zu tun. Und der Waffen-SS – das hatte ich irgendwo mal gehört – waren viele junge Männer nicht einmal freiwillig beigetreten. Man hatte Seite an Seite mit der Wehrmacht gekämpft. Alles doch ziemlich normal, fand ich. Leute wie Opa gab es massenhaft. Torsten und ich redeten dann nicht mehr darüber. Ein halbes Jahr später trennte er sich von mir. Ich trauerte ihm ein ganzes Jahr nach, schaffte aber trotzdem mein Abitur und entschied mich danach für ein Studium der Mathematik. Ich blieb bei Vater wohnen, weil es so bequem war.

Dass ich schliesslich das Reiten aufgab, lag an einer Pferdehaar-Allergie. Sie fing an, als ich etwa 16 war. Ich bin aber trotzdem immer weiter geritten, mit Nasenspray und Tabletten. Nach dem Reiten die verquollenen Augen. Aber das war noch das Geringste. Mein Asthma wurde immer heftiger. Irgendwann ging es einfach nicht mehr. Danach mied ich den Kontakt mit Opa, denn über was ausser über Pferde hätten wir reden können? Aber genau das wollte ich nicht mehr.

Grossvater, 1917 geboren, starb mit 73 Jahren an einem Herzinfarkt. Es standen nur wenige Menschen an seinem Grab:

Oma, meine Eltern, Vaters Schwestern und deren Männer, zwei alte Verwandte aus Ostdeutschland, Timm, einige Nachbarn, der Hausarzt. Meine Oma weinte, Timm weinte, ich weinte, sonst niemand. Der Pfarrer hob in seiner Ansprache hervor, mein Grossvater habe es nicht leicht gehabt in seinem Leben, angefangen mit dem Krieg, in den er als junger Mensch habe ziehen müssen. Er sei ein Mann gewesen, der niemandem nach dem Mund redete, obwohl er wusste, dass seine Meinung nur von wenigen Menschen geteilt wurde. An dieser Stelle ächzte mein Vater laut.

Meine Grossmutter sagte, als sie sich von mir unter Tränen verabschiedete: «Jetzt kommst du wohl überhaupt nicht mehr zu uns.» Im Geiste hatte sie Opa immer noch neben sich. Ich versicherte ihr, nein, nein, ich würde sie so oft wie möglich besuchen. Gleichzeitig wusste ich, dass ich log, und schämte mich, weil ich, verglichen mit meinem Opa, nicht besonders aufrichtig war. Als mein Vater und ich von der Beerdigung heimfuhren, sprachen wir vorsichtshalber nicht von Friedrich, sondern über den Mauerfall, der damals erst wenige Monate zurück lag. Dann sagte Vater zu meiner Überraschung: «Ich habe mich entschlossen, endlich einmal nach Weimar zu fahren. Ich bin dort geboren und kenne die Stadt überhaupt nicht. Komisch, nicht wahr? Hast du Lust mitzukommen?» Ich lehnte dankend ab, und er nahm es kommentarlos hin, wie gewöhnlich.

Von Schandtaten wollte ich nichts hören

Mein Vater kam einen Tag früher aus Weimar zurück, als ich erwartet hatte. Er sah fast verwahrlost aus. Sein Anzug war zerdrückt, das Gesicht verquollen, das Haar wirr in der Stirn. So hatte ich ihn noch nie erlebt. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich mir um ihn Sorgen machte. Aber als er sich zwei Tage Erholung gegönnt hatte und mir erzählen wollte, was vor-

gefallen war, machte ich schon bei seinen ersten Sätzen dicht. Ich wollte nichts von irgendwelchen angeblichen Schandtaten von Opa hören. Ich war gerade dabei, mich daran zu gewöhnen, dass er tot war. Niemand durfte mir meine Erinnerung an ihn zerstören!

Erst fünfzehn Jahre später, als sich langsam ein Vertrauensverhältnis zwischen meinem Vater und mir aufgebaut hatte, erzählte er mir von seinem Schock in Weimar im Jahr 1990. Die Vorgeschichte begann so: Schon in den vergangenen Jahrzehnten hatte er immer wieder daran gedacht, einmal nach Weimar zu fahren. Aber zur DDR-Zeit hatte er sich dazu nicht aufraffen können. Um einreisen zu dürfen, hätte er eine Einladung von Verwandten gebraucht. Aber er selbst verfügte nicht über die nötigen Kontakte, er hätte seinen Vater als Vermittler einschalten müssen, und das scheute er. Er hatte keine Erinnerung an seine Geburtsstadt. Als er drei Jahre alt war, schlug sich seine Mutter Marga mit ihm und seiner jüngeren Schwester in den Westen durch. Ihr Mann folgte drei Jahre später. 1949 kam Vaters jüngste Schwester zur Welt.

Und wieder ein Zeitsprung: Auf Friedrichs Beerdigung im Jahr 1990 hatte mein Vater mit einer ihm bis dahin unbekanntem alten Tante gesprochen. Die hatte ihm aus der Erinnerung die alte Adresse seiner Eltern in Weimar genannt. Was er dort vorfand, war eine Häusersiedlung auf dem Ettersberg, die für Angehörige der SS und ihre Familien errichtet worden war. Zehn Minuten Fussweg entfernt lag das Konzentrationslager Buchenwald. Mein Grossvater hatte nicht nur der Waffen-SS angehört, sondern gleichfalls den «Totenkopfverbänden». Mein Grossvater war KZ-Aufseher gewesen! In den letzten beiden Kriegsjahren hatte er dann tatsächlich am Russlandfeldzug teilgenommen.

Ich würde gern beschreiben, wie es mir erging, als ich von Grossvaters KZ-Einsatz erfuhr, aber ich kann es nicht. Dafür müsste ich Literatin sein. Ich weiss nur, dass ich danach über

zwei Monate schwerste Nackenbeschwerden hatte, die unerträgliche Kopfschmerzen produzierten. Ich dachte, mein Schädel werde platzen. Die Nackenwirbel waren schon seit Jahren meine Schwachstelle gewesen. Aber diesmal versagte jede Behandlung. Ob Massagen, Spritzen, konventionelle Medikamente oder homöopathische Mittel – nichts schlug an. Dennoch entschloss ich mich, mit meinem Vater nach Weimar zu reisen. Wir standen vor dem Haus, in dem meine Grosseltern mit ihren kleinen Kindern gewohnt hatten. Ich sah vom Ettersberg aus hinunter auf die endlose Ebene und stellte mir vor, wie Opa als junger Mann dort mit Jupiter im Galopp geritten war. In der Gedenkstätte Buchenwald führte mich mein Vater zur Genickschussanlage.

Genickschuss!

Am Abend im Hotel fiel mir eine merkwürdige Angewohnheit meines Grossvaters ein: Wenn er meinte, es sei an der Zeit, ein Thema oder eine Situation zu beenden, zischte er kaum verständlich etwas, das wie «Genickschuss» klang. Es war mehr ein Geräusch als ein Wort. Opa erklärte mir einmal, es bedeute so etwas wie «Basta».

Während ich erzählte, schaute mein Vater mich ungläubig an. Er hatte das Wort «Genickschuss» oder etwas Ähnliches nie von Friedrich gehört. Ich fragte ihn, ob es sein könne, dass er grundsätzlich nicht genau hingehört habe, wenn der etwas sagte, und Vater bestätigte: «Genauso war es. Ich konnte sein Gerede nicht ertragen.» An diesem Abend in einem schönen Hotel im schönen Weimar, das die Wende erneut zum Blühen gebracht hatte, haben Vater und ich uns zum ersten Mal gemeinsam betrunken. Beim Frühstück brach er in lautes Lachen aus, weil ich sagte: «Mein Kater ist mir egal, ich habe ja sowieso immer Kopfschmerzen.»

Aber das Verblüffende war: Die Schmerzen tauchten danach nicht mehr auf. Ich hatte keine Nackenbeschwerden mehr. Sie kamen auch nicht wieder. Ich bin Naturwissenschaftlerin und halte mich üblicherweise an harte, überprüfbare Fakten. Aber ich habe in den vergangenen Jahren über den Zusammenhang von NS-Verbrechen und Psychosomatik bei den Nachgeborenen soviel gehört und gelesen, dass ich die Ursache meiner Nackenprobleme Grossvater zuschreibe.

Mein Vater erzählte mir seitdem auch mehr aus seiner Kindheit: Friedrich hatte seine Familie mit seinen Launen und seinen Wutanfällen tyrannisiert. Gewalttätig wurde er nicht. Aber er beschimpfte seine Kinder, auch als sie noch sehr klein waren, aufs Übelste. «Du Missgeburt! Dir werde ich Beine machen! Du elender Krüppel! Erschlagen sollte man dich!» So hatte er im KZ herumgebrüllt, so tat er es später in seiner Familie. Niemand bremste ihn.

Ein einfacher Hilfsarbeiter

Grossvater hatte nur die Volksschule besucht. Danach war er Hilfsarbeiter gewesen, und auch in der SS gab es keinen nennenswerten Aufstieg. Nach Kriegsende lebte er drei Jahre unter falschem Namen im Westen, bis er 1948 die Zuversicht hatte, er werde mit ein bisschen Geschick beim Entnazifizierungsverfahren unauffällig bleiben. Er gab sich als ehemaliger russischer Kriegsgefangener aus, dem die Entlassungspapiere gestohlen worden waren. Die Sache ging gut für ihn aus. Er wurde als Mitläufer eingestuft. Seine Familie hatte wieder einen Vater, der allerdings für seine Kinder ein Fremder war.

Er versuchte sich als Vertreter in Textilien und ging mit einem Koffer von Haus zu Haus. Aber der Umsatz reichte nicht für eine fünfköpfige Familie. Friedrich sehnte sich nach etwas Sicherem. Er wollte Postbeamter werden. Tatsächlich wurde er

in den fünfziger Jahren im Fernmeldewesen eingestellt. Doch auch hier kam er nicht weit. Ein Kollege, ein ehemaliger Häftling aus Buchenwald, erkannte ihn wieder und informierte den Personalrat. Der wurde aktiv, und es stellte sich heraus, dass Friedrich bei seiner Einstellung seine SS-Zeit verschwiegen hatte. Die Folge: Er wurde zwar nicht gefeuert, aber nie wieder befördert und erst recht nicht verbeamtet. Er blieb ein kleiner Angestellter und verdiente Zeit seines Lebens kaum mehr als ein Berufsanfänger. Daher sah er sich als Opfer «der Sozis», denn in seinen Augen bestand der Personalrat ausschliesslich aus solchen. In Buchenwald hatte er diese Gruppierung vermutlich eine «Bande von Krüppeln» genannt. Friedrich war zutiefst davon überzeugt, dass eigentlich auch er eine Rente als Verfolgter verdient hätte: «Die Sozis» hatten ihn gejagt und zur Strecke gebracht. Warum sah das ausser ihm keiner? Warum starteten alle nur auf die Juden?

Obwohl mein Vater und seine beiden Schwestern schon früh wussten, dass ihr Nazi-Vater der SS angehört und nach Kriegsende drei Jahre unter falschem Namen gelebt hatte, kamen sie nicht auf die Idee, seine Auskünfte über seine Vergangenheit zu überprüfen. Dabei hätte es nur einer Reise nach Weimar und eines Gesprächs mit dort lebenden Verwandten bedurft, um die Wahrheit ans Licht zu bringen.

Mein Vater erklärte mir seine Zurückhaltung damit, man sei als Kind, auch wenn man sich mit dem Vater schlecht verstehe, durch Loyalität an ihn gebunden. Ihm hätte es gereicht zu wissen, dass sein Vater ein unverbesserlicher Nazi war. Auch habe er ihn für so beschränkt gehalten, dass er ihn allein deshalb als Täter nicht in Betracht gezogen habe. Natürlich hätte er es besser wissen müssen auf Grund der Auschwitz-Prozesse in den 1960er Jahren, gab mein Vater zu. «Aber das für mich so Beschämende ist: Bis ich auf dem Ettersberg stand, war ich fest davon überzeugt, ich hätte mich deshalb ständig mit dem Nationalsozialismus befasst, weil mir die Wahrheit so wichtig war.

Heute weiss ich aber: Indem ich mich auf Geschichte und Politik stürzte, habe ich Fakten geschaffen, die ich handhaben konnte. Ich konnte mich gleichzeitig dahinter verstecken. Ich vermied die Recherche in der eigenen Familie, denn damit, befürchtete ich wohl insgeheim, wäre ich emotional nicht fertig geworden.»

Amerika – meine Rettung

Es gibt Freundinnen, die behaupten, ich sei während des Studiums nach Amerika geflüchtet. Mag sein, dass es eine Flucht war. Aber in meinem Fall, glaube ich heute, war sie lebensrettend. Als ich in den neunziger Jahren ein Stipendium für eine kalifornische Universität erhielt, dachte ich – gerade 23 Jahre alt – mein Aufenthalt in den USA würde nicht länger als vier Semester dauern. Ich war nicht auf der Suche nach einer neuen Heimat, aber nach Opas Tod wuchs in mir das Gefühl, es würde mir gut tun, für eine Weile Deutschland den Rücken zu kehren. Aber man darf nicht unter amerikanischen Intellektuellen leben, wenn man Fragen zu Hitlerdeutschland vermeiden will. Die Amerikaner sind neugierig. Vor allem auf dem Campus wurde mir mit Fragen enorm zugesetzt. Die Gleichaltrigen verhielten sich diesbezüglich viel unbefangener, als ich es von zu Hause kannte.

Kein Wunder, sie waren nicht mit deutschen Tabus grossgezogen worden, sondern mit amerikanischen. Nach einigen Wochen hatte ich mir eine Familienversion zurechtgelegt: Ja, mein Grossvater hatte an Hitler geglaubt, er war in den Krieg gezogen, er hatte in Russland gekämpft, er war nach dem Krieg als Mitläufer eingestuft worden. Auf keinen Fall hätte ich seine Zugehörigkeit zur SS bekennen dürfen. Genau das hatte ein Kommilitone, der auch noch aus Nürnberg stammte, bei einer Abendeinladung arglos getan und am Tisch peinlichste Stille ausgelöst.

In Deutschland kann man sich in solchen Situationen darauf verlassen, dass irgendjemand der Anwesenden mit einem «So war das eben früher» drüberbügelt und damit der Tischrunde ermöglicht, sich einem banalen Thema zuzuwenden. Aber in Deutschland sitzen ja auch nur selten Juden am Tisch. In den USA dagegen, zumal im Milieu einer Universität, muss man damit unbedingt rechnen, was das Greenhorn aus Nürnberg nicht bedacht hatte.

In Amerika war mein Opa viel präsenter, als er es in Deutschland gewesen wäre. Denn natürlich hatte ich Vaters Andeutung zu Grossvater und Buchenwald nicht völlig verbunkern können. Wenn ich also in Kalifornien als Deutsche zu NS-Verbrechen gefragt wurde, fühlte ich mich keineswegs souverän und quälte mich noch abends im Bett damit, ob ich richtig geantwortet oder Verdacht geweckt haben könnte. Es hatte zur Folge, dass ich nach einigen Monaten Privateinladungen mied und nur noch zu Fachmeetings ging. Das wiederum verschaffte mir als angehende Mathematikerin eine ausgezeichnete Karrierebasis.

Eine neue Familie

Ich blieb in Kalifornien, machte in kürzester Zeit Examen und wurde umgehend von einem renommierten Institut übernommen. Nach vier Jahren USA lernte ich meinen Mann kennen, einen Amerikaner, ebenfalls Mathematiker. Wir nahmen uns eine Wohnung in Santa Barbara. Fernando entstammt einer chilenischen Flüchtlingsfamilie, genau genommen einer Grossfamilie. Seine Eltern besitzen ein Restaurant in einer Kleinstadt in New Mexico. Ich mag meine Schwiegereltern. Sie haben einen praktischen Blick aufs Leben. Ich wurde völlig problemlos in ihre Familie aufgenommen.

Mit Mitte Dreissig wurde ich krank, lebensbedrohlich krank. Der Eierstockkrebs zählt zu den aggressivsten Tumoren. Bei mir

waren beide Eierstöcke befallen. Am Tag, als Vaters Schwester Gertraud an Krebs starb, hatte ich meine Operation in einer Fachklinik in Los Angeles. Als ich aufwachte, sass meine Mutter am Krankenbett. Sie blieb eine Woche und wollte mich überreden, die anschliessende Chemotherapie in Deutschland zu machen. Es zeigte sich, dass ich *sie* trösten musste und nicht umgekehrt. Sie sagte hundert Mal «Das wird schon wieder», und es war klar, sie selbst glaubte am wenigsten daran. Sie wollte *meine* Krankheit unter *ihre* Kontrolle kriegen. Kraft und Hoffnung bekam ich nicht von ihr. Alles, was ich wahrnahm, war ihre Verzweiflung. Ich spürte – und ich träumte es auch –, ich würde nicht mehr gesund werden, wenn ich Mutter nach Deutschland folgte.

Von meinem Vater kamen derweil E-Mails, in denen er seine besonderen Beziehungen zu medizinischen Kapazitäten darstellte, und was er noch alles zu tun gedenke, damit ich auch garantiert in Deutschland in besten Händen sei. Er versprach am Ende jeder Mail: Morgen weiss ich mehr. Dann melde ich mich wieder. Seine Verzweiflung war nicht geringer als die meiner Mutter. Ich blieb in Amerika und vertraute mich meinem Mann und seinen Eltern an. Es wurde ein hartes erstes Jahr.

Ich ging in eine Rehaklinik am Rande der Rocky Mountains. Vier Wochen blieb ich dort. Am zweiten Tag sprach mich ein Psychologe darauf an, ob ich nicht Lust hätte zu reiten. Sie hätten in der Klinik festgestellt, dass der Kontakt zu Pferden den meisten Patienten gut tue. Der Psychologe hiess Dr. Barnes. Er sagte: «Wenn ich Sie mir so anschau, kommt mir die Idee, Sie hätten lange Jahre im Sattel gesessen.» Ich starrte ihn an. Dann bekam ich einen Heulkampf. Ich weinte und weinte und konnte nicht aufhören. Um es kurz zu machen: Ich habe die ganzen vier Wochen mit wenigen Unterbrechungen geweint.

Die grosse Trauer

Ich betrauerte meine unheilvolle Liebe zu meinem Grossvater. Ich betrauerte meine unglückliche Liebe zu den Pferden. Unterstützt von Dr. Barnes betrauerte ich mein Aufwachsen mit emotional instabilen und teilweise verwirrten Erwachsenen. Ich betrauerte die 250'000 Lagerinsassen des KZ Buchenwald, die mit ihren Alpträumen hatten weiter leben müssen, und ich betrauerte die über 50'000 Toten.

Ich zeigte Dr. Barnes das Messer, das mein Grossvater mir als Kind geschenkt hatte. Der Psychologe machte ein besorgtes Gesicht und meinte, ich müsste mich eines Tages davon trennen. Am besten sei es, ich könnte es mit einem Ritual verbinden. Daran musste ich später noch oft denken.

Erneut begann ich zu weinen, diesmal nicht aus Trauer, sondern aus Scham. Ich schämte mich für meine Mitleidlosigkeit meinem Geschichtslehrer gegenüber, dessen Vater im KZ umgekommen war. Ich schämte mich, weil ich Timms Hakenkreuze auf jüdischen Gräbern für einen Streich gehalten hatte. Und ich schämte mich, weil ich meinen Vater, als er völlig aufgelöst aus Weimar zurückgekehrt war, nicht hatte anhören wollen.

Bei meinem nächsten Deutschlandbesuch erzählte ich meinem Vater von meiner Trauer und entschuldigte mich bei ihm. Aber er sagte nur: «Wieso denn? Du konntest doch gar nicht anders. Du hattest doch nur fortgesetzt, was ich in dich hineingepflanzt hatte: bloss nicht genau hingucken.»

Wenige Tage später ging ich zu Grossvaters Grab und vergrub sein Messer tief in der Erde. Manchmal träume ich noch von dem Messer, manchmal träume ich von Opa. Dann geht es mir den ganzen nächsten Tag nicht gut. Aber die Träume werden seltener. Ich bin unfruchtbar und werde es bleiben. Fernando und ich überlegen, zwei Kinder aus Lateinamerika zu adoptieren.

Siebttes Kapitel

SOHN IM SCHATTEN

Marathon auf der Theaterbühne

Als ich Matthias Paulig* zum ersten Mal erlebte, rannte er auf einer Theaterbühne 90 Minuten auf einem Laufband und verlor dabei, wie er mir später verriet, fünf Pfund seines Gewichts. Er spielte die Rolle eines tiefsinnigen Marathonläufers. Das ist jetzt zwanzig Jahre her. Der Schauspieler lebt in einer westdeutschen Grossstadt, wo er 1960 geboren wurde. Auch wenn man ihm ansieht, dass er noch immer regelmässig Sport treibt, würde er sich derartigen körperlichen Herausforderungen heute nicht mehr stellen. Muss er auch nicht. Er muss in seiner Branche nicht mehr auffallen, denn in der lokalen Theaterszene ist sein Name ein Begriff. In jeder Saison steht er in seiner Heimatstadt auf der Bühne. Dazu kommen Aufträge für Nebenrollen im Fernsehen. Er ist blond, gut aussehend, er verfügt über ein breites Repertoire. Sogar singen kann er. Obwohl schon Ende Vierzig, sieht er weit jünger aus. Zuletzt spielte er einen Dreissigjährigen, den die Torschlusspanik plagte.

Auch seine Frau verdient recht gut; sie leitet eine soziale Einrichtung. Die Eheleute leben in einer Fünf-Zimmer-Eigentumswohnung, deren minimalistische Einrichtung mich beeindruckte. Soweit ich in Erinnerung habe, stehen im Esszimmer, wo unser Gespräch stattfand, kaum mehr als ein überlanger Familientisch und die dazugehörenden Stühle. Die beiden Kinder, erfuhr ich, seien inzwischen erwachsen und ausgezogen.

Ich erlebte Matthias Paulig völlig anders, als er mir von seinen Theaterauftritten im Gedächtnis war. Da hatte er selbst grosse Bühnen scheinbar mühelos mit seiner Präsenz gefüllt. Hier, in dem sparsam möblierten Raum mit seinen hohen Decken, der mich gleichfalls an eine Bühne erinnerte, machte er auf mich einen etwas verlorenen Eindruck. Vielleicht war der

Kontrast darauf zurückzuführen, dass er mir nicht mit der Energie eines Schauspielers begegnete, während er mir ein klein wenig eine Tür zu seinem Inneren öffnete. Weil er befürchtete, das Mikrofon meines Aufnahmegeräts könne ihn beim Erzählen hemmen, machte ich mir Notizen. Durch seinen Fall wurde mir besonders deutlich vor Augen geführt: Kriegsgewalt lebt länger als ein Krieg dauert. Nicht selten leiden die Opfer bis zu ihrem Tod unter ihren Traumata, und das Gift der Gewalt wirkt noch eine Generation später.

Wenn Kinder eine leichte Beute sind

In Zeiten des Elends und der gesellschaftlichen Willkür erhöht sich für Kinder das Risiko, einem Gewalttäter in die Hände zu fallen. Wenn die Eltern rund um die Uhr mit Überleben beschäftigt sind, beschränkt sich ihre Fürsorge im Wesentlichen darauf zu verhindern, dass ihre Kinder an Hunger oder an einer Krankheit sterben. Aufmerksamkeit und Schutz sind auf ein Minimum herabgesetzt. Unter solchen Umständen sind Kinder eine leichte Beute. In Kriegszeiten sind die Täter häufig Soldaten, denn es werden nicht nur Frauen sondern auch Kinder vergewaltigt. Während meiner Recherchen über deutsche Kriegskinder war ich mehrfach darauf aufmerksam geworden. Über zwei Fälle hatte ich in meinem Kriegskinderbuch geschrieben. Später stellte sich heraus: Es waren noch zwei weitere Frauen, deren Geschichte ich veröffentlicht hatte, als kleine Mädchen vergewaltigt worden. Zu dem Zeitpunkt, als ich sie interviewte, konnten sie darüber nicht reden. Sie stammten beide aus Ostpreussen.

Nach heutigen Schätzungen gab es in Königsberg und Umgebung nach Kriegsende 5'000 verwaiste Kinder, die sich selbst überlassen waren. Die Kräftigsten unter ihnen schlugen sich nach Litauen durch. Dort wurden sie von der Bevölkerung

«Wolfskinder» genannt. Die Jüngeren kamen in sogenannte Kinderhäuser, eingerichtet von der sowjetischen Besatzungsmacht. Dort mussten sich alle Heimkinder von russischen Ärzten auf Geschlechtskrankheiten untersuchen lassen. Fünfzig Jahre später lernte ich mit der Hamburgerin Christa Pfeiler-Iwohn eines der damaligen Heimkinder kennen. Sie berichtete: «Wenn wir gefragt wurden, ob Soldaten uns etwas getan hätten, haben wir natürlich nein gesagt. Wir wussten ja nicht, dass man die Wahrheit durch eine medizinische Untersuchung feststellen kann.»¹⁵ Nachdem mein Buch erschienen war, rief mich eine Leserin an und teilte mir mit, sie habe in den ersten Nachkriegsjahren in einem Heim für Flüchtlingskinder in Süddeutschland gearbeitet. Auch dort habe es entsprechende Untersuchungen gegeben. Auf meine Frage, ob sie sich erinnere, wie hoch der Anteil der mit Geschlechtskrankheiten infizierten Kinder gewesen sei, sagte sie: etwa ein Viertel.

Vergewaltigungen

Als ich begann, mich für die Kinder der Kriegskinder zu interessieren, fragte ich mich, ob ich auch in der nachfolgenden Generation Spuren von Kriegsvergewaltigungen antreffen würde, und stiess bei meinen Recherchen auf den Fall von Matthias Paulig. Der Schauspieler beschrieb mir das zentrale Trauma seiner Mutter als einen Schatten, der seine eigene persönliche Entwicklung erheblich belastet hatte. Ob er immer noch unter den Auswirkungen leidet, erfahre ich nicht. Inzwischen leben Mutter und Vater nicht mehr.

Die prägenden Kindheitserfahrungen seiner Eltern sind auf Vaters Seite der Bombenkrieg und auf Mutters Seite die Flucht. Charlotte Paulig* stammt aus Königsberg. Sie war 13 Jahre alt, als sie mit ihrer Familie überstürzt in Richtung Westen aufbrach. Wilhelm Paulig, Anfang der 1930er Jahre geboren, er-

füllte als Grossstadtkind eine kriegswichtige Aufgabe. Er war Feuermelder – ein freiwilliger Einsatz, wie sein Sohn betont. Dann erklärt er mir, was ich mir darunter vorzustellen habe: Sobald nach einem Luftangriff das Entwarnungssignal kam, rannte Wilhelm auf die Strasse, um festzustellen, wo dringend ein Feuerwehreinsatz nötig war und wo ein paar Wassereimer ausreichten, um den Brand zu löschen. Vermutlich bekam Matthias Pauligs Vater als Kind nach schweren Angriffen auch Tote und Leichenteile zu Gesicht. Mir hat einmal ein älterer Mann aus Berlin die blutigen Details seiner Feuermelder-Einsätze als Kind erzählt. Die Erwachsenen hätten damals anerkennend oder entsetzt über ihn gesagt: Dem Jungen fehlt ein Nerv.

Jahrzehnte später leitete Wilhelm Paulig die Feuerwehr einer westdeutschen Grossstadt und baute massgeblich den Katastrophenschutz aus. Sein Sohn Matthias schildert ihn als jemanden, der auch dann nachts aus dem Bett sprang und zum Einsatzort eilte, wenn seine Anwesenheit dort eigentlich gar nicht erforderlich war. Offenbar handelte es sich um eine berufliche Leidenschaft, die nicht nur der Krieg in ihm geweckt hatte, sondern gleichfalls sein eigener Vater. Der soll, wie ich während unseres Gesprächs erfahre, als hoher Polizeibeamter und ranghöher SS-Mann für die Luftschutzmassnahmen und die Verpflegung der Bewohner seiner Stadt zuständig gewesen sein.

Das Interview mit Matthias Paulig kam zustande, nachdem eine Verwandte von ihm den Kontakt zwischen uns hergestellt hatte. Ich bin dankbar für seinen Vertrauensvorschuss. Ähnlich wie in anderen Gesprächen mit Kindern der Kriegskinder sind es recht intime Familienangelegenheiten, die er vor mir ausbreitet. Nicht alles und jedes ist für mich nachvollziehbar. Zum Beispiel, als er sagt, er könne sich bis zu seinem zehnten Lebensjahr praktisch an nichts erinnern, während die Erinnerungen seiner Mutter bis in eine Zeit zurückgereicht haben, als sie zwei Jahre alt war. Etwas Vergleichbares kannte ich bislang nur von einem ehemaligen Kriegskind, das gleichzeitig ein Heim-

kind gewesen war. Matthias Paulig fügt hinzu, in der Familie sei erzählt worden, sein Vater habe ihn heftig geschlagen, aber auch davon fehle in seinem Gedächtnis jede Spur. Im Zentrum unseres Gesprächs stehen jedoch seine Schwierigkeiten mit der Mutter, wobei er zu Beginn einschränkend darauf hinweist, er könne nicht sagen, ob ihre problematischen Seiten auf ihren Charakter oder auf ihr Kindheitstrauma zurückzuführen seien. Ich hatte erwartet, von konfliktreichen Auseinandersetzungen zwischen beiden zu hören. Aber etwas anderes geschieht: Matthias Paulig verschwindet während unseres Gesprächs mehr und mehr hinter seiner Mutter. Ihre Leidensgeschichte ist so erschlagend, sie nimmt so viel Raum ein, sie saugt soviel Energie auf, dass für ihren Sohn kaum noch etwas übrig bleibt.

... aber meine Seele war gestorben

Später, als ich über ihn schreibe, frage ich mich immer wieder, wie es hätte anders sein können. Darf er überhaupt denken, ihm sei ernsthaft etwas angetan worden angesichts dessen, was seine Mutter ertrug und was sie Zeit ihres Lebens nicht mehr los wurde? Charlotte Paulig wurde von einer Gruppe russischer Soldaten vergewaltigt, als sie 13 Jahre alt war. Sie hat das grausame Geschehen nicht als Geheimnis mit sich herumgetragen. Sie war danach nicht lebenslang verstummt. In den achtziger Jahren schrieb sie ein Buch über ihre Kindheit in Königsberg. Darin stehen die Sätze: «Da meine Kehle aber zugehalten wurde, gelangte der Schrei nicht nach aussen, aber mein Inneres vibrierte so stark davon, dass ich glaubte, ich müsse zerbersten. Doch ich wurde nicht einmal ohnmächtig. Da beschloss ich, mir selbst zu helfen, und zu sterben.» Die Beschreibung ihrer Vergewaltigung endet mit dem Satz: «Mein Körper lebte, aber meine Seele war gestorben.»

Während unseres Gesprächs am langen Esszimmertisch

nimmt sich Mattias Paulig viel Zeit für die Biografie seiner Mutter: In Königsberg hatte ihre Familie eine Villa bewohnt und Personal beschäftigt. Nach der Flucht besass man nichts mehr, und der Vater musste sich als Kaufmann im Westen eine völlig neue Existenz aufbauen. Während dieser Phase des Überlebenskampfes, erzählt der Sohn, habe seine Mutter eine offene Tuberkulose gehabt. Geheilt worden sei sie erst drei Jahre später, was bedeutete, sie sei drei Jahre weitgehend von ihrer Familie getrennt gewesen. Nach ihrer Genesung habe sie den dringenden Wunsch geäussert, Deutschland zu verlassen. Wie ihr Sohn weiter berichtet, bot sich ihr durch aussergewöhnliche Umstände als junges Mädchen eine Chance in der Schweiz. In Genf fand sie in einer grossbürgerlichen Familie Ersatzeltern und damit Geborgenheit. Man fütterte sie mit Wohlwollen und Wärme, mit dem guten Schweizer Essen, mit Theater und Konzerten. Interessante Menschen aus der Kulturszene gingen im Haus ein und aus. Schnell lernte Charlotte Französisch. Sie erlebte den für eine Deutsche ihres Jahrgangs unbeschreiblichen Luxus einer unzerstörten Stadt. Sie genoss die Grosszügigkeit einer seit Generationen wohlhabenden Familie, die von Kriegen verschont geblieben war. Wie ich den Schilderungen ihres Sohnes entnehme, schöpfte Charlotte hier neuen Lebensmut. Hier erwarb sie auch Bildung, hier schulte sie ihren Intellekt. Unter normalen Lebensumständen hätte sie Abitur gemacht und studiert. Sie glich den Mangel aus, indem sie ihre in Genf geweckten geistigen Interessen später aus eigenem Antrieb weiter entwickelte. Der Kontakt zu der «Schweizer Verwandtschaft» hielt ein Leben lang. Auch er und seine drei Geschwister, erzählt Matthias Paulig, seien in die Genfer Familie aufgenommen worden.

In den fünfziger Jahren kehrte seine Mutter als junge Frau nach Deutschland zurück und lernte kurz darauf den fast gleichaltrigen Wilhelm Paulig kennen. Sie heirateten. Charlottes Plan stand fest: Sie wollte eine eigene grosse Familie. Sie wollte für

den Zusammenhalt ihrer Verwandtschaft sorgen. Sie wollte nach dem Vorbild der Genfer Familie ein offenes Haus führen. All dies gelang ihr. Sie bekam vier Kinder. Sie lud ihre Geschwister mit deren Familien regelmässig zum Sonntagsfrühstück ein. Ihr Haus wurde unter den Kunstschaffenden der Stadt eine begehrte Adresse.

Man dürfe sie nicht als «Mutti-Typ» sehen, sagt ihr Sohn. Sie sei keine zärtliche Mutter gewesen. Es habe ihr nicht gelegen, ihre Kinder liebevoll in den Arm zu nehmen. Ich stelle sie mir als eine lebhafte und originelle Frau vor, die ihre Umgebung inspirierte, aber auch dominierte. Häufig habe seiner Mutter einfach das Mass gefehlt, meint Matthias Paulig. «Sie hat mich noch und noch beschenkt mit Büchern über Preussen, natürlich auch mit dem, was Marion Gräfin Dönhoff schrieb. Daran hat Mutter sich festgehalten. Sie konnte nicht erkennen, dass mein Bezugspunkt ein völlig anderer war.»

Tabu Königsberg

Gleichzeitig vermied sie konkrete persönliche Verbindungslinien zu Ostpreussen. Nie wieder besuchte sie Königsberg. Sie hängte auch kein Bild ihrer Heimatstadt auf. «Königsberg war tabu», stellt ihr Sohn Matthias rückblickend fest. Dennoch kamen bei ihm verschlüsselte und damit verwirrende Botschaften an. «Man kann als Kind und Sohn nicht jede Geste und jedes Gefühl von Seiten der Mutter ‚lesen‘. Ich musste mir vieles zusammenreimen. Meine Mutter war nirgendwo zu Hause und sagte von sich, sie sei am liebsten ein schwebender Geist. Das ist für Kinder beängstigend.»

Die Aussagen ihres Sohnes bringen mich zu der Vermutung, sie habe die Familie masslos überfrachtet. «Wir sind gross geworden mit der Botschaft: Das Wichtigste ist die Familie», bestätigt Matthias Paulig. «Das Wichtigste ist, dass Geschwister

zusammenhalten. Wir wurden als Kinder deshalb bewundert und beneidet. Als Jugendliche hörten wir auch Kritik. Es hiess: Ihr hängt zu sehr zusammen, ihr müsst euch abnabeln. Später waren unsere Ehepartner genervt, weil wir Geschwister untereinander das grössere Vertrauensverhältnis hatten.»

Auch hier fällt mir das Motiv der «Burgfamilie» auf. Ich frage mich, wie die Familie da noch ein Kraftzentrum für die Kinder sein konnte. Eine Burg verspricht Schutz. Sie vermittelt: Drinnen sind wir sicher, draussen nicht. Können Burgkinder ausreichend Vertrauen ins Leben entwickeln? Ich möchte der Familie als Burg ein anderes Bild entgegenstellen: die Familie als Hafen. Auch die Hafenlage bietet Schutz, allerdings weniger als eine Burg. Im Hafen weiss man: Wir leben durch den Austausch mit Fremden. Wir sind weltoffen. Wir sind durchaus vorsichtig gegenüber Menschen, die wir nicht einschätzen können. Aber prinzipielles Misstrauen gegenüber Fremden können wir uns als Hafen nicht leisten. Da würden wir keine guten Geschäfte machen. Da würden wir zu wenig von den Segnungen, die ausserhalb unseres Hafens gewachsen sind, profitieren. Auf lange Sicht wären wir nicht überlebensfähig. Fazit: lieber weniger Sicherheit, dafür mehr Energie von aussen.

Nach meinen Beobachtungen sind Hafenkinder neugierig auf die Welt. Aber auch ihnen macht jeder mit Risiken behaftete Schritt in die Eigenständigkeit Angst. Da brauchen sie ganz besonders den Rückhalt der Familie. Auch dann, wenn Hafenkinder flügge geworden sind, kommen sie vor grossen Unternehmungen noch einmal zurück in ihre vertraute Umgebung und holen sich dort Kraft. Sie machen, wie ich es nenne, eine «Hafenrunde».

Matthias Paulig glaubt, seine Mutter sei wohl immer schon depressiv gewesen – eine Erkrankung, die in seiner Familie mehrfach vorgekommen sei. Demnach könne er auch nicht sagen, ob es sich bei ihren Depressionen um ein Familienerbe gehandelt habe oder um die Folge ihres Kriegstraumas. Zudem,

fügt er hinzu, sei seine Mutter mit der Brutalität der Schwarzen Pädagogik erzogen worden; dennoch habe sie ihren Vater vergöttert. An dieser Stelle unseres Gesprächs frage ich ihn, ob sie einmal eine Psychotherapie gemacht habe. Er schüttelt den Kopf. «Sie konnte Psychologen nicht ernst nehmen.»

Eine Mutter, die immer wieder an depressiven Stimmungen leidet, belastet ihre Kinder zwangsläufig. Aber ein anderes Merkmal von Charlotte Paulig ist für ihren Sohn womöglich noch gravierender gewesen: Sie hat alles, was mit Sexualität zusammenhing, verteufelt. «Ihre Sexualität», sagt er, «war durch die Gruppenvergewaltigung verkrüppelt. Daher sah sie in Sex ausschliesslich etwas Negatives. Sex war in ihren Augen primitiv und tierisch. Am besten, man verzichtete darauf.»

Er war 19 Jahre alt und gerade dabei, sein Elternhaus zu verlassen, als er von der Vergewaltigung erfuhr. «Es hat mich massiv verunsichert», stellt er rückblickend fest. «Ich habe nie eine Frau angemacht. Ich habe immer gewartet, bis sie auf mich zukommt. Am ehesten habe ich mit Frauen geflirtet, die schon vergeben waren.» Er macht eine Pause, denkt nach und fügt dann hinzu: «Was mich behinderte, war meine Angst, als Vergewaltiger zu gelten. Intellektuell konnte ich das grade rücken, emotional aber nicht.»

Punktgenau als Matthias Paulig in seine Eigenständigkeit aufbrach, wurde ihm das Trauma seiner Mutter offenbart. Man könnte es auch anders ausdrücken: Es wurden Anteile ihres Traumas an den Sohn weitergereicht. Ich denke, ein schlechterer Zeitpunkt ist gar nicht denkbar. Auf diese Weise wurde er nicht, wie es sein sollte, gestärkt auf seinen Lebensweg geschickt, sondern extrem geschwächt, vor allem in seiner männlichen Identität. Ich meine: Hier hat sein Vater versagt. Der hätte seinen Sohn schon zu Beginn der Pubertät über die Vergewaltigung aufklären müssen, mit dem Zusatz: «Mutter Ansichten über Sex dürfen für dich nicht zum Massstab werden. Lust ist etwas Gutes!»

Die Fassade einer intakten Ehe

Was der Sohn über die Ehe seiner Eltern berichtet, überrascht nicht weiter. Sie verstanden sich schlecht, was womöglich nicht nur damit zu tun hatte, dass Charlotte Paulig Sinnlichkeit fern stand und ihr Mann fremdging. Ihr Sohn sagt: «Mutter hat ihre Ehe als gut verkauft, was sie aber nicht war. Sie hat meinen Vater häufig provoziert, vorgeführt und erniedrigt.»

Es ist an der Zeit, noch einige Details zur Person von Vater Wilhelm Paulig bekannt zu geben, der, wie anfangs erwähnt, vom Feuermelder in Kriegszeiten zum Feuerwehrchef in Friedenszeiten aufstieg. Sein eigener Vater – Matthias Grossvater – fiel in den letzten Kriegstagen. Sein Rang des SS-Obersturmbannführers entsprach dem eines Obersts. Matthias Paulig, der sich schon während seiner Schulzeit sehr für die NS-Geschichte interessierte, hat später die Rolle seines Grossvaters im Nationalsozialismus recherchiert und eine Art Zwangsmitgliedschaft in der SS entdeckt: Heinrich Himmler hatte sich an die Spitze der Polizei gesetzt, mit dem Ziel, sie in der SS aufgehen zu lassen. Diejenigen, die in der Hierarchie weit oben standen, wurden vor die Alternative gestellt, entweder der SS beizutreten oder aus dem Dienst auszuschneiden. Mehr als ein Mitläufer, glaubt Matthias Paulig, könne der Grossvater nicht gewesen sein. Sein Name ist in der Nähe von Tätern nicht aufgetaucht.

Gehen wir wieder eine Generation tiefer zu Wilhelm Paulig: Einige Jahre vor seinem Tod, während eines gemeinsamen Urlaubs, erzählte er seinem Sohn Matthias ausführlich, was er während NS-Zeit und im Krieg erlebt hatte und wie seine Familie nach 1945 mit der plötzlichen Verarmung fertig geworden war. Dem Sohn wurde versichert, sein Grossvater sei kein Antisemit gewesen. Grundsätzlich, meint Matthias Paulig, gebe es über das Verhältnis zu seinem Vater nicht viel zu sagen. Die Beziehung zu ihm sei sehr viel einfacher als zur Mutter gewesen, erfahre ich. Der Vater wird geschildert als ein Patriarch,

der seiner Familie, vor allem wohl auch seiner Frau, Halt gegeben hat.

Männer, die vaterlos aufwachsen, haben häufig als Erwachsene eine besonders enge Bindung zur Mutter. Bei Wilhelm Paulig, dem Vater von Matthias, war das Gegenteil der Fall. Wenn möglich mied er jeden Kontakt mit seiner Mutter, obwohl sie in derselben Stadt wohnte. Seine Frau Charlotte, für die der Zusammenhalt der Familie den höchsten Wert darstellte, setzte alles daran, damit er die alte Dame wenigstens am Muttertag besuchte. Matthias Paulig kennt nicht den Grund der schlechten Beziehung. Er meint nur, etwas müsse vorgefallen sein, als sein Vater 16 Jahre alt gewesen sei. Bis dahin sei er das Lieblingskind gewesen, auch deshalb, weil er gross war und «arisch aussah». Offenbar hatten sich bei Matthias' Grossmutter gewisse Werte des Nationalsozialismus erhalten. Sie verlor kein Wort über ihre Erlebnisse während der NS-Herrschaft, betonte aber bis zu ihrem Lebensende, es sei ihre beste Zeit gewesen.

Todesursache unbekannt

Es lässt sich nicht mehr klären, ob Wilhelm Pauligs Unversöhnlichkeit seiner Mutter gegenüber mit deren NS-Vergangenheit oder der seines Vaters zusammenhing, oder ob völlig andere Hintergründe eine Rolle spielten. Von seinem Sohn erfuhr ich: Der Vater las fast ausschliesslich Bücher über die NS-Zeit. Ich vermute, er litt, wie so viele Kriegskinder, unter Schuldgefühlen, geerbt von der Generation der Eltern, die sich damit nicht hatte auseinandersetzen wollen. Wilhelm Paulig trug mehr als ein Geheimnis mit sich herum. Das letzte Geheimnis ist seine Todesursache. Sohn Matthias erzählt mir, sein Vater sei mit 60 Jahren gestorben, man wisse aber nicht woran. Selten hat mich etwas mehr überrascht. Ich frage, wie das möglich sei – schliesslich habe ein Arzt den Totenschein ausfüllen müssen und dar-

auf sei doch die Todesursache vermerkt, und wenn diese unbekannt sei, werde die Kriminalpolizei eingeschaltet. ... Paulig zuckt die Achseln und wiederholt, er wisse nicht, woran sein Vater gestorben sei. Der Tod sei auch nicht plötzlich eingetreten, sondern nachdem er 14 Tage krank im Bett gelegen habe.

Charlotte Paulig verkraftete den Tod ihres Mannes nicht. «Danach wurde es ganz schlimm mit ihren Depressionen», berichtet der Sohn. Im Laufe der Jahre entwickelte sich die Verfassung der Mutter für ihre Kinder zum Dauerproblem. Nachdem ein Schlaganfall sie auch körperlich eingeschränkt hatte, begann ein langer Leidensweg – nicht nur für sie, sondern auch für ihre Kinder. Nun war ihr Hunger nach Aufmerksamkeit und Zuwendung nicht mehr zu stillen. Sie hatte wohl gehofft, eines ihrer Kinder würde sie, wenn sie einmal alt und hilflos sei, zu sich nehmen. Aber das geschah nicht. Ihr Charakter veränderte sich. «Sie begann, uns Geschwister gegeneinander auszuspielen. Sie verbreitete Gift unter uns, indem sie hinter dem Rücken jedes einzelnen schlecht über ihn redete», erläutert Matthias Paulig. «Während ihrer letzten Lebensjahre, in der Schlussphase, war es einfach nur grauenhaft. Sie hielt uns Kinder im Alarmzustand. Manchmal war sie plötzlich verschwunden. – Jedenfalls ist man gedanklich ständig mit ihr befasst. Man fühlt sich oft schuldig. Man hat ein schlechtes Gewissen. Man hat grosse Wut. Man sagt sich immer wieder: Mutter ist völlig verstört – aber die Klemme bleibt. Das hat mich fast wahnsinnig gemacht.»

Die geschwisterliche Eintracht existiert heute nicht mehr. Als nach Mutters Schlaganfall Entscheidungen zur Pflege anstanden, gab es zum ersten Mal Streit unter den Kindern von Charlotte Paulig. Zu seinem jüngsten Bruder, sagt Matthias, sei das Verhältnis heute ganz schlecht. Man rede nicht mehr miteinander. Der Bruder sei der Auffassung, er allein habe sich ausreichend um die Mutter gekümmert, während die anderen Geschwister sich gedrückt hätten. Es habe auch Streit um Geld

gegeben, das die Mutter ihm angeblich versprochen habe. «Heute meint mein Bruder, er sei Zeit seines Lebens in jeder Beziehung zu kurz gekommen. Da stehe ihm wenigstens ein finanzieller Ausgleich zu.»

Familie auf dem Prüfstand

Wenn existentielle Entscheidungen hinsichtlich der pflegedürftigen Eltern zu treffen sind, steht die Qualität einer Familie auf dem Prüfstand. Hier zeigt sich, ob sie schweren Belastungen standhält oder auseinander bricht. Wenn im Alter ein Elternteil zum Pflegefall wird, sind Auseinandersetzungen unter Angehörigen die Regel und nicht die Ausnahme – und das kann auch nicht anders sein. Da sieht sich eine Gruppe von Menschen mit völlig neuen Fragestellungen konfrontiert. Sie muss in Zeiten hoher emotionaler Belastungen mit kühlem Kopf Einigkeit darüber erzielen, was für Mutter oder Vater das Beste ist. In vielen Fällen gibt es keine eindeutig gute Lösung, was die Situation nicht leichter macht. Wie immer am Ende der Beschluss ausfällt: Es bleibt ein Rest Ungewissheit, ob man nicht doch die falsche Entscheidung getroffen hat. Das bietet reichlich Stoff für gegenseitige Beschuldigungen. Nun gibt es Familien, in denen man sich der Überforderung bewusst ist, weshalb man sich darauf einigt, die anfallenden Entscheidungen einem Einzelnen aus der Geschwistergruppe zu übertragen. Oder man streitet eben so lange, bis sich in der Tat ein Konsens einstellt. Das setzt aber voraus, dass man im Laufe seines Lebens das Miteinander-Streiten gelernt hat. Bei den Pauligs war das nicht geschehen.

Eltern, die in frühen Jahren der Gewalt des Krieges ausgesetzt waren, tragen in sich einen Schwur: Nie wieder Krieg! Die Frage ist nun: Was geben sie davon ihren Kindern weiter? «Nie wieder Krieg» oder vielleicht auch «Frieden um jeden Preis»? Mag sein, Matthias Paulig und seine Geschwister hielten des-

halb als Kinder wie Pech und Schwefel zusammen, weil sie spürten, ein nicht immer friedlicher Umgang miteinander hätte die Mutter allzu sehr in Unruhe versetzt. In diesem Fall hätte es sich um Konfliktvermeidung aus Rücksichtnahme gehandelt. Mag aber auch sein, dass sich die Geschwister mit ihrem Schulterchluss gegenseitig stützten, weil ihnen ihre psychisch labile Mutter nicht genügend Halt geben konnte. Wie auch immer: Den Paulig-Kindern war nicht beigebracht worden, dass heftige Auseinandersetzungen unter Geschwistern etwas Normales sind, und was zu tun ist, um einen Konflikt zu beenden. Charlotte Paulig hinterliess keine starke, sondern eine instabile Familie. Nicht die Familie selbst gab lange Zeit Halt, sondern die Ideologie einer Familie.

Noch immer dominiert die Mutter – auch in dieser Geschichte, auch auf diesen Seiten. Der Sohn verblasst hinter ihr. Sie allein scheint das Opfer zu sein. Selbst die Traumata ihres Mannes fallen wenig ins Gewicht. Keine Frage, die Mutter trug schwerste seelische Verletzungen in sich und glaubte nicht, dass irgendjemand ihr helfen könne. Man möchte weinen, wenn man sich ihr Schicksal im Detail vor Augen führt. Aber auch ihr Sohn hat ein schweres Schicksal. Nur erkennt man es nicht, solange sich die Mutter immer wieder davor schiebt. Was könnte in Friedenszeiten an das Leid von Kriegskindern heranreichen? Das ist das Dilemma, das ist die Tragik vieler Kinder der Kriegskinder.

Achtes Kapitel

DER WEHRLOSE

Ein vielseitiger Autor

Auf Jürgen Petersen* war ich durch eines seiner Hörspiele aufmerksam geworden. Darin hatte er scharfsinnig und mit untergründigem Witz die deutsche Gegenwart mit den Schatten der deutschen Vergangenheit verknüpft. Das Stück spielte im Milieu der «Grünen Damen», jenen ehrenamtlichen Helferinnen, die sich im Rahmen von Besuchsdiensten um Krankenhaus-Patienten kümmern. Die Protagonistin war eine 70-Jährige, die ich unschwer als typisches Kriegskind erkannte. Nahezu alles, was sie von sich gab, hatte direkt oder indirekt mit dem Thema Essen zu tun: Kochen, Lebensmittelpreise, Herdplattenpflege, getrennte Küchenabfälle, Grillfleisch, Verdauung, Haltbarkeitsdaten. Wie ich später Petersens Homepage entnahm, war er ein vielseitiger Autor von beeindruckender Produktivität. Davon zeugte die lange Liste mit Theaterstücken, Büchern, Hörspielen, Essays, Liedertexten. Ich stellte mir einen Mann vor, der mir lebhaft und souverän aus seinem Leben erzählen würde. Der Mann, der mir dann gegenüber sass, grau in grau gekleidet, wirkte erschöpft und niedergeschlagen. Ich erfuhr, seine Ehe sei gerade auseinander gebrochen.

Während unserer Begegnung schaute er häufig auf die Uhr, weil er in regelmässigen Abständen Tabletten einnehmen musste. Er hat die Diagnose Parkinson, eine fortschreitende Krankheit mit einer grausamen Endphase, jedenfalls nach heutigem Erkenntnisstand. Petersen ist 40 Jahre alt. Er hofft auf einen entscheidenden Durchbruch in der Medizin.

Nachdem ich unser Gespräch abgehört und aufgeschrieben hatte, folgte eine längere Phase der Ratlosigkeit. Es ist ja auch alles andere als leicht, einen Menschen einzuschätzen, der gerade in einer Lebenskrise steckt und an einer Krankheit leidet,

die eine düstere Zukunft in Aussicht stellt. Schon während unseres Gesprächs hatte ich ihm einen Namen gegeben: «der Wehrlose». Auch bei anderen Kriegsenkeln war mir aufgefallen, wie schwer sie sich damit taten, sich vor Menschen und Situationen zu schützen, die ihnen schaden. Bei Jürgen Petersen schien ein seelischer Immunschutz gänzlich zu fehlen.

Er ist feinfühlig und klug, Man wünscht ihm, dass sich sein Talent des Schreibens schneller herumspricht. Er hat mehr Anerkennung verdient, als er momentan bekommt. Sein geringes Einkommen macht ihn manchmal nervös. Aber grundsätzlich schaut er eher auf das halbvolle als auf das halbleere Glas. Er bekommt Geld für das, was er am liebsten tut – genug, um davon zu leben. Nur wenige Schriftsteller kommen so weit. Würde er sich in seiner Arbeit dem Zeitgeschmack anpassen, könnte er sich vermutlich einen Mittelklassewagen leisten. Aber derartige Spekulationen sind müssig. Petersen *kann* sich überhaupt nicht anpassen. «Eines meiner höchsten Prinzipien war immer Aufrichtigkeit», sagt er. «Mein Ziel für mein Leben war: mich morgens im Spiegel betrachten, ohne brechen zu müssen.» Erst dachte ich, er hätte im Eifer des Gesprächs ein bisschen zu dick aufgetragen, aber dann fiel mir ein, wie punktgenau er als Autor mit Sprache umzugehen weiss, und dass ich daher seine Worte ernst nehmen sollte.

Misstrauen und Missgunst

Ich habe anfangs nicht begriffen, woher seine Rigorosität kommt. Wovon grenzt er sich ab? Schliesslich entstammt er nicht einem Gangstermilieu, wo niemand die Wahrheit sagt und jeder den anderen übers Ohr haut. In seinem Elternhaus herrschte keine scheinheilige, bigotte Atmosphäre. Allerdings wuchs er im Gezänk einer kleinbürgerlichen Familie auf, in der – neben erfreulichen Eigenschaften und Werten – bis heute Misstrauen und

Missgunst unübersehbar sind. In einem solchen Klima, stelle ich mir vor, gibt es keine allzu grosse Hemmung, die Wahrheit zurechtzubiegen, bis sie passt. Dass Jürgen Petersen sich auf dieses Niveau nicht herunterziehen lassen will, leuchtet also ein. Aber dann kommt von ihm wieder so ein Satz, der mich irritiert: «Alle erwarten, dass ich mich strategisch verhalte, doch das mache ich nicht.» Ja, warum denn nicht? Hat man nicht erheblich mehr Handlungsspielraum, wenn man sich in Konflikten taktisch verhält: auf Zeit spielen, dem Gegner den Wind aus den Segeln nehmen, kleine Zugeständnisse machen, auf Argumente verzichten, die die eigenen Position schwächen?

Aber ich bin nicht auf der richtigen Spur. «Strategisches Verhalten», erläutert Petersen mir, «bedeutet für mich, mich so zu verhalten, wie andere es von mir erwarten – das bedeutet: mich anpassen. Bei Streitigkeiten mit meiner Mutter, meiner Schwester und meiner Frau kommt es immer wieder zum gleichen Punkt. Sie sagen: *Du* musst dich ändern. Solange *du* dich nicht änderst...» Und er fügt hinzu: «Ich will nicht daraus bestehen, es allen recht zu machen. Ich will angenommen werden, wie ich bin. Wenn das geschähe, wäre ich auch bereit, mir etwas über meine Fehler sagen zu lassen.»

Was Jürgen Petersen verlangt, ist nichts Besonderes, sondern einfach nur die Basis eines respektvollen Umgangs. Mag sein, dass er in der engeren Verwandtschaft von Menschen umgeben ist, die davon keine Ahnung haben. Hier wäre wohl an erster Stelle die Rolle seiner Mutter zu untersuchen. Der Sohn bezeichnet sie als ein typisches Kriegskind. Geboren 1934 und in Wilhelmshaven aufgewachsen, erlebte sie während des ganzen Kriegs Luftangriffe – ausgenommen nur ein Jahr, das sie bei Verwandten auf dem Land verbrachte. Ihre Heimatstadt wurde, weil sie Kriegshafen war, von 1940 bis 1945 bombardiert. Ich las einmal einen Zeitungsartikel, dessen Verfasser meinte, man hätte solche Städte, deren Zerstörung mehr oder weniger flächendeckend war, nach 1945 nicht wieder aufbauen sollen,

sondern stattdessen mit einem grossen Zaun umgeben sollen, darauf Schilder mit der Aufschrift: «So ist Krieg!»

Über die Kindheit der Mutter wusste Jürgen Petersen lange Zeit nur dies: Alles war schrecklich gewesen, vor allem die Schmerzen, die ihr während des Krieges zugefügt worden waren. Als Kind sah er es als seine Aufgabe an, sie trösten. Nur eine beruhigte Mutter ist eine halbwegs stabile Mutter. Kleine Kinder empfinden so. Sie können gar nicht anders. Auf Grund ihrer beispiellosen Verletzlichkeit besitzen kleine Kinder ihre eigene Logik: Wenn ich nicht dafür Sorge, dass es Mama gut geht, kann sie nicht mehr für mich kochen und dann muss ich sterben.

«Ich habe schon früh empfunden, das ist ein Abgrund für mich», erzählt Jürgen Petersen. «Gerade heute Nacht hatte ich einen Traum: Ich hatte ein Kristall gefunden, ein Mineral, sehr schön, und mein erster Gedanke im Traum war: Den musst du deiner Mutter schenken, das tröstet sie. Und ich habe mich im Traum über diesen Gedanken geärgert! Als kleines Kind habe ich meine Spielsachen danach ausgesucht, was meiner Mutter gefallen könnte. Das ist mir lange überhaupt nicht klar gewesen.»

Johanna Petersen*, eine Hausfrau ohne Berufsausbildung, versorgte ihre Familie und gängelte sie. Vor allem manipulierte sie sie durch ihre Krankheiten. Die waren nicht eingebildet, aber doch masslos übertrieben dargestellt, wie ihr Sohn mir erläutert. «Meine Mutter hat sich stets über Krankheiten definiert», betont er. «Von den Tabletten konnte sie nie genug bekommen. In der Verwandtschaft war das genauso. Oma hat ständig aufgezählt, wie viele Tabletten sie nehmen muss. Je schlimmer ein Medikament in seinen Nebenwirkungen, desto wichtiger fühlte man sich. Man zeigte die Behindertenausweise herum, als handele es sich um Auszeichnungen.» Johanna Petersen hatte auch immer wieder depressive Phasen. Als Jürgen etwa zwölf Jahre alt war, drohte sie häufiger damit, sich umzubringen. Als er 25 Jahre alt war, verkündete sie, sie habe nicht

mehr lange zu leben. «Ich hab das ernsthaft alles geglaubt. Und nun? Sie ist immer noch putzmunter», empört sich ihr Sohn. «Meine Mutter hat nie einfach und uneingeschränkt gesagt: ‚Es geht mir gut.‘ Es war kein Ziel für sie, dass es ihr gut geht.»

Ein Versöhnungskind?

Für ihn als Kind bedeutete Kranksein einen günstigen Zustand. Da wurde er liebevoll umsorgt, da fühlte er sich von seiner Mutter ernst genommen – ausser, wenn er Schmerzen hatte. Seine Mutter meinte, die Schmerzen, die er hätte, könnten nie so gross sein, wie die Schmerzen, die sie selbst hätte ertragen müssen. Auch das war wieder ein Hinweis auf den Krieg. Jürgen wuchs mit seinen beiden Geschwistern in einem Einfamilienhaus auf, mit Garten und Hund. Er, der Nachzögling, sei ein Versöhnungskind gewesen – so jedenfalls hätten es ihm seine Eltern dargestellt. Aber er war wohl eher ein Kind der Waffenruhe. «Der Krieg zog sich durch meine ganze Kindheit», berichtet er. «Immer Kampf, keine Liebe zwischen den Eltern, kein füreinander da sein.» Als Jürgen vor dem Abitur stand, wurde die Ehe geschieden und Mutter Petersen setzte fort, was immer schon ihre Strategie gewesen war: die Kinder auf ihre Seite ziehen, indem sie dem Vater nur Schlechtes nachsagte.

Jürgens Vater, Jahrgang 1924, Handwerker mit Meisterbrief, arbeitete in einem Grossbetrieb. Seinen Sohn hielt er für handwerklich unbegabt. Wenn der Junge nicht auf Anhieb begriff, wie eine Zange zu halten war, gab es keinen zweiten Versuch, sondern es hiess nur noch: «Du kannst das nicht! Das lernst du nie!» Weder ging der Vater auf seinen Sohn zu, noch der Sohn auf seinen Vater, was Jürgen Petersen heute vor allem der Rolle seiner Mutter zuschreibt, die nicht wollte, dass ihre Kinder zum Vater ein gutes Verhältnis hatten.

Als junger Erwachsener stellte Jürgen Petersen zunehmend

fest, wie nahe ihm das Thema Krieg ging. Sah er beim Zappen im Fernsehen unerwartet zerbombte Städte, wurden seine Augen feucht. Noch war ihm nicht klar, dass er Bilder in sich aufnahm, die in ähnlicher Weise auch seine Mutter in sich trug. 1945 war sie 11 Jahre alt gewesen. Aus dieser Zeit existieren keine Fotos von ihr, wohl aber ab 1947; da sah sie, wie ihr Sohn entdeckte, verstört aus. «Ganz anders als auf den Bildern ihrer frühen Kindheit», sagt er. «Darauf macht sie einen glücklichen Eindruck.»

Es war für ihn nicht schwer zu erkennen, dass seine Mutter Zeit ihres Lebens durch ihre Kriegserlebnisse verbittert war. Ohne Zweifel war Johanna Petersen ein Opfer, das mit sonderbaren Verhaltensweisen und Pillen die innere Balance zu halten versuchte. Jürgen Petersen weiss, dass Opfer nur in Ausnahmefällen die besseren Menschen sind, häufig sind sie nicht einmal gut für ihre Mitmenschen. Vermutlich liessen Johanna Petersen die seelischen Verletzungen innerlich nie zur Ruhe kommen. Sie kannte das Gefühl von Geborgenheit nicht und konnte es deshalb auch nicht ihren Kindern vermitteln. Jürgen dachte, er werde von ihr nie Details aus der Kriegszeit erfahren, aber da irrte er sich. Eines Tages im Jahr 2006 sagte sie beiläufig, während sie eine Packung Milch aus dem Kühlschrank nahm: «Da war doch die Geschichte mit dem Soldaten. Da war ich sieben.» Ihr Sohn erfuhr, ein Deutscher, ein Wehrmachtssoldat habe sie sexuell missbraucht. Johanna Petersen war über 70 Jahre alt, als sie ihm davon berichtete: Sie habe furchtbare Schmerzen gehabt. Die Sache sei dann vertuscht worden. Beistand von ihren Eltern habe sie nicht erfahren. «Seitdem kann ich keinem Menschen mehr vertrauen», fügte die Mutter noch hinzu. «Auch dir nicht, meinem Sohn.» Danach sprach sie nie wieder davon.

Er war ein Einzelgänger

Seine Mutter hatte ihm mit auf den Lebensweg gegeben, man müsse «mit den Wölfen heulen». Sie glaubte, mit Eigenwilligkeit bringe man sich selbst nur in Gefahr, denn – so ihre Redewendung – «dann haben die dich auf dem Kieker». Die Mutter sah sich einer per se feindlichen Umwelt ausgeliefert, einem Dschungel, in dem man sich nur mit allergrösster Vorsicht bewegen durfte.

Es gibt eindeutige Hinweise dafür, dass Jürgen Petersen schon in jungen Jahren davon Abstand nahm und auf seiner Meinung beharrte, auch dann, wenn sie nicht dem Mainstream entsprach. Er war als Jugendlicher ein Einzelgänger, ein Computerfreak, jemand, der sich nicht irgendeiner Welle anschloss, bloss weil sie gerade Kult war. Auf dem Gymnasium fiel er auf, vor allem durch seinen Intellekt und seine rhetorische Begabung. Bereits mit 14 Jahren wurde er zum Schulsprecher gewählt. Es lässt sich denken, dass ihn diese Rolle überforderte.

Petersen nimmt sich Zeit, um mir eine zentrale Erfahrung mit Mobbing zu beschreiben. Offenbar nahm er als Schüler nicht ausreichend wahr, dass er sich mit seiner Überflieger-Position, seiner Kompromisslosigkeit in Sachen Gerechtigkeit und seinem Drang, heikle Sachverhalte anzusprechen, Feinde machte. Auch den Neidfaktor blendete er aus, aber das ist nicht ganz so überraschend, wenn man weiss, dass er auch den Neid seiner Geschwister ignorierte. Aus seinen Schilderungen schliesse ich, dass die Schulleitung ihn loswerden wollte. Da kam ihr ein Gerücht, wonach Jürgen ein Drogendealer sein sollte, gerade recht. Es lag ihr nicht daran, den Wahrheitsgehalt zu ermitteln. Der Schulsprecher wurde zu Unrecht beschuldigt, es hiess, man glaube ihm nicht, aber da man ihm nichts nachweisen könne, sei es das Beste, er wechsle das Gymnasium. «Im Nachhinein», urteilt er, «war diese neue Schule das Beste, was mir passieren konnte.» Hier entdeckte er die Welt die Litera-

tur, des Theaters, zwei Leidenschaften, die ihn nicht mehr verliessen.

Das Merkwürdige ist, dass Jürgen Petersen auch im Rückblick darauf besteht, die Lehrer an seinem ersten Gymnasium hätten ihm – gerade weil er so aufrichtig war – ausnahmslos mit Achtung und Respekt begegnen müssen. Bis heute weigert er sich, zu akzeptieren, dass eigenwillige Charaktere von der Mehrheit der Bevölkerung eben nicht geschätzt werden und deshalb Nachteile erfahren. Er erwartet Beifall von Leuten, die sich durch sein Verhalten irritiert und vielleicht sogar vorgeführt sehen. Bei jemandem, der dem jugendlichen Alter schon lange entwachsen ist und der seine Mitmenschen sehr genau beobachtet – was in meinen Augen auch die besondere Qualität seiner Arbeit ausmacht –, finde ich eine solche Sichtweise überraschend. Was hindert ihn bis heute daran, zu unterscheiden, wer ihn unterstützt und wer ihm nichts Gutes gönnt?

Vor einigen Jahren, als seine Erwerbsminderung durch die Diagnose Parkinson amtlich geworden war, stellte er einen Antrag auf Hartz IV. Dazu schildert er mir eine lange Episode der fortgesetzten Demütigung von Seiten einer Sachbearbeiterin. Offenbar unterstellte sie ihm, er wolle sich die finanzielle Unterstützung erschleichen. Er nahm es hin, er wehrte sich nicht. Warum nicht? Weil er mit Autoritäten grosse Schwierigkeiten habe, erläutert er mir. Seine Mutter habe ihm vermittelt: Man muss Autoritäten unbedingt gehorchen. Er kenne von ihrer Seite auch keine Solidarität, wenn sie von seinen Konflikten erfuhr. Mutter habe immer den anderen mehr geglaubt, den Lehrern zum Beispiel. «Ich hätte bezüglich Hartz IV immerfort Widerspruch einlegen müssen, bei jeder Ablehnung, bei jeder Schikane. Aber ich dachte: Sie werden schon wissen, was sie tun», erklärt er mir. «Ausserdem will ich respektiert werden in meinem Anspruch auf das, was mir zusteht, ohne Widerspruch einlegen zu müssen. Ich bin unglaublich stur. Ich verabscheue es, wenn man mich zwingt, etwas zu tun, was ich nicht will.»

Als Kind und Jugendlicher hatte Jürgen Petersen die Ehe-kriege seiner Eltern ertragen müssen. Vielleicht hat er sich ja damals geschworen: Das mache ich anders. Nie wieder Krieg. Oder wenn schon Krieg, dann zu Bedingungen, die ich akzeptieren kann. Er sagt: «Ich fand es immer ganz widerlich, wenn man mich gezwungen hat, laut zu werden.» Es geht ihm damit wie jedem Menschen, dem etwas abverlangt wird, was er nicht gut kann und was er – weil er damit seine Überzeugungen verraten würde – auch nicht erlernen möchte.

Nun ist aber jeder Mensch, ob er will oder nicht, gelegentlich Angriffen ausgesetzt, die ihm nur die Wahl lassen zwischen Lautwerden oder Zurückweichen. Der Amerikaner William Shirer, der sich während der NS-Zeit als Zeitungskorrespondent in Berlin aufhielt, schildert in seinem Buch «Das Jahrzehnt des Unheils», wie er sich von brüllenden Nazis einschüchtern liess – solange, bis er sich entschloss zurückzubrüllen.

Hohe moralische Ansprüche

Petersens Vater, der Wehrmachtssoldat gewesen war, wird von der wirksamen Methode gewusst haben. Aber von ihm hätte Jürgen entsprechende Unterweisungen nicht angenommen, denn der Vater hatte sich im Rosenkrieg als Vorbild disqualifiziert. Dem Sohn waren auch andere, durchaus nützliche Lebensregeln suspekt, zum Beispiel: Bei grosser Gefahr macht man die Schotten dicht. Denn er litt nicht nur, wenn man ihn zwang, laut zu werden, sondern genauso, wenn die Situation es erforderte, sich in Sicherheit zu bringen. Ohne Anpassung war das nicht zu erreichen, und damit verriet er seine Prinzipien. Folgte er seinen Prinzipien, war er wehrlos und schutzlos. Gehorchte er der Not, genügte er seinen moralischen Ansprüchen nicht. Was für eine Falle!

Der Vater erzählte Jürgen viel über seine Wehrmachtszeit.

Dafür hatte es nur der richtigen Frage zur richtigen Zeit bedurft. Jürgen, damals Anfang zwanzig, wollte von ihm wissen: «Wo warst du eigentlich mit 21 Jahren?» Antwort: «In Griechenland. Da haben die Briten auf uns geschossen.» Als der Vater merkte, dass sein Sohn ihm keine rhetorische Frage gestellt hatte, sondern wirklich interessiert war, ergab sich etwas bisher nie da Gewesenes zwischen ihnen: ein langes, intensives Gespräch. Es wurde fortgesetzt, Vater und Sohn kamen sich näher, und mit der Zeit entwickelte sich eine vertrauensvolle Beziehung.

Der Vater stellte Fragen zu Jürgens Arbeit, nicht im Sinne von: «Wie willst du davon leben?», sondern: «Zeig mir doch mal, was du so schreibst.» So kam es, dass sein Sohn ihm gelegentlich Texte zu lesen gab. Der Vater erschien auch zur Premiere seines ersten Theaterstücks. Die Mutter hingegen ist an der Arbeit ihres Sohnes gänzlich uninteressiert. Es käme ihr nicht in den Sinn, die Tageszeitung zu kaufen, nur weil im Kulturteil ein Buch von Jürgen Petersen besprochen wird. Ein einziges Mal hatte sie einen Text von ihm gelesen. Der Sohn, damals noch Schüler, hatte sich von seiner Einsamkeit in seiner Familie inspirieren lassen. Der Text trug den Titel «Geschwister». Seine Mutter las ihn und meinte nur: «Ich glaube, du brauchst einen Arzt.»

Jürgen Petersen kann seine Mutter gut erfassen. Ihre Persönlichkeit diente ihm als Vorlage für die dominante «grüne Dame» in seinem Hörspiel. Er beschrieb sie inklusive ihrer Leidenschaft für Tabletten, weshalb sie sich auf Station gern in der Nähe des Medikamentenschanks aufhielt, in der Hoffnung, sie werde ihn eines Tages unverschlossen vorfinden. Er weiss viel über seine Mutter, er kennt ihre Traumata, ihre Schwächen, ihre Bedenkenlosigkeit. Aber all das zu wissen, hilft ihm nicht weiter, wenn es darum geht, sich wirksam von ihr abzugrenzen.

Die Konkurrenz der Kranken

Dass Jürgen sich heute so gut mit seinem Vater versteht, empfindet seine Mutter offenbar als Verrat. Ihr Misstrauen ist noch gewachsen. Und ein Zweites hat sich im Verhältnis zu ihrem Sohn verändert. Entgegen der früheren Gewohnheit, in ihm, wenn er krank war, geradezu einen Komplizen zu sehen, ist seit der Diagnose Parkinson das Thema Krankheit in seiner Gegenwart tabu. Weder seine Mutter noch sonst jemand in der Familie spricht ihn darauf an. Kein mitfühlendes Nachfragen, kein Beistand, kein Trost. Jürgen Petersen, der deshalb viele Gespräche mit seinem Therapeuten führte, erklärt mir das so: «In meiner Familie herrscht die Konkurrenz der Kranken. Aber mit Parkinson kann keiner mehr mithalten. Da habe ich sozusagen den obersten Trumpf gezogen. Keiner kann mich mehr mit seinen Krankheiten ausstechen.»

Es überrascht mich, dass er, als er vor zwei Jahren die Diagnose Parkinson erfahren hatte, nicht in Niedergeschlagenheit versunken war. «Das war ich vorher, als die Krankheit noch nicht diagnostiziert war», erklärt er. «Ich dachte, ich sei depressiv, und auch die Ärzte meinten lange Zeit, es handele sich bei mir um etwas Psychosomatisches.» Aber schliesslich lagen die Fakten auf dem Tisch, und Jürgen Petersen blieb nichts anderes übrig, als sie zu akzeptieren. Er beschloss, sich auf das Positive in seinem Leben zu konzentrieren, die Arbeit und die Liebe. Was er sich nie hätte träumen lassen – er war als Schriftsteller zunehmend gefragt. Der andere grosse Erfolg bestand darin, dass er nun schon 20 Jahre mit seiner Lebensgefährtin zusammen war. So viel Glück musste gefeiert werden! Er wünschte sich ein rauschendes Fest, ein Hochzeitsfest, das keiner seiner Gäste je vergessen sollte. «Mein grosses Defizit war ja», erläutert er mir, «ich konnte Leid immer teilen, aber Freude nicht. Ich wollte, dass alle kommen und mit mir feiern.»

Das Fest wurde sein Waterloo, die grösste Niederlage seines

Lebens. Seine Mutter erschien erst gar nicht. Es kam ihr nicht in den Sinn, dass es vielleicht wichtig sein könnte, dem Sohn, der endlich geheiratet hatte, ihren Segen zu geben. Auch die Schwester sagte ab. Sein Bruder dagegen kam, allerdings bereit, schlechte Laune zu verbreiten, was ihm mit Bravour gelang, indem er Unwahrheiten über Jürgen in den Raum setzte. Wieder ein Fall von Mobbing. Der Konflikt eskalierte, und es zeigte sich, dass auch Jürgens Frau nicht mehr hinter ihm stand. Die frisch geschlossene Ehe zerbrach.

Ich frage mich, wie Jürgen Petersen überhaupt auf die Idee kommen konnte, Mutter und Geschwister würden sich mit ihm über seine Erfolge freuen. War es nicht gerade seine Familie, die ihm – im Unterschied zu seinem Freundeskreis – jede Rückenstärkung verweigerte und sich in keiner Weise für ihn interessierte? Ich frage laut, ob ihn denn sein Therapeut nicht gewarnt habe? Nein, antwortet Petersen, in dieser Phase habe er gerade eine Therapiepause gemacht.

Eine unstillbare Sehnsucht nach Trost

Gegen Ende unseres Gesprächs sagt Jürgen Petersen, es gäbe noch etwas, das ich von ihm wissen sollte. Er spüre deutlich, dass der Trost, den seine Mutter schon nicht bekommen habe, sich eine Generation später als Defizit auch in seinem Leben ausgebreitet habe. «Mir fehlt der Küchentisch, wo ich mich hinsetzen kann und sagen kann: ‚Es läuft gerade Scheisse‘. Und alle sagen: «Oje, aber glaub uns, es wird auch wieder bessern Das passiert nicht. Das gibt’s nicht. Dieser Küchentisch müsste riesengross sein, und ein Chor von Hunderttausend müsste mich trösten.» Es herrscht eine Weile Schweigen. Dann sagt Petersen, er wisse, er müsse nun grundlegend etwas ändern. Er sei 40 Jahre alt. Im Unterschied zu gesunden Gleichaltrigen stehe ihm nur noch eine relativ kurze Zeitspanne zur Vertie-

fung, in der sich seine Beeinträchtigungen in Grenzen halten werden.

Ich stimme ihm zu und frage ihn, ob er einmal erwogen habe, den Kontakt zu seiner Mutter für eine geraume Zeit zu unterbrechen. «Nein», sagt er. «Das kann ich nicht. Wenn ich den Kontakt zu meiner Mutter abbreche, löst sie sich in Luft auf. Das jedenfalls ist mein inneres Bild dazu».

Ich denke, er weiss alles über die Hintergründe seiner Wehrlosigkeit. Frauen, die als Kinder vergewaltigt wurden und nie Beistand und Trost erfahren haben, sind – und das ist die Tragik auch für die folgende Generation – in den meisten Fällen Gift für ihre Söhne. Denn solche Mütter sorgen dafür, dass ihnen schon in den ersten Lebensjahren alle Regungen von Aggressivität ausgetrieben werden. Nichts ist leichter, als ein Kleinkind zu manipulieren und seinen Eigenwillen zu brechen. Eine Mutter muss in diesem Fall gar nicht grob vorgehen, es reicht, den Säugling mit Abwesenheit zu strafen. Manche Frauen verlassen deshalb nicht einmal den Raum. Ist ihr Sohn «böse», schalten sie die innere Verbindung zu ihm einfach ab. Er wird dann nur noch mechanisch versorgt. Das Kind wiederum merkt, es kann seine Mutter nicht mehr erreichen und gerät in Panik, die sich zur Todesangst steigern kann. Solche Ängste sind ungemein haltbar – siehe: «Wenn ich den Kontakt zu meiner Mutter abbreche, löst sie sich in Luft auf.» Ist das Kind dann erwachsen geworden, aber immer noch nicht in der Lage, sich innerlich von seiner Mutter zu lösen, geht ihm womöglich nach und nach die Lebenskraft aus.

Ich wünsche sehr, dass Jürgen Petersen endlich aufbricht und sich holt, was ihm zusteht. Das wünsche ich ganz eigenützig, denn ich erhoffe von ihm noch viele gute Hörspiele und Theaterstücke.

Neuntes Kapitel

LEBEN LERNEN

Ein empörter Brief

Anja Freisecke* nahm Kontakt mit mir auf, nachdem sie mein Buch «Die Deutsche Krankheit – German Angst» gelesen hatte. Darin hatte ich mich mit den gesellschaftlichen Folgen der langen Schatten von NS-Zeit und Krieg auseinandergesetzt. Sie schrieb, sie sei ein Kriegsenkel, sie beobachte die Generation der Kriegskinder schon seit geraumer Zeit und habe ihre Schlüsse daraus gezogen. Ob ich an einem Bericht interessiert sei? Anja Freisecke weckte mein Interesse, weil ihr Brief nicht nur ein bisschen melancholisch klang, sondern weil sie stellenweise auch ihrer Empörung Luft machte. Sie kritisierte die Kriegskinder heftig – ein Tonfall, den ich von anderen Kriegsenkeln nicht gewohnt war. Hier ist ihr von mir leicht redigierter Bericht.

Auf meinem täglichen Schulweg mit dem Linienbus durch die Bochumer Vorstadtgebiete begleiteten mich in meiner Jugend Anfang der 80er Jahre zwei grundlegende Gefühle: Irgendetwas stimmt hier in dieser Umgebung nicht. Und: ein schmerzhaftes Trauergefühl, besonders älteren Menschen gegenüber. Beide Gefühle konnte ich nicht erklären, nicht erfassen. Ich wusste nur, sie waren stark und unangenehm. Hinzu kam ein ebenso erdrückendes Gefühl bei mir zu Hause. Es hat mich noch begleitet, als ich schon längst ausgezogen war: ein schlechtes Gewissen und Schuldgefühle meinen Eltern gegenüber. Oft hatte ich die Empfindung, ich sei ‚undankbar‘ und keine ‚gute Tochter‘.

Geboren wurde ich 1969 in Koblenz als Jüngstes von drei Kindern. Ende der 70er Jahre sind wir nach Bochum umgezo-

gen, wo ich meine Jugendzeit verbrachte. Ich bin die Tochter eines Flüchtlingskindes. Meine Grosseltern mütterlicherseits lebten als einfache ‚deutschstämmige‘ Bauern in Polen und hatten mit den Nazis nichts am Hut. Als mein Opa ein Angebot der Nazis, Bezirksleiter zu werden, ablehnte, wurde er kurze Zeit später an die Kriegsfront nach Russland abkommandiert. Nach einer kurzen Zeit der Kriegsgefangenschaft schlug er sich zu seiner Familie in Zentralpolen durch, die er dann über die schon abgeriegelte Grenze nach Westdeutschland führte. Meine Mutter war damals zehn Jahre alt. Die Familie siedelte sich nach der Flucht in Niedersachsen an.

Über meine Familie väterlicherseits weiss ich heute, dass meine Grosseltern überzeugte Nationalsozialisten waren. Sie glaubten an die Ziele der Nazis und befürworteten die dem System zugrunde liegenden Ideen. Beide waren in der NSDAP. Mein Opa wurde nach einer Denunzierung unehrenhaft aus der Partei ausgeschlossen, kam ins Gefängnis und wurde nach dem Krieg noch einmal sieben Jahre in dem ehemaligen KZ Buchenwald und im DDR-Gefängnis Waldheim inhaftiert, weil er nun von Nachbarn als Nazi denunziert worden war. Als er 1952 entlassen wurde, kehrte er zu meiner Oma und meinem Vater zurück, die mittlerweile in Bochum lebten. Über die ganze Geschichte wurde in der Familie nicht geredet. Mein Vater nahm dieses Schweigen schliesslich mit in den Tod. 1937 geboren, verstarb er Ende der 90er Jahre an Krebs.

Die Geschichte meiner Grosseltern und Eltern führe ich an, weil deren Kriegs- und Nachkriegserfahrungen meine persönliche Entwicklung direkt beeinflussten. Meine Kindheit und Jugend wurde grundlegend durch unverarbeitete Kriegserlebnisse geprägt. Damit stehe ich nicht allein da. Meiner Meinung nach gibt es zwischen meiner Generation und der Elterngeneration einen gravierenden Generationskonflikt. Dieser Konflikt, der sich abgeschirmt in den Familien abspielt, wird in der Öffentlichkeit nicht thematisiert, beziehungsweise ist er noch

nicht als Konflikt erkannt worden. Mit diesem Bericht versuche ich, aus einzelnen mosaikartigen Erfahrungen meine Sichtweise auf diesen unterschweligen Generationskonflikt wiederzugeben.

In meiner Kindheit, die von Krankheiten überschattet war, fühlte ich mich überwiegend einsam, unsicher und nicht am rechten Platz. Es gab kein Gefühl von Geborgenheit. Als ich klein war, wollte ich immer weg von zu Hause. Wenn ich dann bei einer Freundin übernachten wollte, überkam mich solch ein schmerzhaftes Heimweh, dass meine Eltern mich häufig nachts abholen mussten.

Sehr oft gab es wegen des Mittagessens erbarmungslose Streitereien mit meiner Mutter. Wenn ich nicht mehr essen konnte, blieb meine Mutter stur: «Du stehst nicht eher auf, bevor Du nicht Deine Portion aufgegessen hast!» Während meine beiden Geschwister schon längst weg waren und meine Mutter die Küche sauber machte, sass ich, im Inneren erstarrt, vor dem halbleeren Teller. Irgendwann kam es dann meistens zu dem halbherzigen Kompromiss, dass ich drei Bissen essen sollte, was ich dann tat und zerknirscht und mit einem unguuten Gefühl den Mittagstisch verliess.

Mutter war furchtbar verklemmt

Meine Pubertät war geprägt vom Rückzug von meinen Eltern. Als ich 12 Jahre alt war, nahm meine Mutter das Erlebnis, dass ich mit zwei Schulfreundinnen von einem Exhibitionisten angesprochen wurde, zum Anlass, mich über männliche Bedürfnisse aufzuklären. Sie war furchtbar verklemmt. Das wollte ich nicht ein zweites Mal erleben, so dass ich danach alle wichtigen Gefühls- und Aufklärungsfragen mit meiner älteren Schwester abhandelte, die für lange Zeit eine verständnisvolle und solidarische Freundin wurde. Meine Pubertätsgefühle und Erfahrun-

gen mit Jungen sprach ich in Gegenwart meiner Eltern nicht mehr an. Nur ein einziges Mal habe ich einen Teenager-Freund mit nach Hause gebracht. Ich erinnere mich an eine völlig verkrampte Atmosphäre und an peinliches Schweigen beim Abendbrot. Manchmal stellte meine Mutter Fragen, die ungefähr so lauteten: «Sie» – er war 16 Jahre alt – «machen also eine Ausbildung als Elektriker?» Danach verzichtete ich auf weitere Vorstellungen meiner Freunde.

Wenn mein Vater, der tagsüber arbeitete und dadurch auch der alltäglichen Erziehung auswich, abends nach Hause kam, trug er eine entspannte und geistvolle Stimmung in die Familie. Ich aber erlebte während seiner Abwesenheit das Gegenteil, denn ich war den Erziehungsmethoden meiner Mutter ausgeliefert. Und das hiess überwiegend: Druck ausüben. Sie hatte keinen anderen Erziehungsstil zur Verfügung. Alles wurde mit Druck umgesetzt, selbst die Suche nach Hobbys oder nach anderen eigentlich schönen Dingen des Lebens. Anstatt mich zu animieren, mir Dinge schmackhaft zu machen, versuchte meine Mutter alles mit unerbittlicher Konsequenz durchzusetzen. Wenn ich mich weigerte und meine Mutter stur blieb, kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Sätze wie: «Du räumst jetzt Dein Zimmer auf!» oder «Du kommst jetzt mit!» waren an der Tagesordnung. Ich galt als «überempfindlich» und wenn ich bedrückt und traurig war, hiess es: «Stell Dich nicht so an. Du bist übersensibel.»

Aus heutiger Sicht denke ich, meiner Mutter wäre es das Liebste gewesen, wenn ich wie eine Maschine, wie eine Tochterhülle funktioniert hätte. Alle tiefer gehenden Gefühle, Probleme und Zwiespalte wurden mit einer schroffen Art zurückgewiesen, und, bevor sie überhaupt angesprochen werden konnten, mit Ignoranz weggedrückt. Unser Familiensystem funktionierte aber dennoch recht gut, weil wir als Ausgleich zu dem Druck und den Streitereien gemeinsam viel Humor entfalten konnten. Mein Vater war ein sehr geselliger Mensch mit

guter Beobachtungsgabe und brachte uns mit seinen Anekdoten oft zum Lachen. Meine Mutter konnte sich in seiner Gegenwart entspannen und zeigte dann auch einen angenehmen, ja sogar charmanten Charakter. Zudem hatten wir drei Geschwister eins gelernt: zusammenzuhalten! Wir haben uns immer gegenseitig geschützt und vor Angriffen verteidigt, das hat mir viel Kraft und Halt gegeben.

Ich bin überzeugt davon: Vor allem meine Mutter trug in sich die grosse Angst, sie könne zu kurz kommen. Sie versuchte, diese Angst mit materiellen Anschaffungen zu kompensieren. Für Kunstgegenstände, Porzellan und andere ‚wertvolle‘ Dinge wurde überproportional viel Geld ausgegeben, während ich schon früh lernen musste, mit wenig auszukommen. Ich wurde kurz gehalten. Ich habe als Kind immer komische Klamotten tragen müssen, immer Klasse B, während meine Eltern mit einer von mir nie angezweifelten Selbstverständlichkeit durch Anschaffungen versuchten das auszugleichen, was sie in ihrer Kindheit entbehren mussten.

Meine Familienposition war zudem nicht günstig. Meine beiden älteren Geschwister hatten nie Lust, mit mir zu spielen. Sie mussten mich durch Anweisung der Eltern notgedrungen in die Spiele einbeziehen. Ich habe das prägende Gefühl eingeimpft bekommen, langweilig zu sein. Die Beziehung zu meinen Geschwistern änderte sich zwar später, das Urgefühl aber, lästig zu sein, ist geblieben.

Eine übergrosse Bescheidenheit

Die Konsequenz aus diesen Zusammenhängen ist, dass ich unmässig bescheiden bin und mir ganz selten etwas materiellen Luxus gönne. Diese Bescheidenheit ging so weit, dass ich fand, ich dürfe nur einen winzigen Teil dieser Erde beanspruchen. Es war so, als lebte ich mit zwei gepackten Koffern links und rechts

neben mir – immer bereit, die Erde ohne grossen Aufwand zu verlassen. Ich trage heute noch tief im Inneren einen grossen Minderwertigkeitskomplex und habe mich jahrelang vernachlässigt.

Ich glaube, am meisten belastet mich noch heute, dass ich nicht wirklich von meinen Eltern wahrgenommen wurde. Ihr Desinteresse prägte in mir das Gefühl: Ich bin es nicht wert, dass man mir Beachtung schenkt, und meine Freunde und Partner sind es noch weniger, denn über sie wurden oft abfällige Bemerkungen gemacht. Ich habe diese Abwertung dann mir selbst zugefügt, indem ich mich durch Verzicht und grenzenlose Hilfsbereitschaft fast aufgegeben habe. Anderen gegenüber empfinde ich ein schmerzhaftes Mitgefühl, meine eigene Lebensenergie habe ich allen zur Verfügung gestellt und jeder, der wollte, konnte sich mit vollen Händen an ihr bedienen.

Schon während meines Studiums der Geschichte und Philosophie, das sieben Jahre dauerte, als ich in meiner Wohnung mehr fernsah als an der Uni studierte, hatte es für mich oberste Priorität, finanziell unabhängig zu sein. Durch meine unkomplizierte und flexible Art, die ich gelernt hatte, um mir meinen Platz in der Familie zu sichern, habe ich nie Probleme gehabt, Jobs zu bekommen. Und um meine Unabhängigkeit zu sichern, bin ich beruflich nicht wählerisch gewesen, zumal mir ein Bedürfnis völlig fremd war: Karriere zu machen. Mir ging es darum, in Ruhe gelassen zu werden.

Gravierender waren Tiefschläge in meinem privaten Leben, vor allem in Bezug auf Freundschaften und Beziehungen. Aus der Angst heraus, abgelehnt und verlassen zu werden, habe ich stets das Gefühl gehabt, ich müsse mehr geben als andere Menschen, um Freunde zu haben. Ich habe den Menschen ihre Wünsche von den Lippen abgelesen und versucht, es allen recht zu machen. Oft blieb ich enttäuscht zurück, wenn ich mal wieder die Erkenntnis hatte, ausgenutzt worden zu sein.

Die Bedrückung, die ich in meiner Kindheit und Jugend ge-

fühlt habe, wurde aus meiner jetzigen Sicht auch entscheidend von der Stadt widergespiegelt, in der ich aufwuchs. Im Ruhrgebiet lebten wir in einer auf Kriegsschutt hektisch und mit schlechtem Geschmack aufgebauten Umgebung. Wenn ich früher als Kind und Jugendliche vor diesen erbärmlich hochgezogenen 50er Jahre Klötzen stand, überkam mich ein trostloses und hoffnungsloses Gefühl, eben jene Empfindung, die ich auf meinen täglichen Fahrten durch die Stadt hatte: «Hier stimmt etwas nicht.» Mein Eindruck ist heute: Um mich herum konnte nichts richtig atmen, weil alles auf Trümmern aufgebaut war. Auf Kriegsmüll und teilweise auch *mit* Kriegsmüll waren Wohnklötze errichtet worden, in denen Menschen wohnten, die diese Trümmerberge verursacht hatten. Nur redete kein Mensch darüber. Der Schein und die Oberflächlichkeit dieser ganzen Inszenierung sind mir jetzt klar.

Balkone wie Schiessscharten

Heute weiss ich, dass die Häuser von den Menschen gebaut wurden, die noch völlig unter dem nationalsozialistischen Bann standen: Die Gebäude, die sie mit ihrem Lieblingsgemisch, dem Beton, errichteten, sehen aus wie Bunker, und die Balkone mu-ten oft wie Schiessscharten an.

Als mir in meiner Jugend deutlich wurde, was für eine ungeheure Negativität und Zerstörungswut von den Menschen in Deutschland ausgegangen war, wurde es in meiner Seele eisig, obwohl ich das Wesentliche noch gar nicht erkennen konnte: Wir haben als Jugendliche, ohne es zu ahnen, denen, die dieses nationalsozialistische Terrorsystem erschufen und/oder an ihm zerbrachen, tagtäglich in die Augen gesehen! Wir haben mit ihnen in einer Gemeinschaft gelebt: mit den Menschen, die Krieg, rohe Gewalt, Deportationen von geliebten Freunden, Verwandten und Nachbarn, Hass und Angst, verbrannte Lei-

chen, Massenmord und Bombennächte miterlebt haben und auch selber aktiv daran beteiligt waren, weil sie Teil des Systems waren. Als ich diese unbegreiflich bleiernen Gefühle mit mir herumschleppte, war die Kriegsgeneration in Deutschland gerade mal ins rüstige Rentenalter gekommen.

Die Folge ist, dass ich allen konventionellen und «stabilen» Gesellschaftsformen grundsätzlich misstrauere, denn ich bin davon überzeugt: Moralische Werte können mit einem Augenaufschlag umgedeutet und in ihr Gegenteil umgewandelt werden. Auch empfinde ich eine tiefe Abneigung gegenüber Konventionen und konventionellen Lebensweisen. Ich lebe nicht *mit* der Gesellschaft, sondern ich fühle mich als Beobachterin dessen, was um mich herum stattfindet. Früher habe ich Deutschland eine durch und durch negative Haltung entgegengebracht. Wenn ich im Ausland war, habe ich mich meines Deutschseins geschämt.

Die Probleme zwischen meiner Elterngeneration und uns Kindern beruhten meiner Meinung nach auf folgendem Konflikt: Es ist die Schiefelage, in einer sogenannten Wohlstandsgesellschaft aufzuwachsen, in der man ständig gesagt bekommt, dass man nicht klagen darf, weil man es doch so gut habe – und subtil die unverdauten Mangelerscheinungen der Grosseltern- und Kriegskindergeneration aufgebürdet bekommt, die so gar nicht in eine ‚heile Welt‘ passen.

Wenn ich die Generation meiner Eltern anschauere, sehe ich über ihrem Kopf immer eine Sprechblase hängen, in der mit fetter Schrift steht: ICH! ICH! ICH! Ich sehe eine masslose und infantile Ich-Bezogenheit, die Verständnis und Offenheit für andere Menschen, andere Generationen, andere Lebensmodelle und völlig neue Lebensbedingungen blockiert. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es immer nur um *sie* geht: um ihre materielle Absicherung, ihren Urlaub, ihr Glück und ihr Leid. Dabei haben sie gar nicht gemerkt, wie sie die Grenzen anderer missachten. Das Bedürfnis nach materieller Absicherung ist für

diese Generation so gross, dass sie panisch und wie im Rausch alle finanziellen Möglichkeiten, die es in diesem Staat zu holen gibt, an sich rafft und nicht imstande ist, zu sehen, dass sie dadurch ihren Nachkommen ein Land hinterlässt, in dem man sein Leben weitaus bescheidener gestalten muss, um zurecht zu kommen.

Sich mit Geld betäuben

Die meisten Angehörigen der Kriegskindergeneration sind nach wie vor davon überzeugt, sie haben uns die beste und schönste Kindheit geschenkt und weigern sich, einzugestehen, dass man die Schatten auf der eigenen Seele nicht mit Geld betäuben oder mit Desinfektionsmitteln wegscheuern kann.

Mehr als zehn Jahre meines Lebens habe ich gebraucht, um die Ursachen meiner Destruktivität herauszufiltern. Dieser Ablösungs- und Abgrenzungsprozess hat mich viel Kraft gekostet – Kraft, die die Grosseltern- und Elterngeneration nicht aufgebracht hat. Kraft, die ich aufwenden musste, ihre Traumata von meinen eigenen Erfahrungen zu entwirren und zu trennen, um frei atmen zu können. Es war ein kompliziertes Unterfangen, mich von den belastenden Gefühlen zu befreien, die eigentlich gar nichts mit mir zu tun hatten und von denen ich nicht wusste, woher sie kamen. Ich konnte diese Gefühle nicht mit irgendeinem entsprechenden Erlebnis in Verbindung bringen, denn ich hatte ja, gemessen an meinen Eltern, nichts wirklich Schlimmes erlebt.

Weil ich diese destruktiven Gefühle nicht zuordnen konnte, habe ich sie mir selber zugeschrieben. Ich habe an meinem Charakter gezweifelt und mir Vorwürfe gemacht, so passiv und negativ zu sein. Dabei denke ich heute, wie einfach es meine Eltern mir hätten machen können, mich positiv zu bestärken und mir dadurch Ängste zu nehmen.

Meine Mutter ist als Kind durch die Fluchterlebnisse und die Diskriminierung als Flüchtlingskind in Deutschland tief gedemütigt worden. Die daraus entstandene Frustration und das Minderwertigkeitsgefühl hat sie ungefiltert und unaufgearbeitet an mich weitergeleitet. Auch heute sehe ich in meiner Mutter das unglückliche Kind. Ich erkenne ihre erlittenen seelischen Schmerzen und habe neben viel durchlebter Wut auch Mitleid mit ihr. Mein Vater wurde nicht persönlich gedemütigt. Die Demütigung und Entwurzelung ist seinen Eltern widerfahren. Er selber hat jedoch diese Last tragen müssen und hat diesen Schmerz tief in seinem Herzen verborgen gehalten. Die nationalsozialistische Vergangenheit in der Familie meines Vaters wurde tabuisiert.

In meiner Familie mütterlicherseits ist viel über die Zeit in Polen und die Erlebnisse im und nach dem Krieg gesprochen worden. In meiner Jugendzeit wurden mir oft Schreckensgeschichten zugerannt: von vergewaltigten Frauen in Polen nach dem Kriegsende, von mordenden Russen und Erschiessungen von Familienmitgliedern. Schon früh habe ich Romane von Schriftstellern über die Thematik der ‚Heimatvertriebenen‘ verschlungen. Die Literatur war im elterlichen Bücherregal in grosser Zahl zu finden. Doch trotz des offenen Umgangs mit dem Thema ist es umso erstaunlicher, dass die persönlichen Traumata nicht angegangen wurden.

Wie sich Schatten verflüchtigen

Das Wesentliche, was ich aus meiner Familiengeschichte und der Beschäftigung mit der deutschen Geschichte gelernt habe, ist, dass alle Schicksale miteinander verbunden sind. Wir alle tragen das Glück und Unglück aller mit. Es ist ein fataler Trugschluss zu denken, dass man negative Energien aus der persönlichen Geschichte zuschütten kann, um sich von der Vergan-

genheit zu trennen. Sie spriessen aus allen undichten Stellen und drängen unweigerlich an die Oberfläche. Wenn sie nicht im eigenen Leben ans Tageslicht kommen, werden die negativen Energien auf die nächste Generation übertragen.

Durch meine Hartnäckigkeit, mit der ich die Verkettung der verschiedenen Einflüsse schliesslich entwirrte, habe ich gelernt, mein eigenes Leben zu verstehen. Ich habe gelernt, zu leben, weil ich dadurch meine Persönlichkeit entdecken konnte. Letztlich ist der Umgang mit den Schatten meines Lebens sehr erkenntnisreich und heilsam gewesen. Ich weiss, dass die Schatten sich verflüchtigen, wenn sie ans Tageslicht kommen. Eine tief sitzende Angst ist mir dadurch genommen worden, und der Schmerz hat sich für mich in allerletzter Konsequenz in persönliche Freiheit und geistige Unabhängigkeit verwandelt.

Zehntes Kapitel

KINDERLADEN- KINDER

Ein Rückblick auf 1968

Im Sommer 2005 führte ich in Frankfurt ein interessantes Gespräch mit dem Banker Hilmar Köpper, Jahrgang 1935, ein Flüchtlingskind. Er machte sich Gedanken darüber, welche Spuren der Krieg in seiner Generation hinterlassen haben könnte. «Wir haben unsere Angst immer zugedeckt», bekannte er, «und was man anderen vormacht, das macht man ja eigentlich auch sich selbst vor. Vielleicht holt uns ja über unsere Kinder die von uns selbst unausgelebte Angst wieder ein.» Er halte es durchaus für möglich, fuhr er fort, dass Kinder mit entsprechenden Sensorien ausgestattet seien.¹⁶ Köppers Vermutung wird durch die Traumaforschung bestätigt. Die Weitergabe unverarbeiteter Belastungen an die Nachkommen ist nachweisbar, und sie findet auch ausserhalb der Forschung immer mehr Beachtung. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang der Ausschnitt aus einem Tagungsvortrag des Bischofs Hans Christian Knuth, Schleswig.

Wir sind als Kinder der Kriegs- und Nachkriegsgeneration alle irgendwie zu Opfern schrecklicher Ereignisse geworden – und haben darüber geschwiegen. Wir haben unsere Kindheit unter traumatisierenden oder unwürdigen Umständen verbracht, viele von uns sind um ihre Kindheit buchstäblich betrogen worden – und wir haben darüber unser Leben lang nicht wirklich mit unseren Kindern geredet. Als Kinder verstanden wir nicht, wie uns geschah. Die Erwachsenen damals, also unsere Eltern, haben selber um ihr Überleben gekämpft und mit uns Kindern nicht über unsere Gefühle gesprochen. Dann hatten sie selber so sehr mit ihren Verlusterlebnissen, mit ihren Scham- und Schuld-

gefühlen zu tun, dass sie sich lieber in die Praxis des Wiederaufbaus des zerstörten Landes stürzten, als dass sie sich um die Nöte unserer verwunderten und verwundeten Kinderseelen kümmerten. Und wir, die Kriegskinder, verdrängten unsere Fragen und Ängste, wir schluckten unsere Tränen herunter und versuchten ein «ganz normales Leben» zu führen – was davon haben wir später eigentlich unseren Kindern erzählt?! Und: Was wissen wir eigentlich darüber, wie unsere Kinder vielleicht dennoch gefühlt haben, dass da in ihren Eltern, also in uns, verletzte Seelen, ungeweinte Tränen sind.

Später kam der Bischof, geboren 1940, auf seine eigene Generation, die 68er, zu sprechen und die unbequemen Fragen, die man den Eltern stellte.

Was habt ihr damals gemacht? Wart ihr aktive Unterstützer des nationalsozialistischen Systems oder wart ihr «nur Mitläufer»? Was wusstet ihr über den Widerstand gegen die Nazis? Was habt ihr erlebt und getan damals in Russland? Was wusstet ihr über die Juden und über die KZs? – Und später: Warum habt ihr nur für den Wiederaufbau gelebt, damit wir zu essen hatten und ein Dach über dem Kopf? Warum habt ihr uns nichts von euch erzählt, von eurer Zeit im Krieg, als ihr weg wart und wir Kinder allein, Kinder ohne Kindheit? Diese Fragen konnten damals, 1968, gestellt werden. Sie brachten auch Licht in die Geschichte unseres Volkes und in die Verstrickungen unserer Familiengeschichten in den allgemeineren Zusammenhang. Aber es ging fast immer nur darum, die Väter und Mütter zu fragen – und anzuklagen. Es ging darum, das Schweigen über Schuld und Versagen zu brechen, das auf uns lastete. Es war ein Akt der kulturellen und politischen Befreiung, die uns damals von manchem dunklen Fluch entlastete.

Aber die andere Hälfte des Schweigens, nämlich das Schweigen über unsere eigenen Ängste und Leiden als Kinder, wurde damals (noch) nicht aufgebrochen. Die seelischen Wunden und Ängste, die uns als Kinder überwältigt hatten und die wir darum tief in unser Innerstes verbannt hatten, kamen nicht zur Sprache. Wir identifizierten uns mit den Opfern der Konzentrationslager, mit den Opfern der deutschen Kriegszüge in Osteuropa. Ja, wir übertrugen unsere Identifikation mit den Opfern auf die Völker der ganzen Dritten Welt, die unter Kriegen, Kolonialismus und neuen Formen wirtschaftlicher Ausbeutung zu leiden hatten. Aber, dass wir selber als Kriegskinder auch die Opfer waren, um die wir trauern sollten und für die wir Solidarität fordern sollten, das kam uns damals nicht in den Sinn!¹⁷

Die APO-Generation ist grösstenteils im Ruhestand angekommen. Die Bärte, falls noch vorhanden, sind gestutzt, in jedem Fall aber weiss. Zeigen die Grossväter heute ihren Enkeln Gruppenfotos von Anno 68, müssen sie dazu sagen, wer sie sind. Woher sollen die im 21. Jahrhundert Geborenen auf die Idee kommen, dass ihr bürgerlicher Opa einmal wie ein wilder Mann aussah, mit wirrem, langen Haar, in schlampiger Kleidung? Sind sie bereits im jugendlichen Alter, dann fangen sie an zu begreifen: Ihre Grosseltern erlebten als Studenten eine überaus spannende Zeit, in der vieles geschah, worüber man heute die Hände über dem Kopf zusammenschlagen würde. Die Enkel wollen mehr darüber wissen, oder sie wollen über Fernsehbeiträge mit ihnen diskutieren. Die Alten sollen erklären, warum sie damals massenhaft auf die Strasse gingen, was ihnen die Sit-ins an den Unis brachten und was ihre sonderbare Sprache auf den Flugblättern sollte, die kein normaler Mensch verstand. Erst ganz allmählich fügt sich für die Nachkommen ein Bild zusammen, das zwar unscharf ist, aber doch eine gewisse Authentizität vermittelt.

Ungereimtheiten

APO-Tochter Katharina von Thalheim* schlägt sich noch immer mit Ungereimtheiten herum. Sie kam 1967 in Berlin zu Welt. Dort gehörte sie zu den ersten ‚Kinderladenkindern‘. Noch heute hält sie Kontakt zu Gleichaltrigen, die mit ihr das Chaos ihrer frühen Erziehung teilten. Katharina von Thalheim hat einen energischen Gang, ein schönes Gesicht und schulterlange dunkle Locken. Doch am auffälligsten ist ihr herzliches, strahlendes Lächeln. Auf den ersten Blick wirkt sie offen und selbstbewusst – eine dieser emanzipierten Frauen auf dem Höhepunkt ihrer Attraktivität. Wer sie näher kennen lernt und ihr Vertrauen gewinnt, erlebt, wie sehr ihre Ausstrahlung täuscht. In Wahrheit, verrät sie mir, gerate sie schnell in Panik, vor allem gegenüber Autoritätspersonen. Das müssten nicht uniformierte Polizisten sein, fügt sie hinzu. Auch von der Sachbearbeiterin, die sie immer wieder wegen der Hartz IV-Unterstützung kontaktieren müsse, lasse sie sich leicht einschüchtern.

Wir hatten uns vor Jahren während einer Zugfahrt kennen gelernt und ein paar Worte miteinander gewechselt. Ihr Gesicht – das unvergleichliche Strahlen! – kam mir irgendwie bekannt vor, und es stellte sich heraus, dass sie in Berlin im selben Haus wohnte wie eine Freundin von mir. Dort lief sie mir noch einige Male über den Weg. Ich erlebte sie hochschwanger und dann erst wieder mit ihrem zweijährigen Töchterchen an der Hand. Von meiner Freundin erfuhr ich, Katharina von Thalheim sei eine allein erziehende Mutter und der Vater von Judith lebe weit entfernt in Österreich. Katharina hatte ihn nur flüchtig gekannt, als sie schwanger wurde. Sie wurden auch später kein Paar, sie halten Kontakt, weil sie gemeinsam eine Tochter haben. Weiteren Hinweisen meiner Freundin entnahm ich, Katharina habe eine Glasfachschule besucht, eine Ausbildung zwischen Handwerk und Kunstgewerbe. Mit etwas Glück hätte daraus eine befriedigende Berufstätigkeit werden können, aber

Katharina hat kein Glück in diesen Dingen. Sporadisch arbeitete sie in kleinen Fachbetrieben, die sie nach wenigen Monaten oder gar nur Wochen wieder verliess. Den Hintergrund enthielt sie mir, als ich sie in Berlin besuchte.

Ich hatte mich an Katharina von Thalheim erinnert, als ich mich entschloss, in diesem Buch auch ehemalige Kinderladenkinder vorzustellen. «Ich bin aber nicht typisch», eröffnet sie unser Gespräch, als wir bei Tee in ihrer Altbauküche sitzen. «Ich bin jetzt noch mal alle durchgegangen, die mit mir im Kinderladen waren. Aus allen ist etwas geworden. In den Kämpfen, die sie heute noch führen, geht es um ihre komplizierten Liebesbeziehungen. Aber beruflich sind die meisten auf einem guten Weg.» Bei Katharina ist das Gegenteil der Fall. Der Grund: «Ich habe, wie schon gesagt, eine Autoritätsphobie.» Die äussert sich vor allem darin, dass sie Kritik von Vorgesetzten nicht aushalten kann. Ihre Angst, etwas falsch zu machen, war und ist ihr grösstes Hindernis.

Sie lebt mit einer Bedrohung, die sich ihr – sie weiss nicht wann und wodurch – eingebrannt hat, und diese Bedrohung lautet so: Wenn ich, Katharina, nicht von vornherein perfekt bin, dann ist alles aus. Daher besitzt sie kaum Spielraum, um zu lernen, bzw. etwas Neues auszuprobieren. «Wenn ein Chef sauer sagte: ‚Was haben Sie denn da gemacht? Das ist falsch!‘, dann kriegte ich sofort Panik. Dann wusste ich plötzlich nicht mehr, wie man den Glasschneider richtig hält.» Man begreift, warum sie, die sozial derart eingeschränkt war, den Schritt in die Selbständigkeit erst gar nicht erwog. Wenn sie heute Fenster entwirft, dann nur noch für Bekannte oder für sich selbst und ihre inzwischen sechsjährige Tochter Judith – zum Beispiel das Küchenfenster, unter dem wir sitzen. Dessen Rahmen ist komplett ausgefüllt mit einem Sonnenmotiv. «Als mein Kind drei war, hat es mal gefragt, warum von der Küche aus die Sonne nicht zu sehen ist. Na ja, hinter dem Fenster ist nur der Lichtschacht. Da habe ich Judith eine Sonne gemacht.»

Was läuft bei ihr schief?

Katharina von Thalheim hat eine Ausbildung. Sie hat Begabung. Sie sieht gut aus, sie gewinnt auf Anhieb Sympathien. Sie ist eine wunderbare Mutter. Was läuft bei ihr schief? Warum tritt sie auf der Stelle? Ihre Antwort: «Weil ich, seit ich denken kann, völlig verunsichert durchs Leben laufe.» Üblicherweise, fügt sie hinzu, sei sie nicht gerade mitteilnehmend, wenn es um ihre Defizite gehe. Sie habe die Erfahrung gemacht, es werde ihr nicht geglaubt. Offenbar ist die Diskrepanz zwischen ihrer lebensbejahenden Ausstrahlung und ihrem inneren Verzagtsein zu gross. Niemand in ihrer Familie und kaum jemand in ihrem Freundeskreis versteht, warum sie immer noch arbeitslos ist. Spätestens seit ihre Tochter den Kindergarten besucht, wird ihr ringsum signalisiert: Arbeit wäre das Beste für dich – dann kämst du mal wieder unter Leute. Katharina sieht das genauso, und sie hat auch keine grossen Ansprüche. Sie weiss: Spezialisten im Glashandwerk werden nicht gebraucht, und ihre vielen Jahre der Beschäftigungslosigkeit sind alles andere als eine Referenz. Realistisch betrachtet käme erstmal nur ein Job im Billiglohnssektor in Frage. «Meine Freundinnen meinen es alle gut mit mir, wenn sie mir Tipps geben, wo ich mich bewerben soll», erzählt sie. «Aber sie haben keine Ahnung, wie ich mich jedes Mal mit einem Bewerbungsschreiben herumquäle, auch dann, wenn es um eine Arbeit geht, deren Lohn Hartz IV kaum übersteigt.» Wieder ist es ihre Angst, in Panik zu geraten, die sie blockiert. Jemand wie sie darf sich nicht den kleinsten Fehler erlauben.

Da stellt sich die Frage: Wer ist sie? Eine Antwort darauf fällt Katharina von Thalheim schwer, trotz ihres Hangs zur Selbsterforschung und reichlicher Therapieerfahrung. Ihre Identität setzt sich, wie bei jedem Menschen, aus verschiedenen Rollen und Prägungen zusammen. Aber bei ihr fügt sich daraus kein Ganzes, es existiert viel Widersprüchliches, auch Unverknüpftes. Sie hat die längste Zeit ihres Lebens in Berlin gelebt, doch

ihre Sprache und ihr Verhalten drücken davon nichts aus. Von Berliner Schnodderigkeit keine Spur. Kein «ick» und kein «wa» mischen sich in ihre Sätze. Katharina ist eine Hochdeutsche der reinsten Art. Wenn sie länger von sich spricht, tritt ihre Unsicherheit zu Tage. Oft unterbricht sie sich selbst, nimmt einen neuen Gedanken auf, führt auch diesen nicht unbedingt zu Ende. Sie lacht viel, vor allem dann, wenn sie von Dingen redet, die eigentlich zum Weinen sind. Es kommen ihr aber auch häufig die Tränen – für mich jedes Mal überraschend.

Sie ist Mutter, das ist sie von Herzen gern. Aber ist sie auch gern eine Frau? Ihr Alleinleben seit zehn Jahren, und das im sogenannten besten Alter, lässt vermuten, dass sie in dieser Frage zumindest zwiespältige Gefühle hat. Darüber hinaus ist Katharina Tochter – ihr Vater wohnt nur drei Häuser entfernt –, aber ist sie gern Tochter? Ja und nein. Mehr sagt sie dazu erstmal nicht. Sie meint, sie wolle mir zur Einstimmung ein Video zeigen. Was ich zu sehen bekomme, ist eine fast 40 Jahre alte Fernsehreportage über Katharina und andere Kinder im Vorschulalter. Es geht um das Experiment Kinderladen. Auch ihre Eltern, damals Aktivisten in der Berliner Kinderladenszene, kommen ausführlich zu Wort.

Kinder, die alles dürfen

Meine Gesprächspartnerin war vier Jahre alt, als der Film gedreht wurde. Sie kann sich speziell an dieses Ereignis nicht erinnern. Es kamen damals häufig Leute vom Fernsehen, weil ihr Vater gute Kontakte zu Sendern hatte. Der Kinderladen war zwei Jahre zuvor von ihren Eltern, Ulrike und Alf von Thalheim*, zusammen mit anderen Gleichgesinnten eröffnet worden und galt, da er einer der ersten in Berlin war, als pädagogische Sensation. Das Interesse war gross, auch bei der überregionalen Presse. Die Einrichtung für «Kinder, die alles dürfen» – so der Titel eines Zei-

tungsartikels – löste Beifall und Abscheu aus, vor allem aber Ratlosigkeit. Die Springer-Press tat nichts, um ihr Entsetzen zu verhehlen. Aber es gab auch durchaus wohlwollende Beiträge. Liest man sie heute, fällt auf: Es fehlte den Autoren damals schlichtweg an Kriterien. Doch wie sollte es auch anders sein? Den Wohlwollenden war klar, dass der bis dahin übliche strenge Erziehungsstil vor allem eingeschüchterte, auf Gehorsam fixierte Bürger hervorgebracht hatte. Nun aber brauchte das Land Demokraten. Was also tun? Inzwischen war mit dem englischen Schulexperiment «Summerhili» eine neue pädagogische Gedankenwelle auf dem Kontinent angelangt. Es waren nur kleine Gruppen, die sich in Westdeutschland und vor allem Westberlin in der Kinderladenbewegung engagierten, aber sie hatten langfristig im Negativen wie im Positiven eine enorme Wirkung.

Der 30-minütige Fernsehbeitrag über Katharinas Kinderladen, den wir uns gemeinsam anschauen, ist als historisches Dokument hochinteressant. Er beginnt, wie nicht anders zu erwarten, mit der Aussenansicht eines ehemaligen Ladenlokals. Durch das Schaufenster sieht man tobende Kinder auf Matratzen. Katharina, damals eine Vierjährige, hockt etwas abseits und schaut zu. Sie gehört, wie sich im Laufe des Beitrags zeigen wird, zu der Fraktion der Ruhigen, eine Minderheit. Dann sucht der Reporter die Innenräume auf und sucht gleichzeitig nach Worten, um ein unbeschreibliches Durcheinander zu beschreiben. Er findet sie nicht, was aber auch nicht schlimm ist, denn die Bilder sagen alles. Es sieht aus wie in einem riesigen, unaufgeräumten Kinderzimmer. Die Generation meiner Eltern – in etwa die Generation von Katharinas Grosseltern – hätte dazu gesagt: «Es sieht aus wie im Schweinestall», was in diesem Fall nicht stimmt, denn im Schweinestall ist es dreckig. In den Kinderläden dagegen legte man, soweit ich mich aus meiner Zeit als junge Zeitungsredakteurin erinnere, mehr Wert auf Hygiene als in so mancher Wohngemeinschaft.

«Wenn Leute vom Fernsehen angekündigt wurden», erinnert

sich Katharina, «habe ich mich immer gefreut. Denn die wollten uns nicht nur beim Toben drehen, sondern auch bei einem angeleiteten Spiel. Dann hiess es bei uns im Kinderladen zur Abwechslung mal nicht: Jedes Kind macht, wozu es gerade Lust hat. Sondern: «Heute spielen wir mal alle zusammen ein richtiges Spiel.» Offenbar sollte den Fernsehzuschauern vermittelt werden, es handele sich hier um ganz normale Kinder, die nicht nur Chaos machten, sondern sich auch auf Gemeinsames konzentrieren konnten. Es sollte deutlich gemacht werden: Hier werden den Kindern pädagogisch fundierte Spiele und Werte beigebracht.

Die Kamera zeigt die kleine Katharina in zwei Szenen: wie sie streitende Parteien beschwichtigt und wie sie einem aggressiven Jungen aus dem Weg geht. Für die erwachsene Katharina ist es unmöglich zu sagen, ob ihre Kinderladenerfahrung gut oder schlecht für sie gewesen ist. Warum, fragte sie sich lange Zeit, nahmen ihre Eltern in Kauf, dass ihre drei Kinder schon in frühen Jahren zu gesellschaftlichen Aussenseitern wurden? Katharina erfuhr dazu von Mutter und Vater viel über Politik und Pädagogik, aber wenig über ihre persönlichen Beweggründe. «Erst Jahrzehnte später habe ich es dann verstanden», erzählt sie. «Da gab es eine öffentliche Veranstaltung, ‚30 Jahre Kinderläden‘. Auf dem Podium sass die Generation meiner Eltern und berichtete von ihren Erfahrungen. Und da sagte eine Frau, mit deren Tochter ich im Kinderladen war: «Wir wollten nicht mehr, dass unsere Kinder verprügelt werden, so wie es mit uns geschehen war.» Als Katharina ihren Vater darauf ansprach, bestätigte er den Satz dieser Mutter. Ulrike von Thalheim nannte eine andere Motivation: Es sei für sie die einzige Möglichkeit gewesen, als Mutter von drei kleinen Kindern studieren zu können.

Der Wutanfall eines Zwergs

Laut Konzept der Kinderläden sollten den Kleinen mehr Angebote als Vorschriften gemacht werden. Sie sollten die Regeln ihres Miteinanders möglichst selbst aushandeln. Der Fernsehbeitrag von damals macht deutlich: Die Kinder werden von einer jungen Pädagogin genau beobachtet. Nur gelegentlich greift sie ein. Sie wirkt durchaus versiert, aber im Umgang mit sehr kleinen Kindern fehlt es ihr offensichtlich an Erfahrung. Dem heftigen Wutanfall eines Zwergs von zweieinhalb Jahren begegnet sie mit vernünftigen, erklärenden Argumenten – ohne Erfolg, wie sich denken lässt. Stets ist jemand aus den Reihen der Eltern anwesend. Man macht sich Notizen über bestimmte Kinder und deren Auffälligkeiten, die später bei regelmässigen Treffen diskutiert werden. Nicht nur Mütter beteiligen sich am Dienst im Kinderladen, auch Väter, die wegen ihrer Bärte älter aussehen als sie tatsächlich sind. In dem Film sieht man einen Mann, der sich von einem Vierjährigen beim Kochen helfen lässt. Der Kleine darf sogar mit einem scharfen Messer Gemüse schneiden. Er macht es ruhig und konzentriert. Von gleicher Qualität ist die Aufmerksamkeit des Mannes für dieses Kind. Solche Väter waren damals eine Sensation.

Katharina von Thalheim schildert noch anderes, wodurch sich ihr Kinderladen von einem Kindergarten unterschied. «Es war sehr willkommen, dass wir Doktorspiele machten. Es war also ein grosses Thema, wer mit wem kuschelt, und wer mit wem Doktorspiele macht.» Einmal, erinnert sie sich, sei eine Erzieherin von den Kindern aufgefordert worden, sich selbst auszuziehen. Sie habe es prompt getan und die Kinder ermuntert, sie könnten auch ruhig mal ihre nackte Brust anfassen. «Das kam mir schräg vor», erinnert sich Katharina, «und ich bin in einen anderen Raum gegangen.»

In dem Fernsehfilm erlebe ich ihre Eltern, als sie jung waren. Ihr Vater ist der Älteste in der Gruppe, und er sieht keineswegs

wild aus. Dazu der Kommentar seiner Tochter: «Er arbeitete in einem Verlag, wo Wert auf ein korrektes Äusseres gelegt wurde. Für Vater bedeutete das keine grosse Anpassung. Ihm waren noch Konventionen wichtig, die andere längst beiseite geschoben hatten.» Obwohl Alf von Thalheim aussieht wie einer, den man damals an der TU Berlin sicherlich als «Spiesser» titulierte hätte, ist er in dieser Gruppe der Wortführer. Er spricht routiniert und kontrolliert. Alle anderen in der Runde zeigen mehr Gefühle als er. Der Vater erinnert mehrfach an den «politischen Auftrag» der hier vorgestellten neuen Pädagogik. Was man sich unter einer «sozialistischen Erziehung» vorzustellen hat, wird in dem Fernsehbeitrag nicht erläutert.

Gedreht wurde eines der Treffen, bei dem man sich über das Einzelverhalten bestimmter Kinder austauschte. Warum ist Markus so aggressiv? Klar doch, er hat in den vergangenen zwölf Monaten bei seinen Grosseltern gelebt, da ging es streng zu – er wird also noch eine Weile brauchen, bis er sich an die neue Umgebung mit den vielen Freiheiten gewöhnt hat. Katharinas Mutter, ein norddeutscher blonder Frauentyp mit Hornbrille, beteiligt sich ausführlich an der Diskussion, wohl auch deshalb, weil sie Studentin der Pädagogik ist. Warum spielt Cordula nie mit anderen? Ihre Eltern, die direkt darauf angesprochen werden, können sich ihr Verhalten nicht erklären. Wenn das Mädchen zu Hause andere Kinder zu Besuch hat, spielt sie gern mit ihnen. Der Fernsehreporter will es offenbar genau wissen, denn der Film zeigt anschliessend eine Szene in Cordulas Kinderzimmer. Die Fünfjährige und eine Gleichaltrige spielen mit Puppen, alles ganz normal. Und so sieht es auch in der Wohnung von Cordulas Eltern aus, ganz normal, sprich aufgeräumt.

Auf feine Manieren wurde im Kinderladen kein Wert gelegt. Die Kleinen durften, wenn sie wollten, mit den Fingern essen. Ganz anders, wenn Katharina mit ihrem Vater in einem Lokal sass. «Ich wollte das Besteck nicht benutzen, und sagte trotzig:

„Warum soll ich hier anders essen?“» Da schärfte der Vater seinen Kindern ein: «Wenn ihr erwachsen seid und einen Tisch in einem Restaurant bestellt und deshalb euer Name fällt, dann müsst ihr euch benehmen. Die Leute erwarten von Adligen, dass sie mit Fischmesser essen können. Das müsst ihr lernen!»

Adlig und antikapitalistisch

Rückblickend stellt Katharina von Thalheim fest, es sei für sie nicht leicht gewesen, mit den Normen des Adels und gleichzeitig mit denen des Antikapitalismus aufzuwachsen. Ein vermeintliches Erfolgserlebnis konnte sich völlig in sein Gegenteil verkehren. Als sie noch ein kleines Mädchen war, hatte ein Mann vom Fernsehen sie auf der Strasse angesprochen und mit ihr eine kurze Szene für einen Werbespot gedreht. Am Abend zeigte sie ihrem Vater stolz ihr erstes selbstverdientes Geld, fünf Mark. Der bekam einen furchtbaren Wutanfall: Wie sie, seine Tochter, dazu käme, sich ohne Erlaubnis ihrer Eltern filmen zu lassen, und dann auch noch für Werbezwecke!

Alf und Ulrike von Thalheim, geboren 1939 und 1940, stammten beide aus Ostpreussen, und beide waren sie in adligen, kinderreichen Familien aufgewachsen. Ihre Eltern waren befreundet gewesen. Die Kindheiten von Alf und Ulrike wiesen eine Reihe von Parallelen auf: das sorgenfreie Aufwachsen auf einem Gut. Dann, von heute auf morgen, der Verlust der vertrauten Umgebung. Die plötzliche Armut. Auch eine lange Trennung von den Eltern gehörte dazu. In beiden Familien wurden die Kinder nach der Flucht in den Westen auf Verwandte verteilt. Es hatte geheissen, sie würden dort wie eigene Kinder behandelt. Stattdessen liess man sie spüren, dass einer Hunger leidenden Verwandtschaft ein Makel anhaftet. Erwartet wurden Dankbarkeit, Gehorsam und gute Schulnoten. Mit zehn Jahren kam Alf in ein Jungen- und Ulrike in ein Mädcheninternat. Katharina

erinnert sich, ihre Mutter habe die Schule einmal als «Kinderknast» bezeichnet.

Als Katharinas Eltern Anfang der sechziger Jahre heirateten, studierten sie noch, und sie wählten die CDU. Dann wurden Westberlins Studenten unruhig und auch Alf und Ulrike von Thalheim liessen sich anstecken. An der Universität standen die Zeichen auf Sturm, und nach dem Tod von Benno Ohnesorg sah es in vielen Grosstädten der Bundesrepublik ähnlich aus. Alf und Ulrike wurden in ihren Herkunftsfamilien als «Kommunisten» bezeichnet. Das war das Etikett, das man ihnen wegen ihrer aufmüpfigen Ideen anheftete. Plötzlich war das adlige Blut nicht mehr dicker als Wasser. Plötzlich hiess es: Wer sich so benimmt, gehört nicht mehr dazu. Alfs Vater, ein ehemaliger Wehrmachtsoffizier, der die Männer des 20. Julis 1944 noch ein Vierteljahrhundert später «Verräter» nannte, verhielt sich am konsequentesten. Er war zu einem erfolgreichen Manager in der Pharmaindustrie aufgestiegen. Warum, fragte sich Alfs Vater, solle er so dumm sein, seinen Sohn, der ihn als «Klassenfeind» ansah, dafür auch noch finanziell zu belohnen? Also wurde der Sohn enterbt. Die Kontakte von Alf und Ulrike zu ihren Eltern blieben dünn, zeitweise waren sie völlig abgebrochen.

Es wäre für Katharina interessant zu erfahren, ob ihr Vater sich wegen der politischen Gesinnung seines Vaters schämte, und wenn ja, welche Konsequenzen es für ihn hatte. «Jeder will doch auf seine Eltern stolz sein, oder? Ich frage mich, wo der Vater das hin gesteckt hat.» Aber Alf von Thalheim mag es nicht, wenn er das Gefühl hat, Jemand wolle sein Innenleben ausforschen. Da weicht er aus, da wird er in seinen Antworten vage. Falls seine Tochter dann noch weiter bohrt, kann er regelrecht aus der Haut fahren. «Das war schon früher so», erzählt Katharina. «Unsere Eltern hatten den hohen Anspruch: Wir reden über alles! Aber wenn man den Vater ganz direkt etwas Persönliches fragte, ging er in die Luft.»

Sich als Vater von seinen eigenen Kindern in Frage stellen zu

lassen, muss für Alf von Thalheim etwas Bedrohliches gehabt haben. Wie seine Tochter ihn schildert, konnte er darauf nicht souverän reagieren, denn er war in patriarchalischen Verhältnissen gross geworden. Man hatte ihm Werte eingetrichtert, die noch aus der Kaiserzeit stammten. Wenn er sich durch seine Kinder provoziert fühlte, reagierte er mit Reflexen, die sich ihm in seiner Kindheit tief eingebrannt hatten.

Die neuen Normen der WG

Wie viele junge Menschen, die sich von der 68er-Bewegung angesprochen fühlten, waren auch Ulrike und Alf von Thalheim nicht nur real als Kinder entwurzelt worden – als junge Erwachsene sahen sie sich plötzlich auch ohne soziale Heimat, denn das Elternhaus war ihnen fremd geworden. Also taten sie sich mit anderen Entwurzelten gleichen Alters zusammen. Man lebte in Wohngemeinschaften, verabedete sich zu Demonstrationen, man las die Schriften von Karl Marx oder liess es bleiben, man diskutierte lange Nächte, wie es gesellschaftlich weitergehen sollte. Traditionen und Konventionen hatten ausgedient. Man gab sich zur Begrüssung nicht mehr die Hand. Kleine Mädchen mussten keinen Knicks mehr machen. Auch nützliche Höflichkeiten wurden ersatzlos gestrichen: Wer neu in einen Kreis kam, durfte nicht mehr darauf hoffen, von Kumpeln, die schon dazugehörten, den anderen vorgestellt zu werden. Manchmal gingen ein Mann und eine Frau kurz entschlossen miteinander ins Bett und nannten sich erst am nächsten Morgen ihre Vornamen. Aber von dieser Sorte waren Katharinas Eltern nicht. Überhaupt muss man sich die unruhige Jugend von 1968 als kunterbunte Mischung vorstellen, die dem später in Fernsehdokumentationen verbreiteten Klischee in keiner Weise entsprach. Jüngere Menschen, die sich für diese Zeit interessieren, ermitteln bei genauem Nachfragen völlig un-

terschiedliche Typen – jeder der heutigen APO-Opas stellt sich als «die Ausnahme» dar.

Als bei Katharina, der Ältesten unter drei Geschwistern, der Einschulungstermin näher rückte, fanden ihre Eltern, nun sei der günstige Zeitpunkt gekommen, um irgendwo auf dem Land eine Wohngemeinschaft zu gründen. Es verstrich ein weiteres Jahr, bis sich für acht Erwachsene und drei Kinder das geeignete Mietobjekt fand – ein Bauernhof inmitten eines hessischen Dorfes. Das hatte zur Folge, dass Katharina mit einem Jahr Verspätung in die erste Klasse kam, dann allerdings zusammen mit ihrem 12 Monate jüngeren Bruder. Heute fragt sie sich, wie sie ohne ihn die ersten Schuljahre überstanden hätte. Wenigstens ein vertrautes Gesicht in der Klasse! Wenigstens einer, der begriff, wo sie herkam! Der Kontrast zu den Dorfkindern war unüberbrückbar. Katharina wurde heftig und ausdauernd gemobbt. Man drohte ihr Prügel an. Die Lehrerin behandelte die beiden Aussenseiter mit Verachtung und nannte sie vor der ganzen Klasse «Zigeunerkinder».

Katharina erfuhr als Kind alle Nachteile und keinen einzigen Vorteil eines Dorflebens. Sie fühlte sich ständig unter Kontrolle und war doch ohne Schutz. «Hübsch war der Ort», berichtet sie, «sogar malerisch mit seinen Fachwerkhäusern, aber es handelte sich um das spiessigste Dorf, das man sich vorstellen kann. Im zweiten Schuljahr war ich dann völlig verstört. Ich konnte nichts lernen. Ich besuchte dann eine Reformschule in Frankfurt.»

Der Bruch zu ihrem früheren Leben in Berlin hätte für Katharina schlimmer nicht sein können. Sie war entwurzelt worden, und zwar ziemlich genau im gleichen Alter wie ihre Eltern, die als Flüchtlingskinder Ostpreussen hatten verlassen müssen. Im Unterschied zu ihnen erlebte Katharina allerdings keine Trennung von Mutter und Vater. Obwohl deren Ehe scheiterte und Ulrike von Thalheim fortan in der WG mit ihrem neuen Freund ein Zimmer teilte, zog Vater Alf nicht aus. Er wollte weiterhin mit seinen Kindern zusammenwohnen. Er arbeitete in

einem kleinen linken Verlag in Frankfurt, blieb aber seinem bürgerlichen Outfit weitgehend treu, bis auf seinen Bart, dem er nun mehr Volumen gönnte, so dass er aussah wie ein Urenkel vom alten «Charly Marx». In der antiautoritären Frankfurter Pädagogenszene, wo er sich weiterhin für Kinderläden einsetzte, auch wenn seine eigenen Kinder ihnen inzwischen entwachsen waren, hatte er einen Ruf wie Donnerhall. Seine Dorf-WG, dreissig Kilometer entfernt, entwickelte sich zu einem Treffpunkt für Gleichgesinnte. «Vater war eine Polit-Autorität. Er genoss ein hohes Ansehen in der Szene», erklärt Katharina.

Eine Pubertät unter Beobachtung

Während ihrer Pubertät habe sie sich sehr unter Beobachtung gefühlt, berichtet sie weiter. Offenbar hielten es die Erwachsenen für ihre Pflicht, hilfreich zu sein, wenn bei einem jungen Menschen plötzlich die Hormone verrückt spielten. Vielleicht, mutmasst Katharina, hätten sie selbst nicht pubertieren dürfen, oder sie hätten sich damals gern mehr Aufmerksamkeit von ihren Eltern gewünscht. «Die Erwachsenen sind in mich eingedrungen, sie wussten immer alles von mir. Schrecklich fand ich das! Wenn ich mich schützen wollte, musste ich allein in den Wald gehen.»

Andererseits brach für Katharina eine gute Zeit an, denn auch die Dorfkinder, mit denen sie eingeschult worden war, kamen in die Pubertät und damit drehte sich der Wind um 180 Grad. Nun wurden die verachteten und beschimpften Aussenseiter um ihr bizarres Zuhause beneidet. In der Wohngemeinschaft war immer etwas los, es kam ständig Besuch, es gab laute Rockmusik, es wurde viel gefeiert. «Wir wurden von den Dorfjugendlichen richtig bewundert», berichtet Katharina. Da war Michaela, ihre Freundin, die furchtbar unter der Enge ihres Elternhauses litt, wo mittags um Punkt zwölf das Essen auf den Tisch kam. «Bei Michaela war es immer ordentlich. Sie durfte eigentlich nicht mit

mir spielen, na ja, irgendwann konnten die Eltern Michaela nicht mehr bremsen.» Die Dorfjugendlichen gingen in der WG ein und aus, und Katharina wurde in ihre Mofagang aufgenommen.

«Plötzlich galten unsere Eltern als cool», erinnert sie sich. An dieser Stelle unseres Gesprächs geht sie näher auf ihr Verhältnis zu ihren geschiedenen Eltern ein. Beide sind längst mit anderen Partnern zusammen. Nach dem Mauerfall zog der Vater wieder nach Berlin, die Mutter lebt auf dem Land, im Spesart. Während ich Katharina zuhöre, bedauere ich wieder einmal, dass ich die Version ihrer Eltern nicht kenne. Wenn eine Familie fünf Mitglieder hat, dann ergeben sich fünf verschiedene Familiengeschichten. Jede Person hat ihre eigene Sichtweise. Alf von Thalheim muss, wie Katharina ihn beschreibt, ein warmherziger aber auch gefürchteter Vater gewesen sein. Die Mutter mied den Körperkontakt zu ihren Kindern, es sei denn, sie mussten gewaschen oder umgezogen werden.

In dem Masse, wie die Tochter selbständiger wurde und ihre eigenen Gedanken entwickelte, wuchsen die Spannungen zwischen ihr und ihrem Vater. «Von meinem 12. bis zum 30. Lebensjahr habe ich ihn regelrecht gehasst», sagt sie. «Umso enger wurde die Beziehung zu meiner Mutter – heute würde ich sagen, es war eine Abhängigkeit.» Ulrike von Thalheim hatte kaum Freundinnen. Die Tochter war die Vertraute ihrer Mutter, und das empfand die Jugendliche überwiegend als Auszeichnung. «Allerdings war es mir furchtbar unangenehm, wenn Mutter mit mir über Sexualität redete.»

Das Amerika-Desaster

Nachdem Katharina die zehnte Klasse abgeschlossen hatte, verbrachte sie ein Auslandsjahr bei Verwandten in den USA. Es sollte ein Jahr des grossen Aufbruchs werden, tatsächlich war es ein Desaster. Ihre Tante in Amerika erwies sich als schwer de-

pressiv, und der Onkel stellte seiner hübschen jungen Nichte nach. Wenn sie mit ihm allein im Haus war, schloss sie sich in ihr Zimmer ein. Grundsätzlich änderte das nichts, denn er blieb zudringlich, er nutzte jede Gelegenheit, um sie wie zufällig zu betatschen. Katharina erwog, vorzeitig nach Deutschland zurückzukehren, wusste aber nicht, ob sie Recht damit hatte, wenn sie ihre Lage als dramatisch ansah. Sie traute sich nicht, ihren Eltern zu schreiben, wie hilflos sie sich im Haus von Onkel und Tante fühlte.

Ihre grosse Angst war, man werde ihr zwar glauben, aber nichts unternehmen – eine Angst, die sich dann nach ihrer Heimkehr bestätigte. Zwar hörten sich die Eltern an, was vorgefallen war, doch es folgten keine Konsequenzen. «Meine Eltern wollten keinen Krach mit der Verwandtschaft riskieren», urteilt Katharina rückblickend. «Also liessen sie die Sache auf sich beruhen.» Dennoch ergab sich ein ungutes Nachspiel. Katharina hatte, während sie sich in den USA aufhielt, einer Freundin in Deutschland über die sexuellen Belästigungen ihres Onkels geschrieben. Später zweifelte sie wieder an ihrer eigenen Wahrnehmung und schickte den Brief nicht ab. Und nicht nur das: Sie vergass, ihn mitzunehmen, als sie die Heimreise antrat. Die amerikanische Tante fand den Brief und erzählte danach in der ganzen Verwandtschaft herum, wie undankbar und verlogen ihre Nichte sei. Alf und Ulrike Thalheim nahmen ihre Tochter nicht in Schutz. Sie schwiegen. Wenn sie die amerikanische Verwandtschaft auf Familienfesten trafen, wurde so getan, als sei nichts geschehen. Katharina, in deren Familie so viel vom Wert der Solidarität die Rede gewesen war, fühlte sich von ihren Eltern verraten. Ihre Schulleistungen liessen rapide nach. «Aber ich will mich hier nicht ausschliesslich als Opfer darstellen», räumt sie ein. «Meine Eltern haben von meiner Seite auch viel einstecken müssen. Meine Wutanfälle waren berüchtigt. Na ja, und auch heute nerve ich meine Geschwister durch meine Art und weil ich so oft weinen muss.»

Als Katharina erkannte, sie würde das Abitur nicht schaffen, ging sie vorzeitig von der Schule ab. Sie begann eine Goldschmiede-Lehre, brach sie nach einem halben Jahr ab, fand eine neue Lehrstelle, scheiterte auch hier. Es war der Anfang ihrer «Angstpanik», die sie zu Beginn unseres Gesprächs geschildert hatte. Danach besuchte sie eine Fachschule für Glasdesign und musste dort fast jedes Semester wiederholen. Immerhin gelang ihr ein ordentlicher Abschluss, doch der brachte sie beruflich nicht weiter. Wegen ihrer inzwischen chronisch gewordenen Ängste kam sie mit keinem Chef mehr zurecht. In den folgenden Jahren verdiente sie sich ihren Unterhalt mit irgendwelchen Jobs, gelegentlich auch in mediterranen Touristenorten.

Mit 23 Jahren zog sie wieder nach Berlin und machte ihre erste Psychotherapie. «Inzwischen bin ich bei der dritten Therapeutin gelandet», erzählt sie. «Noch immer bin ich dabei, ein Knäuel zu entwirren. Ich hänge mich schon so lange am roten Faden meiner Geschichte und meiner Familiengeschichte weiter, erstaunt, dass ich immer noch nicht am Ende bin. Aber», fügt sie hinzu, «vielleicht ist das nur eine Illusion. Vielleicht kommt man ja nie an ein Ende.» Ihre Mutter und ihr Vater kämen nicht auf den Gedanken, eine Therapie zu machen. Sie verstehen nicht, warum Katharina weiterhin «in den alten Geschichten wühlt». Katharina hört aber nicht auf damit, sie kann es nicht. Sie wäre gern souveräner, sie leidet, weil sie so oft in Tränen ausbricht, wenn man ihr wieder einmal die Rolle der Spielverderberin bei netten Familienzusammenkünften vorwirft. «Seit mein Kind da ist – das einzige Enkelkind meiner Eltern – funktionieren einige Verhaltensmuster in der Familie nicht mehr so gut», stellt sie fest. «Was mir dabei das Wichtigste ist: Als Judith auf die Welt kam, habe ich ihr versprochen, dass ich alles versuchen werden, damit sich das Unglück meiner Familie bei ihr nicht wiederholt.» Welches Unglück? Katharina macht ein nachdenkliches Gesicht. Dann räumt sie ein, sie stehe mit ihrer Sichtweise allein da.

Zwei Jahre ohne Kontakt zur Mutter

Ihre Geschwister, sagt sie, seien der Ansicht, diese Familie sei nicht besser oder schlechter als andere auch. Lange Zeit liess sich Katharina davon verunsichern. «Aber als dann Judith ein paar Monate alt war und ich sah, wie meine Mutter meine Tochter wie einen Sack über die Schulter warf, da wusste ich: Das hat sie mit uns genauso gemacht!» In der Folge wurden die Spannungen zwischen Katharina und Ulrike von Thalheim immer grösser. Schliesslich unterbrach die Tochter den Kontakt und nahm ihn erst zwei Jahre später wieder auf. So lange, sagt Katharina, habe sie gebraucht, um ihre Beziehung zu ihrer Mutter zu klären. Sie schrieb ihr einen Brief mit der zentralen Frage: «Warum konntest du uns, als wir klein waren, nicht in den Arm nehmen?»

Die Funkstille von Seiten ihrer Tochter und der Verlust ihres Enkelkinds stürzte Ulrike von Thalheim in eine Krise – eine heilsame Krise, wie sich später herausstellte. Wie es schon öfter geschehen war, suchte sie das Gespräch mit ihrer Schwester, um sich mit ihren Fluchterlebnissen als Kind auseinanderzusetzen. Nach und nach füllten die beiden Kriegskinder ihre Erinnerungslücken wieder auf. Eines Tages riss der Vorhang, der Ulrikes Trauma verdeckt hatte: Sie war 1944 als kleines Mädchen von Soldaten vergewaltigt worden.

Mutter und Tochter haben sich ausgesprochen. Inzwischen besucht Judith wieder die Oma auf dem Lande. «Die Beziehung zu meiner Mutter ist okay», sagte Katharina «Sie hat mir auch gesagt, wie leid es ihr tut, so viel Belastendes an mich weitergegeben zu haben.» Für Katharina ist es, wenn es um Fragen ihrer eigenen Identität geht, wichtig, sich als Kriegsenkel zu sehen. Sie interessiert sich nicht nur für die Vergangenheit ihrer Eltern, sondern auch für die ihres Landes. Bis vor wenigen Jahren wollte sie von der deutschen NS-Geschichte nichts hören. «Wir Kinderladenkinder schämen uns ein bisschen, weil wir so un-

politisch sind», räumt sie ein. «Aber wir haben alle komplett dicht gemacht. Wir hatten ja nicht nur 68er-Eltern, sondern auch 68er-Lehrer. Also gab es Nonstop die NS-Zeit. Uns quollen die Fakten aus den Ohren raus. Wären sie mit uns doch einmal in ein Konzentrationslager gegangen! Ich glaube, danach wäre der Stoff bei uns ganz anders gelandet. So aber blieb es abstrakt und weit, weit weg. Unsere Lehrer waren wie unsere Eltern – die konnten ja selber nicht nach Auschwitz gehen!»

Wir unterbrechen das Gespräch, weil es Zeit ist für das Mittagessen. Katharina schlägt vor, eine Pizzeria in der Nachbarschaft aufzusuchen. Sie wohnt, wie auch ihr Vater und ihre Geschwister, im Berliner Stadtteil Kreuzberg. Schon auf dem Weg von der S-Bahn-Station zu Katharinas Wohnung ist mir aufgefallen, dass hier die Graffitis explodiert sind. Keine Fassade, kein Mäuerchen, kein Stromkasten, kein Busfahrplan wurde verschont. Katharina steuert auf einen parkenden Wagen zu und ruft entsetzt: «Das kann doch nicht wahr sein!» Ein Sprayer ist mit rotem Lack über die Autotür hergefallen – ausgerechnet der Wagen ihres Vaters. Die Tochter schellt an seiner Haustür. Alf von Thalheim, ein 70-Jähriger, Typ Gentleman mit einem gepflegten Bart, kommt auf die Strasse. Er begrüsst mich freundlich. Dann erst wendet er sich dem Schaden an seinem Auto zu. Oberflächlich wirkt er gelassen, doch sein Gesicht zeigt verkrampfte Backenmuskeln. Aus fast zusammengepressten Lippen kommt nur ein einziger Satz: «So ist das eben mit der Kunst.»

Später gibt mir Katharina zu verstehen, diese Szene sei typisch für ihren Vater. Als sie Kind war, sei er häufig unberechenbar wütend geworden. Heute denke sie gelegentlich: Warum explodiert er nicht? Das wäre ihr fast lieber als der scheinbar ruhige Tonfall, der seine Aggressionen verdecken soll. Katharina weiss, sie sollte sich keine Sorgen um ihn machen, aber sie spürt so vieles, was ihn belastet. «Seit ich denken kann, ist das so», erzählt sie. «Es ist verdreht, aber da ist dieses Gefühl in mir,

ich sei für sein Wohlergehen verantwortlich.» Sie hat die Hoffnung nicht aufgegeben, dass sich ihre Abhängigkeit eines Tages auflösen und sich in der Beziehung zu ihrem Vater noch etwas ändern wird. Von seiner Seite wünscht sie sich weniger Fassade und mehr Einfühlungsvermögen, mehr Offenheit. Eine gute Freundin, sagt sie, berichte Ähnliches von ihrem Vater, nur scheine der inzwischen schon einen Schritt weiter zu sein, denn kürzlich habe er zu seiner Tochter gesagt: «Ich kann mich nicht in dich einfühlen, denn ich kann mich noch nicht mal in mich selber einfühlen.»

Katharinas Fazit: Ihre Mutter und ihr Vater haben, so gut sie es konnten, versucht, aus ihrer Geschichte auszusteigen. Es ist ihnen nur teilweise gelungen. Nun muss sie schauen, was sie selbst aus dieser Erkenntnis macht. Sie will ihr Leben endlich ohne Angst leben.

Für den Münchner Psychoanalytiker und Schriftsteller Wolfgang Schmidbauer ist eine Geschichte wie die von Katharina von Thalheim kein Einzelfall. Über die Generation der 68er sagte er in einem Interview: «Sie hatten Zivilcourage, trauten sich alles Mögliche zu und kannten wenige Ängste.» Ganz anders sieht es seiner Ansicht nach eine Generation drunter aus: «Die heute 25- bis 40-Jährigen, zeichnen sich wieder durch vielfache Ängste aus.» Warum das so ist, dazu gab Schmidbauer eine längere Analyse ab:

Die 68er hatten ja selten ein gutes Verhältnis zu ihren eigenen Müttern und Vätern, weil diese sich dem Nationalsozialismus meist stillschweigend gefügt und einige ihn sogar unterstützt haben. Entsprechend fehlten vielen 68ern auch die Halt gebenden Strukturen der Familie. Deshalb haben sie oft ihre Paarbeziehungen emotional überfordert – und auch die Beziehung zu ihren eigenen Kindern. Manche haben zum Beispiel ihrem 10-jährigen Sohn haarklein alles über ihre sexuellen Probleme erzählt. Und die kom-

men dann heute als erwachsene Männer in meine Praxis und beklagen sich, dass sie sich an keine Frau rantrauen. Dazu kommt noch ein anderes Problem: Während die 68er wenigstens bei ihren Grosseltern Halt finden konnten, gilt das für ihre Kinder heute kaum. Deren Omas und Opas sind ja die Eltern der 68er – und die waren oft entweder selbst durch den Zweiten Weltkrieg traumatisiert oder sie waren wegen des mangelnden Widerstands gegen den Nationalsozialismus in der Familie gänzlich unerwünscht.¹⁸

Ich habe meine Kindheit genossen

Zu Beginn dieses Kapitels wurde darauf hingewiesen, wie bunt die Mischung war, aus der sich die 68er-Bewegung zusammensetzte. Doch ging ich davon aus, zumindest bei den Kinderladen-Eltern mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede festzustellen. Was mir dann Corinna Schneider* über Mutter, Vater und ihre frühe Kindheit erzählte, hörte sich völlig anders an als die Schilderungen von Katharina von Thalheim. Das Wichtigste zuerst: Die Biologin, verheiratet, Mutter zweier Kinder, 1968 geboren, versteht sich ausgesprochen gut mit ihren Eltern, und an ihre Kinderladenzeit denkt sie gern zurück. Sie sagt: «Es waren schöne Jahre. Ich habe meine Kindheit genossen und genieße heute das gute Verhältnis, das ich zu meinen Eltern habe.» Sie spricht nicht nur mit Liebe über Mutter und Vater, sondern auch über ihre beiden Grossmütter. Diese hatten je sechs Kinder aufgezogen, fast ohne Beistand ihrer Männer, die beide erst sehr spät und gesundheitlich stark beeinträchtigt aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt waren.

Corinna Schneider schickt voraus: «Was Mutter und Vater kennzeichnet, ist, dass sie beide praktisch vaterlos aufwuchsen». Als APO-Eltern sei ihnen in der Erziehung die Präsenz der Väter sehr wichtig gewesen. Das Verhältnis 50 zu 50 sei zwar

selten erreicht worden, aber im Vergleich zur vorherigen Generation hätten sich die Väter sensationell viel an den Familienaufgaben beteiligt. Corinna Schneider und ich hatten uns in der Wohnung ihrer Eltern in Berlin verabredet. Der Vater befand sich bei meiner Ankunft in einem der hinteren Zimmer und versorgte Corinnas acht Monate alten Sohn. Nachdem auch der Vater mich begrüsst hatte, setzte er den Kleinen in den Kinderwagen und fragte seine vierjährige Enkeltochter, ob sie Lust habe, ihn beim Einkäufen zu begleiten, und das hatte sie.

Corinna Schneider und ich sind bei unserem Gespräch ungestört. Es fällt mir auf, wie gut sie sich in den Familien ihrer Eltern auskennt und wie reflektiert sie die 68er Bewegung in grössere politische und historische Zusammenhänge einordnet. Ihr Vater war als Student Mitglied einer Berliner Kommune gewesen. Seine Tochter glaubt nicht, dass es sich um eine jener Altbauwohnungen gehandelt habe, deren Türen man aushängte, weil ein ungestörter Rückzug ins Private ideologisch unerwünscht war. Vielmehr, erklärt mir die APO-Tochter, bewundere sie den Umgang mit Geld, der damals dort praktiziert wurde, immerhin über eine Reihe von Jahren. Auch sie habe als Studentin in WGs gelebt, sie wisse also, wie das übliche Zusammenleben unter Gleichaltrigen funktioniere. Ausserdem habe sie sich früher während ihrer freiwilligen Mitarbeit in einem europäischen Umweltnetzwerk mit alternativen Lebensformen auseinandergesetzt und dabei die Werte in der Kommune ihres Vaters besonders schätzen gelernt. Kaum sonst irgendwo wurde der Kerngedanke «Alle sind gleich» so konsequent umgesetzt. Alle teilten alles Geld mit allen. Corinna Schneider glaubt allerdings, dass die Rechnung emotional nicht ganz aufging. «Diejenigen, die etwas zu geben hatten, fühlten sich gut. Aber diejenigen, die nehmen mussten, denen ging es nicht gut damit. Von meinem Vater weiss ich, er hatte trotzdem immer ein schlechtes Gewissen, weil er so wenig Geld besass.»

Der Kinderladen war von ihren Eltern und Freunden ge-

gründet worden, die es von Berlin in eine süddeutsche Universitätsstadt verschlagen hatte. Die Einrichtung befand sich auf dem Universitätsgelände. Während meine Gesprächspartnerin von ihren frühen Erinnerungen erzählt, gerät sie regelrecht ins Schwärmen: «Es gab dort so viel Freigelände. Da war ein Wäldchen, wo wir auf die Bäume klettern konnten. Wir durften uns dreckig machen, wir durften im Sommer nackig herumrennen und uns von Kopf bis Fuss bemoddern.» Kinder lieben das Spiel mit Matsch. Corinna Schneider sagt, auch für sie als Mutter bestätige sich, wenn ihre Kinder vom Spielen heimkämen, der Satz: Dreckige Kinder sind glückliche Kinder. Dass dies in den heute üblichen Kindergarten-Settings nicht möglich sei, bedauert sie sehr. Aber, fragt sie rhetorisch, wie sollte es anders sein? «Wenn eine Erzieherin auf 14 Kinder aufpassen muss, ist klar, dass nicht drei auf Bäume klettern dürfen, während fünf auf der anderen Hausseite moddern. Meine Tochter besucht einen ganz normalen Dorfkindergarten hier in der Nähe von Berlin. Da entschuldigen sich die Erzieherinnen beinahe, wenn die Kinder sich dreckig gemacht haben. Da hatten wir es damals besser! Da war immer ein Erwachsener in der Nähe, der ein Handtuch holte, wenn nötig auch ein Kind unter die Dusche stellte oder Streit schlichtete.»

Einmal in der Woche war «Schweinetag». In der Küche hing dann ein Pappschild mit einem rosa Schwein. «Wir wussten: Heute dürfen wir mit den Händen essen. Es gab kein Besteck», berichtet das frühere Kinderladenkind. «Mein Vater sang für uns damals das Lied: Gabel, Löffel, Messer, mit Fingern geht es besser! Wenn aber das Pappschild umgedreht wurde, erschien ein graues Schwein, was besagte: Es wird ordentlich gegessen.»

Es sei den Eltern wichtig gewesen, erfahre ich weiter, dass die von ihnen gegründete Einrichtung nicht ausschliesslich von Akademiker-Kindern besucht wurde. Natürlich habe die Zusammensetzung keinen repräsentativen Querschnitt ergeben. Aber das Leben sei noch etwas bunter geworden, als Ah-

med dazugekommen sei, ein türkischer Junge, der vor allem deshalb in Erinnerung blieb, weil er Goldfische aus dem Aquarium herausfischte und daneben legte. Eines der Mädchen kam aus einer nahe gelegenen Hochhaussiedlung. Corinna war als Kind fasziniert davon, dass man so hoch wohnen konnte.

«Von dieser antiautoritären Erziehung ist mir vor allem im Bewusstsein geblieben: Es gab kein unbegründetes Nein», berichtet sie. «Heute mit zwei eigenen Kindern muss ich sagen: Hut ab. Die Geduld muss man erst mal aufbringen! Ich erinnere mich an Situationen – da muss ich 6 oder 7 gewesen sein – dass ich meinen Willen bekam, weil ich die besseren Argumente oder doch zumindest gute Argumente hatte. Sehr erstaunlich, als Kind so ernst genommen zu werden.»

Als sie älter wurde, ging ihr das ständige Aushandeln manchmal auf die Nerven. Sie erinnert sich, wie sie zu ihrer Mutter sagte: «Könntest du wenigstens einmal einfach nur Nein sagen!» Da war sie 16 Jahre alt und hatte keine Lust mehr, eine halbe Stunde zu diskutieren. Sie glaubte, es müsse leichter sein, sich über ein Verbot hinwegzusetzen und nachher den Ärger der Mutter auszuhalten. «Aber insgesamt war ich sehr froh über diesen Erziehungsstil. Und ich glaube, er hat uns zu sehr verantwortungsvollen Menschen gemacht.» Sie erzählt, sie sei später als Gymnasiastin selbst dann, wenn sie morgens Bauchweh hatte und ihre Mutter vorschlug: «Leg dich doch wieder hin», in die Schule gegangen, weil sie nichts verpassen wollte.

Corinna und ihre kleinere Schwester sind, wie man es von Kinderladenkindern weiss, gewaltfrei erzogen worden. «Uns war bewusst, dass die Eltern auf Schläge verzichten», erzählt sie. «Meine Schwester hat einmal meinen Vater bewusst bis aufs Blut provoziert. Der stand mit geballten Fäusten da, behielt aber die Kontrolle. Meine Schwester, damals vier Jahre alt, sagte: ‚Jetzt würdest mich gern hauen. Aber du darfst ja nicht!‘ Da mussten wir alle lachen.»

Ich frage Corinna Schneider, was sie über die Erziehung ihrer

Eltern wisse. «Ich habe meine beiden Grossmütter danach gefragt», antwortet sie. «Sie waren viel strenger. Es gab keine Diskussionen, nur Anweisungen. Manchmal war man mit der Kraft am Ende. Es wurde geschrien und auch mal eine Ohrfeige verteilt. Es ist ihnen gelegentlich die Hand ausgerutscht, und es kam vor, dass die Väter ihre Kinder prügeln». Beide Grossmütter bedauerten in Gesprächen mit ihrer Enkeltochter sehr, so wenig Zeit für die Kinder gehabt zu haben. Sie holten es dann mit ihren Enkelkindern nach. Corinna Schneider fragt sich, wie die beiden Mütter damals, jede mit sechs Kindern, ohne Waschmaschine, ohne Spülmaschine, überhaupt noch Schlaf gekriegt hätten.

In den ersten Nachkriegsjahren, in denen Corinnas Eltern aufwuchsen, herrschte grosse Not. «Es musste geteilt werden, es musste alles eingeteilt werden», weiss ihre Tochter. «Die ersten Weintrauben wurden mit der Briefwaage ausgewogen, damit es gerecht zugeht. Aber ich bin mir sicher, dass meine Eltern relativ unbeschadet durch diese schwere Zeit gekommen sind, weil sie die Liebe ihrer Mütter hatten. Das hat die Kinder über vieles hinweggerettet, über traumatische Erlebnisse und über grosse Entbehrungen.»

Zwei Wunder

Die Mutter von Corinnas Mutter war mit ihrer Kinderschar aus Pommern geflüchtet. Ihr Überleben verdankte sie zwei Erlebnissen, die man nicht anders als ein Wunder bezeichnen kann. Tief unten im Rucksack trug sie eine Pistole mit sich, geladen mit sieben Schuss, falls die Situation ausweglos würde: sechs Schuss für die sechs Kinder, ein Schuss für sie selbst. Ein russischer Soldat durchsuchte den Rucksack, er griff aber nicht tief genug. Wäre die Pistole aufgetaucht, hätte die Frau nicht mehr lange gelebt. Bei der nächsten Gelegenheit versenkte sie die

Waffe in einem Gewässer. Das zweite Wunder ereignete sich am Tag vor der Zerstörung von Dresden. Die Mutter der sechs Kinder hatte Verwandte in der Innenstadt gefragt, ob sie sich mit ihren Kindern dort ein paar Tage ausruhen dürfe. Doch die Unterkunft wurde verweigert. Beim Luftangriff wurde das Haus getroffen – die Familie hätte nicht überlebt! «Grossmutter hat immer wieder betont, wie dankbar sie sei, dass ihnen auf der Flucht nichts Schlimmes passiert sei», berichtet die Enkeltochter. «Keine Vergewaltigung, kein Kind gestorben.»

Corinna Schneider wurde dazu erzogen, dass man Lebensmittel isst, bevor sie verderben. Dass man kein frisches Brot anschneidet, solange vom alten noch ein Kanten übrig ist. «Mutter und Vater haben uns klar gemacht, Lebensmittel sind mehr wert als das Geld, das man dafür im Supermarkt bezahlt. Damit darf man nicht achtlos umgehen. Sie vermittelten uns, wie viel Arbeit in unseren Nahrungsmitteln steckt», erzählt sie. «Sie haben uns Kindern auch beigebracht, wie gut frischer Salat und frisches Gemüse ist.» Das alles gibt Corinna Schneider heute an ihre Kinder weiter. Dafür sei sie ihren Eltern dankbar, sagt sie. Ihre Tochter sei die einzige in ihrer Kindergartengruppe, die gern Salat isst. Das mache sie als Mutter ein bisschen stolz, auch weil sich damit das Wertesystem ihrer eigenen Erziehung fortsetze. Und sie fügt hinzu: «Bei meinen eigenen Kindern mache ich heute vieles intuitiv oder auch bewusst sehr ähnlich, wie ich es selbst erlebt habe.» Und damit beendet Corinna Schneider ihren Bericht – mit einem Kompliment für ihre Eltern.

Elftes Kapitel

NEBEL IM KOPF

Im Kinderbett kam die Angst

Sie war eine gute Schülerin. Hausaufgaben machten ihr keine Probleme. Doch eines Tages sollte Sandra einen Aufsatz über ihre bisherige Kindheit schreiben und da wollte ihr partout nichts einfallen. In ihrem Kopf war nur Nebel. Als ihr Vater von ihren Schwierigkeiten erfuhr, sagte er: «Das ist doch ganz einfach. Du schreibst: ‚Ich habe eine ganz liebe Familie und wir wohnen in einem schönen Vorort, und alles ist sehr sicher und gut‘.» Das Mädchen folgte seinem Rat und damit war die Hausaufgabe erledigt.

Richtig war, sie hatte eine liebe Familie gehabt. Richtig war auch, man hatte in einem schönen Vorort von Karlsruhe gelebt. Ja, alles war sicher und gut gewesen. Aber Sandra Hagen* hatte sich als Kind nicht sicher *geföhlt*. Abends konnte sie vor Angst oft nicht einschlafen. Sie befürchtete, es könne etwas ganz Schreckliches passieren. Gleichzeitig aber schämte sie sich, denn von ihren Eltern hatte sie nie etwas anderes gehört, als dass es überhaupt keinen Grund gebe, sich zu ängstigen. Sandra Hagen fällt nur eine einzige Situation ein, in der sie es allein nicht mehr aushielt und die Mutter weckte. Die erlaubte der Siebenjährigen, in ihr Bett zu kommen. Sandra erinnert sich noch, wie steif sie neben ihrer Mutter lag. Sie war ein sanfter und liebevoller Mensch, aber nicht der offene, mütterliche Typ, der Kinder in den Arm nimmt, um sie zu trösten, und so meinte ihre Mutter schon bald, jetzt sei es wohl Zeit, wieder ins Kinderzimmer zurückzugehen. Das kleine Mädchen fühlte sich noch schlechter als vorher. «Zu meiner Angst», sagt Sandra Hagen, «kam noch die grosse Peinlichkeit, mich offenbart zu haben.»

Wir hatten uns während einer Tagung über Frauenarbeits-

losigkeit kennen gelernt. Sandra Hagen hatte mit viel Witz und Kompetenz einen Workshop zum Thema «Frauen und Geld» geleitet. Sie wirkte sehr selbstbewusst. Zu meiner Überraschung präsentierte sie mir während des Mittagessens eine ganze andere Seite ihres Wesens. Sie sagte, sie fühle sich noch heute, mit über 40 Jahren, durch ihre Familienprägung stark beeinträchtigt – ein Dauerthema, seit sie mit Mitte zwanzig ihre erste Therapie begann. Bis vor kurzem habe sie jedes Mal heftige Kopfschmerzen bekommen, wenn sie einen Besuch in Karlsruhe machte. Darüber hinaus erfuhr ich, sie lebe seit über zehn Jahren mit ihrem Freund zusammen, sie habe keine Kinder und habe sich nie Kinder gewünscht, da sie befürchtete, keine gute Mutter zu sein.

Sandra Hagen hat Kulturwissenschaften studiert und sich beruflich auf Frauenthemen spezialisiert. Als Honorarkraft in der Erwachsenenbildung ist ihr Einkommen gering. Sie lebt im Glockenbachviertel, einem bunten Szene-Viertel am Rand der Münchner Innenstadt, das in seiner Lebendigkeit und Vielfältigkeit in deutlichem Kontrast steht zu dem ruhigen, in der Nachkriegszeit entstandenen Karlsruher Wohnvorort ihrer Kindheit.

Sandra Hagen – schlank, kurzer Haarschnitt, feine Gesichtszüge, kein Make-up – wirkt bei unserem Wiedersehen grösser, als ich sie in Erinnerung habe, was daran liegen mag, dass sie mich in einem engen Flur begrüsst. Wie schon bei unserem ersten Treffen trägt sie einen Pullover zu langen Hosen in Grau- und Brauntönen. Unser Gespräch bedarf keiner Anwärmphase. Sandra hat sich vorbereitet. Um sich in ihrem Dauerthema Familie nicht zu verlieren und um an ihrer eigenen Wahrnehmung festzuhalten, hat sie sich auf einem Zettel Stichworte gemacht. Überschrift: Wie es wirklich war. Genau genommen handele es sich um eine ‚Verräterliste‘ sagt sie, denn damit verrate sie das Lebenswerk ihrer Eltern, «eine glückliche Familie zu bauen.»

Zwangshandlungen

Im Kern geht es Sandra Hagen darum, mir zu erklären, warum sie kein Vertrauen ins Leben entwickeln konnte. Tief in ihr drin steckt ein altes Kindheitsgefühl: Ich bin völlig allein auf der Welt. Ich stehe am Abgrund. Noch heute kann sie plötzlich davon überschwemmt werden, aber es geschieht viel seltener als noch vor fünf Jahren. Während unseres Gesprächs kommt es vor, dass Sandra unvermittelt auflacht und sich dabei durch den braunen Haarschopf fährt. Es ist kein unbeschwertes Lachen, eher Galgenhumor. Manchmal ist es für sie einfach nur lachhaft, dass sie sich – ihre Haare werden schon grau – noch immer mit Belastungen aus ihrer Kindheit herumschlägt. Sie spürt sie vor allem dann, wenn sie unter seelischen Druck gerät, den sie mit Zwangshandlungen unter Kontrolle zu bringen versucht: 30-mal den Wecker in die Hand nehmen und wieder auf seinen Platz stellen. 10-mal eine bestimmte Handbewegung in einem festen Rhythmus ausführen, bevor sie das T-Shirt anziehen ‚darf‘. Das kann aufgrund der Monotonie der Bewegung zu Verspannungen und Rückenbeschwerden führen. Schon im Vorschulalter hatte sie einen Waschzwang entwickelt. Und zwischen sechs und zehn Jahren konnte sie nicht einschlafen, ohne ein kompliziertes Ritual mit ihrem Kuscheltier absolviert zu haben. «Das musste ich 21-mal in einer bestimmten Weise hinlegen», erklärt sie mir. «Aber so einfach war das nicht mit der Selbstberuhigung. Wenn ich das nicht hundertprozentig richtig machte, dann glaubte ich, würde etwas furchtbar Schlimmes passieren. Also kamen wieder die Zweifel: Vielleicht habe ich es ja beim letzten Mal falsch gemacht, und dann musste es noch mal 21-mal sein. Und dann noch mal ... Zum Verzweifeln war das!»

Ihre Eltern, Marianne und Bernd Hagen*, hatten in den sechziger Jahren geheiratet. Mit ihrem Lebensziel glückliche Familie', dem sie alles andere unterordneten, bewegten sie sich

durchaus in einem neuen Trend. Gerade erst war die Zeitschrift «Eltern» gegründet worden. Marianne Hagen gab ihre Arbeit in der Altenbetreuung auf, was ihre Tochter Sandra mit den Worten kommentiert: «So hatten es meine Eltern vor der Heirat vereinbart – zu einer idealen Familie gehört, dass die Mutter zu Hause ist, wenn die Kinder aus der Schule kommen.» Der Vater, der sich von seinen Töchtern nie anders als «Bernd» nennen liess, hatte sich vom Elektriker zum Elektroingenieur qualifiziert und verdiente gut. Die Mietwohnung lag im Erdgeschoss, dazu gehörte ein schöner Garten. Da fiel es den Eltern leicht, auf ein eigenes Haus zu verzichten. Sie wollten keine Schulden machen, die ein gutes Leben eingeschränkt hätten. Unter anderem bedeutete für sie ein gutes Leben, in einem gewissen Umfang reisen zu können. Auch durch Geschenke drückten sie ihre Liebe und Grosszügigkeit aus. Sandra Hagen berichtet: «Trotz vieler Reibereien zu Weihnachten war das Geschenke auspacken immer ein sehr schöner und euphorischer Moment. Meistens wechselten meine Schwester und ich uns ab. Erst packte sie etwas aus, dann wieder ich. Jede von uns kriegte fünf bis sechs Geschenke, die sehr auf uns und unsere Wünsche abgestimmt waren!»

Die Eltern taten alles, um ihren Töchtern eine schöne Kindheit und Jugend zu ermöglichen, und sie wollten alles richtig machen. Auf keinen Fall sollten Sandra und die drei Jahre jüngere Stephanie* gegängelt werden. Sie sollten frei ihre Interessen entwickeln und sich nicht zu irgendetwas gedrängt fühlen. Sie sollten ihre ureigensten Fähigkeiten entdecken. Marianne und Bernd Hagen sahen sich als Begleiter und Förderer ihrer Töchter, denen sie mit Rat, Geld und Zeit zur Seite standen. Regelmässig besuchte das Ehepaar einen Kreis von gleich gesinnten Müttern und Vätern. Zu ihren Vorstellungen über Erziehung wären die folgenden Überschriften passend gewesen: Neue Eltern braucht das Land! Dressierte Kinder? – Nein danke! Für eine gewaltfreie Erziehung!

Neue Eltern braucht das Land!

Marianne und Bernd Hagen gehörten, auch wenn sie sich fern der Kinderladenbewegung aufhielten, zu den Pionieren einer neuen Elterngeneration. Der «Elternkreis» – entstanden durch die Initiative einer Kirchengemeinde – war dabei ihre grösste Stütze und er blieb es über zwei Jahrzehnte. Hier wurde regelmässig über den richtigen Umgang mit Kindern diskutiert, es wurden Feste und Schwimmwettbewerbe organisiert, es wurden Sandkästen und Baumhäuser gezimmert. Fortschrittliche Väter wie Bernd Hagen definierten sich als die besten Freunde ihrer Kinder. Darum war für sie die Anrede «Papa» oder «Vati» nicht mehr zeitgemäss.

Es lässt sich vorstellen, wie anstrengend es gewesen sein muss, ständig die Kinder im Fokus zu haben und die eigenen Bedürfnisse zurückzustellen. Erwachsene, die nicht gut auf sich achten, sind ständig in Gefahr, ausgesaugt zu werden. Und genau das scheint bei Marianne und Bernd Hagen der Fall gewesen zu sein. Sie waren keine entspannten Eltern. Es wurde nicht oft gestritten in der Familie, aber ein Unterton von Genervtheit schlich sich häufig ein.

Mutter Marianne explodierte nicht, wenn ein Kind stolperte und dabei ein Glas Kirschsafte über die helle Teppichauslegeware verschüttete. Sie sagte nur mit ärgerlich resignierter Stimme: «Hast du es wieder geschafft!» Heute ist Sandra Hagen klar, dass ihre Eltern unter anderem dadurch Dampf abliessen, dass sie ironisch daherredeten oder über Abwesende lästerten. Ob Freunde, Verwandte oder Bekannte – über jede Person ausserhalb der Familie wurde abfällig geredet oder gewitzelt. Als Kinder verstanden Sandra und Stephanie nicht, warum ihre Eltern dieselben Menschen, über die es kaum etwas Gutes zu sagen gab, bei einem Wiedersehen hochofrenet begrüsst und viele Stunden mit ihnen verbrachten.

Sobald die Mädchen zu erkennen gaben, dass ihnen ein an-

derer Erwachsener besonders gefiel, wurden sie von Vater oder Mutter umgehend auf dessen Schwachstellen hingewiesen. Verächtlichkeit sei ein zentrales Motiv in ihrer Familie gewesen, stellt Sandra fest. Auf diese Weise hätten die Eltern ihren Kindern ungewollt beigebracht, bei Personen ausserhalb der Familie auf der Hut zu sein. «Wir lernten: Jemand, der uns mit Herzlichkeit begegnet, wird hochwahrscheinlich hinter unserem Rücken abfällig über uns reden. Fazit: Ein Erbe, das wir von unseren Eltern haben, ist ein grundlegendes Misstrauen gegenüber der Welt.»

Wäre Sandras Mutter ein solcher Vorwurf zu Ohren gekommen, sie hätte völlig verwundert reagiert. «Aber Kinder», hätte sie zu ihren erwachsenen Töchtern gesagt, «das war doch nicht so gemeint. Ihr hättet Bernd und mich nicht so ernst nehmen sollen.» Die eine Seite war, dass Marianne und Bernd Hagen die perfekten Eltern sein wollten, und die andere Seite, dass sie sich wenig in Kinder einfühlen konnten. Nur so lässt sich erklären, warum sie eine zentrale Erziehungsregel ignorierten, wonach man im Beisein von Kindern nicht schlecht über Abwesende redet. Solange das abstrakte Denken noch nicht entwickelt ist, fehlt das Sensorium dafür, dass Erwachsene einem bestimmten Menschen zur gleichen Zeit mit völlig widersprüchlichen Gefühlen begegnen können. Genauso wenig verstehen Kinder Ironie.

Hinter dicken Mauern

Ihre Familie, erklärt mir Sandra Hagen, habe wie in einer Burg gewohnt, deren Hauptgesetz lautete: Innerhalb der Mauern sind die Guten, ausserhalb sind die Fremden, die Unberechenbaren. Aber darüber hinaus habe jedes Mitglied der Burgfamilie isoliert in seinem eigenen Turm gewohnt. Stephanie und sie hätten aber immerhin noch einen eigenen Draht gehabt,

der den gelegentlichen Austausch von Botschaften ermöglichte, von Fenster zu Fenster sozusagen.

Marianne Hagen war ein stiller, zurückhaltender Mensch. Von ihren Töchtern wird sie sogar als extrem verschlossen beschrieben. «Sie war sanft und hatte eine sehr angenehme Wirkung auf andere. Und doch muss ich aus Kindersicht sagen, dass sie irgendwie unlebendig war, gefühlsmässig nicht erreichbar», sagt Sandra. «Sie hat alle starken Gefühle unterdrückt, ihre negativen wie die positiven.» Offenbar konnte die Mutter körperliche Nähe zu ihren Kindern nicht gut aushalten. Bei der Versorgung ihrer erstgeborenen Tochter trug sie stets einen Kittel. Gewissenhaft hielt sie die Entwicklungsschritte ihrer Kinder schriftlich fest. Die Protokolle ähnelten Krankenberichten. Grösse, Gewicht, Temperatur, alle Werte waren penibel notiert. Aber so wichtig ihr das körperliche Wohl ihrer Töchter war, so wenig konnte sie sich in die seelischen Nöte, die jede Kindheit mit sich bringt, einfühlen. Sie konnte ihren Töchtern keinen Trost geben. Stattdessen versuchte sie es mit Beschwichtigungen. Als die Mädchen klein waren, sagte sie: «Ihr müsst keine Angst haben, ich bin doch für euch da.» Und als sie Teenager waren: «Nehmt das doch alles nicht so schwer!»

Vater Bernd wird von seiner Tochter Sandra als unruhiger Geist, als Hans Dampf in allen Gassen geschildert. Er könne sich bis heute nur selten auf ein ernsthaftes Gespräch konzentrieren, er springe ständig auf oder wechsle das Thema, sagt sie. «Er ist mein Vater, auf eine alte Art habe ich ihn lieb. Aber wir waren jetzt ein paar Tage zusammen, und zeitweise konnte ich seine Gegenwart kaum ertragen. Seine Fahrigkeit ist enorm. Als unsere Mutter noch lebte, war Bernd etwas weniger unruhig. Sie hat beruhigend auf ihn gewirkt, ihn auch zur Ruhe ermahnt.» Die Mutter starb im Alter von 65 Jahren an Krebs.

Marianne Hagen hatte Zeit ihres Lebens viel gelesen. Eine von Sandras Lieblingserinnerungen: Es sind Ferien und ihre Mutter sitzt, in ein Buch versunken, in der Abendsonne. Es war

ihr gelungen, auch ihre beiden Töchter für die Welt der Bücher zu begeistern. Ausserdem muss sie die heranwachsenden Mädchen gut beobachtet haben, denn mit ihren Buchgeschenken traf die Mutter fast immer ins Schwarze. Sie sprach mit ihnen über die Bücher, über Schullektüren und über ihre Alltagsbekümmernisse. Als Sandra mit acht oder neun Jahren anfing, im Fernsehen die Tagesschau zu sehen und aufgeschreckt von Nachrichten über Kriege und über die atomare Bedrohung einige Zeit schlecht schlief, gelang es der Mutter, auf ihre Tochter einzugehen. Sie versicherte ihr damals, dass *alle* Politiker Angst vor einem weiteren Krieg haben und dass dies der überzeugendste Grund dafür sei, warum ein solcher Krieg nicht stattfinden würde. Sandra liess sich von den Argumenten beruhigen und die Schlafstörungen verschwanden.

Angst vor dem Atomkrieg

Als sie älter wurde, steigerte sich ihre Kriegsangst, genauer die Angst vor der Atombombe – vor allem auch durch das Buch von Gudrun Pausewang, das die Auswirkungen eines Atomkriegs in Deutschland zum Thema hat. «Das war ja der Bestseller meiner Generation», sagt Sandra Hagen, «aber ich fand, es war ein gruseliges Buch. Heute meine ich: Es war verantwortungslos, Kinder und Jugendliche diesem Schreckensszenario auszusetzen, dass keinerlei Rettung in Aussicht stellte.» Nach der Lektüre hatte sie zwei Wochen lang Schmerzen gehabt, für die es keine medizinische Erklärung gab.

Während der Sommerferien war die Stimmung bei den Hagens völlig anders. Es gelang ihnen, sich als Familie zu entspannen. Es war also nicht durchgängig so, dass die Eltern in einem Kokon lebten und im Gefühlskontakt nicht erreichbar waren. «In meiner Familie», erläutert Sandra, «gab es nur diese eine Übereinstimmung: Urlaub machen in der Schweiz ist etwas

sehr Schönes.» Regelmässig fuhren sie in das Nachbarland – nicht in die Alpen, sondern in einen kleinen Ort auf der Schweizer Seite des Bodensees. Die Tochter erzählt: «In der Schweiz waren meine Eltern mehr bei sich. Ich glaube, das war auch der Grund dafür, dass es dort – ganz anders als zu Hause – jedes Mai zu einem Ehekrach kam. Da haben wir Kinder endlich mal etwas von ihrer Lebendigkeit mitgekriegt.» Und sie fügt hinzu, in der Schweiz sei es ihr selbst zum ersten Mal möglich gewesen, unbeschwerte Lebensfreude zu empfinden. Wenn die Ferien zu Ende gingen, habe sie oft von Deutschland als Gefängnis geträumt. «In der Schweiz konnte ich meine Geschichte ablegen und Vertrauen empfinden. Bis heute zieht es mich dorthin. Ich muss also sagen: Meine Eltern haben auch vieles richtig gemacht, die schönen Urlaube, die Bücher ... Es wäre sonst vielleicht alles noch viel schlimmer gekommen. Immerhin haben wir überlebt, und wir sind in keine Drogensucht geraten.»

Als die Gesundheit des Vaters durch einen schweren Unfall dauerhaft beeinträchtigt wurde und er deshalb in den vorzeitigen Ruhestand ging, kauften die Eltern sich eine Ferienwohnung. Dort verbrachten sie mehrere Monate im Jahr. «Man merkte, dass Mutter sich in der Schweiz sicher fühlte», sagt Sandra. «Wenn sie anrief, klang ihre Stimme einfach nur glücklich.» Wer war Marianne Hagen? Um sie zu erfassen, muss man wissen, dass sie vaterlos aufwuchs. Sie hat ihren Vater nie kennen gelernt; er starb als Soldat. Ihre Töchter glauben, die Mutter habe deshalb nie getrauert. Darüber hinaus war sie ein Flüchtlingskind. Es ist anzunehmen, dass sie sich von ihren Verlusten und von den Schrecken der Vertreibung als Dreijährige nie mehr erholte.

Schneller, die Russen kommen

Ihre Töchter kennen nur wenige Details. Die Grossmutter hatte ihnen wiederholt von einem Versteck auf einem Friedhof hinter den Grabsteinen erzählt und dass die kleine Marianne während der Flucht immer wieder gerufen habe: «Schneller, schneller, die Russen kommen».

Sandra und ihre Schwester Stephanie kennen diese Fakten schon lange, aber sie haben bis vor wenigen Jahren emotional nicht erfassen können, welche Auswirkungen die Kette der Traumata auf ihre Mutter gehabt haben muss: die Vertreibung mit Bedrohung und Gewalt, das Elend im Nachkriegsdeutschland und die Verachtung, die ihnen als Flüchtlinge im Westen entgegenschlug. Vater Bernd hatte ein ähnliches Schicksal: in Pommern geboren, auch er mit drei Jahren auf der Flucht, kurze Stationen bei Verwandten, karges Überleben auf einem Bauernhof. Bis in seiner Familie wieder einigermaßen normale Verhältnisse herrschten, vergingen drei Jahre. Während dieser Zeitspanne muss der kleine Bernd ein einziges Angstbündel gewesen sein. Das allerdings offenbarte sich den Schwestern Sandra und Stephanie erst im Jahr 2008, als sie ihren Vater baten, er möge sie bei ihrer Familienforschung unterstützen. Bei einem Besuch im Haus seines Bruders, beim Sichten von alten Fotos wurde deutlich, wie lästig das schreiende Kleinkind für dessen fünf Jahre älteren Bruder gewesen sein muss. Sandra und Stephanie merkten es daran, dass ihr Onkel bis heute kein Verständnis für die Not des kleinen Bruders aufbringen kann. Auch ihr Vater zeigte sich ohne Mitgefühl für sich als Kind. Er sagte nur, und es sollte lustig klingen: «Egal was war, ich habe immer geschrien.»

Die Eltern hatten nur selten über ihre Kindheit gesprochen. Sie wären auch nie auf die Idee gekommen, ihren Töchtern vorzuhalten: «Ihr wisst doch gar nicht, wie gut ihr es habt!» Wie viele Menschen, die in den frühen vierziger Jahren geboren

wurden, hatten Marianne und Bernd Hagen nicht den Eindruck, sie hätten etwas besonders Schlimmes erlebt. Wie auch, sie seien ja noch so klein gewesen – aber die Erwachsenen, die hätten viel durchmachen müssen.

Nach dem Gespräch mit Sandra Hagen bin ich neugierig auf ihre Schwester Stephanie. Ich besuche sie in Wiesbaden. Ihr Lebensbericht sprudelt nur so aus ihr heraus. Dabei wechselt ihre Ausstrahlung zwischen der einer erwachsenen Frau und der eines jungen Mädchens. Im ersten Fall zeigt sich eine warmherzige und ausgesprochen weibliche Frau, in zweiten Fall eine verunsicherte Jugendliche, der schnell die Röte ins Gesicht steigt. Wenn sie das junge Mädchen ist, sagt sie manchmal unfreundliche Sätze über sich selbst, im Sinne von: «Ich habe einen Schaden», und ihre Hand macht die dafür typische Geste vor der Stirn. Würde man nur ihre Seite als erwachsene Frau kennen, müsste man sich fragen, warum um Himmels Willen sie alleine lebt und keine eigene Familie hat. Etwas ist gewaltig schief gelaufen in ihrem Leben. Beim Thema Kinder schiessen Stephanie Hagen sofort die Tränen in die Augen. Mit Ende Dreissig noch keine Familie zu haben, ist ein grosser Schmerz für sie.

Zu dem Zeitpunkt, als ich sie besuchte, lebte sie in Wiesbaden und hatte sich gerade aus einer langjährigen Beziehung gelöst. Nach vielen gescheiterten Versuchen, gemeinsame Hoffnungen zu verwirklichen, ist ihr Freund nach einer eigenen Lebenskrise zurück in sein Heimatland gegangen, da er auch beruflich nicht in Deutschland Fuss fassen konnte. Stephanie bekommt als Buchhändlerin jeden Monat ihr Gehalt überwiesen. Beruflich sitzt sie fest im Sattel. Darüber hinaus empfindet sie ihr Dasein als Provisorium.

Auch der Vater schien zu pubertieren

Seit der Pubertät hat sie zu ihrem Vater ein zwiespältiges Verhältnis. An dieser Stelle unterbricht Stephanie unser Gespräch und meint, es sei immer dasselbe: Wenn sie an den Vater von damals denke, breite sich ein sonderbarer Nebel in ihrem Kopf aus und ihre Gedanken würden diffus. Dann müsse sie sich bewusst konzentrieren, um beim Thema zu bleiben.

Nachdem Stephanie von ihrem Vater erzählt hat, habe ich den Eindruck: Bernd Hagen machte vor seinen Töchtern den Gockel. Er war stolz auf seinen gut gebauten Körper und präsentierte ihn gern.

Stephanie erinnert sich an eine typische Szene: «Sandra und ich schauten fern, da kam Bernd aus dem Bad, fast nackt – er hatte gerade geduscht – und er stellte sich dazu, während er sich ausgiebig mit dem Handtuch frottierte und fragte: Was guckt ihr da gerade im Fernsehen? So war Bernd. Er ging auch auf die Toilette, während eine von uns unter der Dusche stand. Wir sind nie auf die Idee gekommen, die Badezimmertür abzuschliessen.» Einmal kniff der Vater Stephanie in die Seite und machte eine Bemerkung über ihren «Teenie-Speck». Sie berichtet: «Ab da wurde Essen ein Problem für mich. Ich fühlte mich immer zu dick, obwohl ich es rückblickend auf den Fotos nicht feststellen kann. Bernd Hagen hat sehr genau beobachtet, was für Frauen aus seinen Töchtern werden.»

Stephanie Hagen und ich denken eine Weile darüber nach, warum ihre Mutter nicht auf die Idee gekommen war, den Vater auszubremsen. Weil sie selbst vaterlos aufgewachsen war und deshalb nicht wusste, wie erwachsene Männer sich in Gegenwart ihrer pubertierenden Töchter verhalten sollten? Konnte sie nicht erkennen, dass ihr Mann sich ebenfalls wie ein Pubertierender benahm? Stephanie vermutet, dass es so war. Sie erlebte nie, dass ihr Vater wegen seiner Grenzverletzungen kritisiert wurde. Ihr und ihrer Schwester ist es nie eingefallen,

ihm zu sagen: «Zieh dir bitte etwas an, wir sind keine Kinder mehr!»

Von ihren Freundinnen und Freunden wurden die Schwestern beneidet. «Es hiess immer, wir hätten tolle Eltern», erzählt Stephanie. «Die besprachen auch häufig ihre Probleme mit unserer Mutter. Denn mit Mutti war das so: Über ihren Tellerrand hinaus konnte sie gut wahrnehmen und hatte viel Verständnis. Nur Sandra und mich konnte sie nicht sehen, wir befanden uns sozusagen unter ihrem Tellerrand.» Einige Jahre vor ihrem Tod wurde sie offener. Sie begriff zum ersten Mal das Ausmass der Lebensunsicherheit ihrer Töchter. Die Mutter war schockiert und sagte: «Was haben wir denn falsch gemacht?»

Selbstverletzungen einer Jugendlichen

Mit 14 Jahren hatte Stephanie angefangen, sich selbst zu verletzen. So harmlos der Begriff «schnibbeln» klingt, der in diesem Zusammenhang häufig benutzt wird, umso schwerer wiegt es, wenn Eltern den Hilferuf nicht wirklich ernst nehmen. Im Fall von Stephanie reagierten die Eltern mit Schweigen, es gab keine sichtbare Besorgnis. Bernd Hagen spielte das Geschehen mit einem seiner Sprüche herunter, als frische Verletzungen auf den Armen seiner Tochter zu sehen waren: «Ich sollte dir wohl kein Taschenmesser mehr mitbringen!» Aus Sicht der Eltern schien nichts wirklich Schlimmes passiert zu sein. Sie warteten ab und sprachen von einer ‚Phase‘, die vorübergehen würde. Vielleicht taten sie das Ganze auch als die Marotte einer überspannten Pubertierenden ab.

«Wenn ich etwas bis heute nicht ertrage», erklärt mir Stephanie, «dann dies: Ich zeige etwas Wesentliches von mir, und mein Gegenüber reagiert nicht! Das ist das Schlimmste, was man mir antun kann!» Ihre Arme hatten frische Schnittwunden – ihre Eltern reagierten nicht. Sie lief als Punk herum,

schwarze Kleidung, hoch rasierte Frisur – ihre Eltern reagierten nicht. In der Schule wurde über Stephanie Hagen geredet. Einige Mitschüler und Lehrer spürten, dass etwas nicht mit ihr stimmte.

Aus dem Gespräch mit Sandra weiss ich, dass Stephanie damals sehr verschlossen gewesen sein muss. Die ältere Schwester war extrem besorgt gewesen, denn sie wusste, dass Stephanie Suizidgedanken hatte. Sandra hoffte, sie könne ihre Schwester ablenken, indem sie etwas Schönes mit ihr unternahm, was teilweise auch gelang. Es folgten Jahre, in denen Stephanie sich seltener schnitt und nach aussen einigermassen stabil wirkte. Aber dann, mit Mitte Zwanzig, kam es bei ihr zu einem Zusammenbruch. Es hatte ihre ganze Kraft erfordert, halbwegs normal zu leben und ihre Selbstverletzungen in Grenzen zu halten, und diese Kraft war nun aufgebraucht. Als Stephanie zum ersten Mal eine psychotherapeutische Praxis aufsuchte, war Sandra ihr um die Jahre, die sie älter war, voraus. Auch sie, die ‚grosse Schwester‘ war mit Mitte Zwanzig in eine Lebenskrise geraten und ging seitdem zu einem Therapeuten. Die gemeinsame Erfahrung brachte Nähe. Die Schwestern fühlten sich in einer Weise verbunden, wie sie es vorher nicht gekannt hatten. Viele Jahre sind seitdem vergangen. Therapieerfahrung ist bei beiden reichlich vorhanden. Beide sagen, sie sähen es als grossen Gewinn gegenüber der Elterngeneration, dass sie bereit waren, professionelle Hilfe anzunehmen. Ihre Eltern hatten das in entscheidenden Momenten weder für sich noch für ihre Töchter geschafft.

Gewaltrausch während einer Therapiestunde

Den ersten Hinweis, sie könnte ein Erbe aus der deutschen Vergangenheit mit sich herumschleppen, bekam Stephanie Hagen in der Therapie, als unvermutet Bilder von Trümmern und von

tötenden Soldaten sie überschwemmt. Sie geriet gefühlsmäßig in einen regelrechten Gewaltrausch, der sie schwer beunruhigte und den sie nicht einzuordnen wusste. Auf Anregung des Therapeuten begann Stephanie erstmals zu überlegen, was ihre Grosseltern im Zweiten Weltkrieg erlebt haben mochten. Dass ihre Eltern Opfer oder Zeugen von Gewalt geworden sein könnten, kam ihr nicht in den Sinn.

In den neunziger Jahren fehlte noch das gesellschaftliche Sensorium für die Auswirkungen von Kriegstraumata in deutschen Familien. Das änderte sich, als 2005 mit einer bis dahin nicht da gewesenen Beteiligung der Bevölkerung des Kriegsendes 60 Jahre zuvor gedacht wurde. Erstmals wurde das Schicksal der deutschen Kriegskinder öffentliches Thema, und Stephanie Hagen erkannte: Das sind ja meine Eltern!

Als Sandra und Stephanie überlegten, was ihnen der Ausflug in Sachen Familienforschung, den sie gemeinsam mit ihrem Vater unternommen hatten, an neuen Erkenntnissen gebracht hatte, stimmten ihre Einschätzungen überein: Bernd hatte als kleines Kind die Ängste der Erwachsenen herausgeschrien. Das können sie ihm natürlich nicht sagen, denn solche Sichtweisen sind ihm bislang völlig fremd. Lebte ihre Mutter noch, würde sie feststellen: «Jetzt übertreibt ihr aber.» Stephanie erzählte mir noch, dass sie inzwischen herausgefunden haben, wo der gefallene Vater ihrer Mutter begraben liege. Es existiert tatsächlich eine Gedenkstätte mit seinem Namen. Sie wird in Kürze dorthin reisen und das Grab des Grossvaters besuchen. Die Eltern von Sandra und Stephanie sahen sich nicht als Kriegskinder, sondern als Nachkriegskinder. Sie wussten nicht, dass sie traumatisiert waren. Sie wussten nicht, dass sie ungetröstet waren und aus diesem Mangel heraus auch ihre eigenen Kinder nicht trösten konnten. Mutter und Vater wussten nicht, wie viel alte Angst sie in sich trugen. Sie wollten perfekte Eltern sein. Dabei besaßen sie nicht einmal die Voraussetzungen, um einfach nur gute Eltern zu sein.

Keine Frage, eine neue Erziehung musste her. Der Nationalsozialismus hätte sich ohne eine Bevölkerung, der eine gewisse Untertanengesinnung eingebläut worden war, nicht so verheerend, nicht so verbrecherisch entwickeln können. Es liegt also auf der Hand, dass eine neue Generation von Eltern in den sechziger und siebziger Jahren alles anders machen wollte. Und das war die Falle. Das Gegenteil von dem zu tun, was die eigenen Eltern tun, ist das nahe liegende Verhalten, wenn es darum geht, sich abzugrenzen. Bei Kindern in der Trotzphase lässt sich das gut beobachten. Von Erwachsenen dagegen erwartet man, dass sie wissen: Das Gegenteil von dem zu tun, was man ablehnt, ist in seiner Wirkung genauso schädlich.

Folgenreiches Schwarz-Weiss-Muster

Bernd und Marianne Hagen konnten ihren Irrtum nicht erkennen. Sie verhielten sich nach dem für Traumatisierte typischen Schwarz-Weiss-Muster: Ihre Kinder wurden angstfrei erzogen, also hatten sie auch bitte schön keine Angst zu haben. Ihre Kinder waren nie Gewalt ausgesetzt worden – also konnte es auch nicht sein, dass ihre Tochter Stephanie sich selbst Gewalt zufügte. Der Vater war der beste Freund seiner Kinder, also war es unmöglich, dass er ihnen schadete.

Bernd und Marianne Hagen konnten ihren Irrtum auch deshalb nicht erkennen, weil es in der Erziehungsfrage einen Generationenbruch gab. Jede Kritik der Älteren wurde von den jungen engagierten Eltern als Aufforderung missverstanden, zum autoritären Erziehungsstil zurückzukehren. Aber wohlwollender Beistand war in der Tat schwer zu identifizieren, solange sich die Älteren noch der Sprache von gestern bedienten. Sagte jemand: «Kinder müssen wissen, wo es langgeht», verstand jeder, dem noch der Gehorsam eingepreugelt worden war, genau dies. Er zog erst gar nicht mehr in Betracht, dass

womöglich etwas anderes gemeint gewesen sein könnte, nämlich, dass Kinder Orientierung brauchen. Zu einem Austausch darüber, wie denn Kindern Orientierung zu geben sei, kam es dann nicht mehr – zum grossen Schaden für viele Nachkommen, wie das Beispiel von Sandra und Stephanie Hagen zeigt. Sie erfuhren nicht, was es heisst, eine erwachsene Frau zu sein und wie ein erwachsener Mann sich verhält, denn ihren Eltern fehlte die entsprechende Reife und Souveränität. Traumatisiert, wie sie waren, besaßen sie nicht die dafür erforderliche innere Stabilität. Beide ignorierten sie unterschwellige Konflikte und offensichtliche Probleme in der Familie. Die Mutter beschwichtigte, der Vater machte den Kasper. Erwachsene Eltern verhalten sich anders. Marianne und Bernd Hagen wollten nicht auf die Kinder herabpredigen. Also gingen sie auf die Knie. Sie hoben die Generationsgrenze auf. Das war, wie man heute weiss, der folgenschwerste Fehler dieser Elterngeneration, die alles besser machen wollte.

Familienforschung und der Austausch mit interessierten Gleichaltrigen helfen Sandra und Stephanie, noch unbeantwortete Fragen zur eigenen Identität zu klären: Wie wurde ich zu dem Menschen, der ich heute bin? Was sind meine Wurzeln? Welche Ängste habe ich unbewusst von meinen Eltern und Grosseltern übernommen, und welche Begabungen? Mehr über die eigenen Eltern zu wissen als diese über sich selbst, ist bei den Kindern der Kriegskinder keine Seltenheit.

Die beiden Schwestern erleben, wie sich der Nebel in ihrer Wahrnehmung allmählich auflöst. Gleichzeitig wächst ihr Vertrauen in sich selbst und ins Leben. Mal getrennt, mal gemeinsam sitzen sie über ihrem Lebenspuzzle, das sich nach und nach zu einem Ganzen zusammenfügt.

Die Kriegsängste der Mutter geträumt

Die Geschichte der beiden Schwestern Sandra und Stephanie hat mir einmal mehr vor Augen geführt, dass Kinder die Kriegsängste ihrer Eltern «erben» können und wie folgenreich eine solche Erbschaft aus der vergessenen Generation sein kann. Häufig haben mir Angehörige der 60er und 70er Jahrgänge von Kriegsträumen berichtet. Doch die eindrucksvollste Beschreibung dazu las ich in einem Beitrag der Schauspielerin Esther Schweins, geboren 1970. Im ZEITmagazin schrieb sie über einen immer wiederkehrenden Alptraum aus ihrer Kindheit und Jugend¹⁹:

Unzählige Nächte, in denen die Mutter das Kind tröstend in den Armen wiegt. «Sie hat wieder schlecht geträumt», sagt sie dann zum Vater. «Ich habe wieder schlecht geträumt», höre ich mich später selbst sagen, als ich als junges Mädchen entscheide, im eigenen Bett zu bleiben, mich zu beruhigen.

Dass es gelingt, liegt daran, dass es ein immer wiederkehrender Traum ist. Das Phänomen der Wiederholung ist den Eltern nicht klar, dass es eines ist, weiss wiederum ich nicht. So wird über viele Träume gesprochen, nicht aber über diesen stets gleichen Traum: Ich trage Zöpfe, eine weisse Bluse und darüber ein blaues Dirndl. Ich laufe auf einer Wiese umher, als plötzlich ein entsetzlicher Krach Himmel und Erde aufreisst, sich Dunkelheit zu allen Seiten auftürmt, mir das Atmen unmöglich wird.

Die Dunkelheit packt mich und katapultiert mich durch eine unsichtbare Röhre ins Nichts. Auf einmal wird es wieder licht. Vor mir steht ein einäugiger Mann und hält mir einen Strauss Gänseblümchen hin. Ich nehme sie, und die Furcht weicht tiefem Frieden. Dann finde ich mich mit anderen Kindern auf einem Lehmhügel wieder. Wir spielen mit Glas-

steinen, bis eine Windböe meine Gänseblümchen mit sich reisst. Ich darf nicht aufblicken, sonst ist wieder ein Kind weg, komme vielleicht ich an die Reihe. Ich kann nicht anders, blicke wiederholt verstohlen auf, immer fehlt eines oder mehrere Kinder. Ich weiss, sie kommen nicht wieder. Ich bin dran.

Ich stehe mit anderen Kindern vor einem Wachhäuschen an und habe Furcht. Die Männer, die uns durchwinken, lächeln. In ihren Mündern ist es schwarz. Wieder packt mich die Dunkelheit, es geht durch die unsichtbare Röhre, die ich nicht berühren darf, wie auf einer Achterbahn durch das Nichts, urplötzlich sitze ich wieder auf dem Lehmhügel. Ich bin allein. Keines der anderen Kinder ist mehr da. Dann steht dort wieder der Einäugige. Jetzt hält er nur ein Gänseblümchen in der Hand. Ich nehme es, atme auf und erwache.

Ich bin eine erwachsene Frau und meine Mutter Grossmutter, als ich ihr zum ersten Mal von «demselben immer wiederkehrenden Traum» berichte. Sie hört gespannt zu. Als «Lärm und Dunkelheit sich auftürmen», schluckt sie, und als mir der Mann die Gänseblümchen überreicht, fängt sie zu weinen an.

Sie beruhigt sich, beginnt selbst zu erzählen: Es ist März 1942, als sich meine Mutter, damals fünf, das Haar zu Zöpfen geflochten, in einem blauen Dirndl davonstiehlt, um auf einer Wiese für ihre Mutter Gänseblümchen zu pflücken. Die Mutter freut sich, stellt die Blümchen in einer Vase auf eine Kommode, als der Bombenalarm losgeht. Die Flieger sind schon über der Stadt, sie verschanzen sich im Keller. Den Kopf zwischen den Knien, bangt das kleine Mädchen um die Gänseblümchen, die nun ganz alleine auf der Kommode stehen.

Sie werden getroffen an diesem Tag, es sollte viele Stunden dauern, bis sie befreit wurden. Das Mädchen ist ge-

blendet, doch es sieht, dass es keinen dritten Stock, kein Haus, keine Kommode mehr gibt. Aber alle sind am Leben, machen sich auf die Flucht, raus aus einer zerstörten Stadt, in der Pferdefuhrwerke und Automobile in der Mitte der nicht befestigten Kreuzungen kleine Erdhügel hinterliessen, auf denen später die Kinder spielten.

Der Vater des Mädchens und Ehemann der Mutter war zu diesem Zeitpunkt schon an der Front gefallen. Er war eingezogen worden, obwohl er nur auf einem Auge sehen konnte. Über ihn, die Kinder und die Gänseblümchen wurde nie geredet, obschon mir im Laufe meiner Jugendzeit viele «Geschichten aus dem Krieg» erzählt wurden. Dass sich Oma auf der Flucht Kohle ins Gesicht schmierte und sich einen Buckel stopfte, um vor Vergewaltigungen geschützt zu sein, wusste ich schon als Erstklässlerin. Dass dies dem Mädchen, meiner Mutter, bis Kriegsende nicht gelungen war, wusste ich nicht.

Mein Vater konnte bis zu seinem Tod nicht im Dunkeln schlafen. Er hat Stalingrad und Gefangenschaft überlebt. Er hat Zahllose sterben sehen. Die schlimmsten Geschichten erzählte er mir erst, als ich nicht mehr sein Mädchen, sondern seine Tochter war. Ich habe die Kindheitsängste meiner Mutter «verträumt».

Wenn ich die Augen schliesse, habe ich einen Traum. Ich träume ihn für alle und meine Tochter, für ihre und deren Kinder: dass am Ende die Liebe, das Leben, Friede, Freiheit und die Vernunft den Sieg davontragen werden. «Denselben immer wiederkehrenden Traum» träume ich nicht mehr.

Zwölftes Kapitel

GRENZEN ZIEHEN

Familienklima: «Eine stillstehende graue Sauce»

Abschliessend wies ich Ulrich Schrader darauf hin, in diesem Falle würde es sich aber nicht um ein übliches Interview handeln, sondern um ein Gespräch, ein gemeinsames Nachdenken. Das schien ihn zu erleichtern. «Sie müssen wissen, ich rede etwas sonderbar», erklärte er. «Ich ziehe Kreise, ich drehe Schleifen. Für manche Leute, zum Beispiel meinen Vater, ist das unerträglich. Meinen Sie, Sie können das aushalten?» Wir verabredeten uns an der S-Bahn-Station seines Stadtteils, aber auf Anhieb klappte das Erkennen nicht. Ich hatte ihn mir als auffällige Erscheinung vorgestellt, einen Künstlertyp eben. Es lebe das Klischee! Wir fanden über unsere Handys zusammen. Meine Mutter hätte ihn als einen adretten jungen Mann beschrieben. Man sah ihm tatsächlich sein Alter nicht an. Man käme nicht auf die Idee, ihn als einen «späten Vater» zu bezeichnen. Er machte auf mich einen ruhigen, fast bescheidenen Eindruck. Jedenfalls setzte er sich stark von der Sorte Künstler ab, die ständig ihre eigenen Werke loben – bevor man es vielleicht selbst getan hätte. Während unseres Gesprächs nannte er das Klima in seinem Elternhaus «eine stillstehende graue Sauce». Als ich mir im Anschluss daran seine grossformatigen Bilder anschaute, kam mir ein Gedanke: Dass Ulrich Schrader als junger Mensch die Welt der Farben und Formen entdeckte, muss für ihn so etwas wie eine zweite Geburt gewesen sein. So vital kann nur jemand malen, der in sich einen unverwüstlichen Kern entdeckt hat. Bei manchen Bildern hatte ich das Gefühl, sie würden, während ich sie betrachtete, weiterwachsen. Später las ich auf seiner Homepage die Eröffnungsrede für eine seiner Ausstellungen. Darin fand ich folgenden Satz: «Der Maler selbst spricht von ‚Bilderbiologie‘ und meint damit, dass die Werke ein Eigenleben aus sich heraus entfalten, also ein eigenes Leben haben.»

Während ich das Aufnahmegerät mit unserem Gespräch ab-

hörte, beschloss ich, Ulrich Schrader persönlich zu Wort kommen zu lassen, weil mir – im Unterschied zum Vater – seine eigenwillige Art des Redens ausgesprochen gut gefällt.

Aufwachsen ohne eigenes Zimmer

Am besten, ich beschreibe Ihnen, wie ich aufgewachsen bin. Ich hatte kein eigenes Zimmer, sondern nur eine Ecke in Vaters Arbeitszimmer. Dort stand sein Schreibtisch, an dem ich ihn nie sitzen sah. Ich schlief jahrelang auf einer Klappcouch, die tagsüber in einem Schrank verschwand. Mein Reich war also eine Schrankwand mit einem Motorradposter. Oben darauf stand mein Kassettenrecorder. Wohnen durfte bei uns nicht viel kosten. Als Kind ist mir das nicht aufgefallen. Aber als Jugendlicher habe ich die Enge gespürt. Es war mir so peinlich, dass ich nie Besuch hatte. Allen anderen Gleichaltrigen ging es besser, sie hatten ein eigenes Zimmer, die Eltern hatten mehr Geld, sie erzählten von interessanteren Urlauben. Sie wurden von ihren Eltern solidarisch unterstützt. So etwas gab es bei uns zu Hause nicht. Wenn etwas schief lief, war man immer selbst Schuld.

Irgendwann hiess es, der Junge soll endlich sein eigenes Zimmer bekommen. So ganz stimmte das aber immer noch nicht. Denn in dem Raum stand der Esstisch. Wenn man am Wochenende in der Disko war und am nächsten Tag ausschlafen wollte, dann ging das nicht. Denn bei uns stand um Punkt 12 das Essen auf dem Tisch.

Wie soll ich meine Eltern beschreiben? Sie sind eben Flüchtlingskinder, sie sind Anfang und Ende der dreissiger Jahre geboren. Noch heute leben sie in der alten Wohnung, in den Möbeln aus den Sechzigern. Meine Eltern sind extrem hilflos, wenn Unerwartetes geschieht – wenn zum Beispiel wir drei Kinder zu Besuch kommen und uns nicht mehr so verhalten, wie sie es

gewohnt sind. Ich spreche von Kleinigkeiten, von einer Stimmungsänderung, einer Meinungsänderung, einer Änderung der Vorlieben. Das halten sie nicht aus. Da fällt innerlich der Vorhang. Darum sind die ganzen Rituale so wichtig, daran können sie sich festhalten. Um 12 Uhr Mittagessen, abends um halb elf ins Bett. Sonntags beim Bäcker Kuchen kaufen. Veränderungen haben bei meinen Eltern nie stattgefunden. Der Alltag verläuft in totaler Regelmässigkeit.

Mit Beginn meines Studiums bin ich in eine Wohngemeinschaft gezogen. Mich interessierten Grafik und Design. Ich lernte andere Gleichaltrige kennen, die frei aufgewachsen waren oder sich schon von ihren Eltern gelöst hatten. Die Diskrepanz zwischen diesen neuen lebendigen Kontakten und dem Stillstand zu Hause – auch der Stillstand in mir – setzte mich unter einen unheimlichen Druck. Ich nenne das jetzt mal die gespürte Unfähigkeit, mich zu befreien. Ganz grausam waren allerdings diese letzten zwei Jahre, bis ich es endlich schaffte, auszuziehen.

Meditation mit grauweissen Fliesen

Einer meiner Zufluchtsorte war sogar das Klo. Dort habe ich mich eingeschlossen und immer nur auf den Boden geguckt auf typische 60er Jahre Fliesen, grauweiss gesprenkelt. Sie wurden mein Medium. Ich sass da und schaute, und dabei liess ich Formen kommen – es war wie Wolkengucken. Ich habe mich da reingerettet. Heute weiss ich, dass ich anders den Druck nicht aushalten konnte. Ich flüchtete mich in diese abstrakten Bilder, die mir aus den grauweissen Fliesen entgegenkamen. Ich konnte mir mein sonderbares Verhalten nicht erklären und auch nicht dagegen ansteuern. Es war wie ein Sog. Es war wie ein Ruf aus einer anderen Welt: Als könnten diese Bilder in den Fliesen mir eine Richtung zeigen. Tatsächlich habe ich auf diese

Weise in eine abstrakte Malereiebene hineingefunden. Abstrus, nicht wahr? Aber das war mein Weg in diesen zwei Jahren, im Stahlgewitter, meine härteste Zeit. Damals hat sich die Art und Weise, wie ich male, herausgebildet.

Als ich es dann endlich schaffte, zu Hause auszuziehen, war das immer noch eine extrem schwierige Sache. Ich konnte mich nicht wirklich lösen, ein Teil von mir blieb zurück. Ich bin eines Tages ausgebrochen, das stimmt, aber amputiert. In der Wohngemeinschaft hatte ich mein erstes eigenes Zimmer. Da war ich 22 Jahre alt. In der neuen Umgebung habe ich mich dann endgültig befreit.

Ich ging auch zur Bundeswehr. Da war ich gefragt, weil ich malen konnte. Also habe ich Wände bemalt, zum Beispiel mit Panzern. Ich bekam auch den Auftrag für eine Wanddeko mit dem Text des Deutschlandliedes. Das fanden sie alle ganz toll, und es brachte mir eine Reihe von Vergünstigungen ein. Ich war ja in diesem Milieu eine Ausnahme. Suchen Sie mal jemanden in Künstlerkreisen, der bei der Bundeswehr war. Nach dem Studium, mit Mitte 20 – wenige Monate vor dem Mauerfall – wechselte ich vom Bodensee nach Berlin. Ich tat es aus einem Impuls heraus, ohne Vorbereitung. Damals herrschte in Berlin Wohnungsmangel. Ich hatte drei Jahre lang ein schmales Zimmer mit Bett und Regal. Da habe ich auch gemalt. Wie bei Vincent van Gogh. Der hat sein Zimmer in Arles gemalt. Kennen Sie das Bild? Na, dann haben Sie eine Vorstellung. Egal, es war *mein* Zimmer.

Auf meinem Schrankbett, in der Wohnung der Eltern, stand nicht nur mein Kassettenrecorder, sondern auch das Foto meines Grossvaters in Wehrmachtsuniform. Der guckt darauf streng zur Seite. Würde man meinem Vater dazu Fragen stellen, würde er mit verbitterter Miene etwas aus dieser Zeit erzählen. Für mich selbst ist das wie aus vierter Hand: Man guckt in einen grauen, tiefen Vergangenheitsorkus, der nichts wirklich preisgibt.

Mein Vater wurde 1932 in der Nähe der heutigen Grenze zu Polen geboren. Die Familie zählte dort zu den besseren Leuten. Der Grossvater wurde kurz vor Kriegsende noch eingezogen, in den Volkssturm, so nannte man das wohl: Verteidigungswälle gegen die sowjetische Armee errichten. Er fiel an einem der letzten Kriegstage. Mein Vater hat seinen toten Vater auf einem Karren nach Hause gebracht. Die Familie wurde dann von den Russen vom eigenen Hof vertrieben.

Ein bisschen Punk

Fragt man meine Mutter nach der Flucht, dann sagt sie, sie war noch klein, sie könnte sich an das meiste nicht erinnern, und sie fügt hinzu: zum Glück. Mit meiner Mutter verstehe ich mich besser als mit meinem Vater. Ich war ihr Liebling, der einzige Sohn. Mütter mögen halt Söhne. Sie hat mich auch unterstützt, als ich sagte, ich will etwas Kreatives machen – sie nennt es «etwas Musisches». Wäre es nach meinem Vater gegangen, hätte ich in seiner Branche, in einer Spedition, angefangen, möglichst in seiner früheren Firma. Und vielleicht wäre ich ja genau wie er ein Sachbearbeiter, ein kleiner Angestellter geblieben.

Er war ein sehr strenger Vater, aber als ich volljährig wurde, verlor er seinen Einfluss. Während meiner Diskophase hat er wohl gelitten. Wie ich damals herumliief? Nicht besonders schlimm, fand ich: die Haare schwarz gefärbt, die Augen mit Kajalstift bemalt, dunkle Kleidung – ein bisschen Punk, ein bisschen deprimiert eben. Mein Vater verhielt sich missbilligend, er hatte aber auch Angst, auf seinen Sohn zuzugehen. In diesem Fall hätte er wahrscheinlich gemerkt, dass ich gar nicht so ein Wilder war. Manchmal kam ich erst morgens um vier nach Hause. Einmal stand er da in seinem grünen Bademantel und wollte mich zur Rede stellen. Ich ging aber einfach an ihm vorbei und nichts geschah. Das waren seine hilflosen Versuche, sei-

ne Autorität zu präsentieren. Er konnte nichts mehr machen. Ich war schon über 18, ich war meinem Vater entglitten.

Als Kind fand ich ihn seiner Strenge wegen aber auch gut. In seinem Auftreten wirkte er männlich und kompetent. Und er fuhr einen Mercedes, immerhin. Vater ist Vater. Man ist als Kind in einem Abhängigkeitsverhältnis, man stuppelt so hinterher. Typisch für ihn ist eine kritisch negative Haltung. Die zählt in seinen Augen mehr als eine optimistische Haltung. Er las das Manager-Magazin und breitete gern seine ökonomischen Kenntnisse aus. Er kommentierte regierungspolitische Entscheidungen, aber auch alles, was in der Stadt neu gebaut wurde, natürlich kritisch. Sein Lieblingssatz: Das kann doch nichts werden. So stellte er sich Seriosität vor, im Sinne von: Das Leben ist ernst und schwierig. Diese Sichtweise hat man eben als Sohn lange Jahre übernommen. Wie gesagt, Vater ist Vater.

Der Fernseher bleibt an

Ich sehe meine Eltern sehr selten, maximal einmal im Jahr. Ich fahre auch nicht mehr zu Weihnachten hin. Ich habe meine eigene Familie. Weihnachten bei meinen Eltern sieht so aus: Man kommt an, man begrüßt sich. Der Fernseher bleibt an. Dann gibt es eine Viertelstunde Info. Danach machen die Eltern stur ihren Rhythmus weiter. Ich sitze auf der Couch – ob ich da bin oder nicht, ist eigentlich egal. Man schwimmt wieder in dieser stillstehenden grauen Sauce.

Sonntags rufe ich immer um die gleiche Zeit bei ihnen an. Vater redet nur Oberflächliches: Hallo, ja, uns geht es gut. Wie ist das Wetter in Berlin? Mutter ist am Telefon gehemmt, solange Vater sich im Raum befindet. Sie fühlt sich von ihm kontrolliert. Aber wenn er unterwegs ist, dann kann man relativ normal und authentisch mit ihr sprechen.

Meine Eltern können mich und meine Schwestern überhaupt nicht erfassen. Sie interessieren sich nicht für das, was ihre Kinder beruflich machen. Sie sagen kein Wort zu meiner Malerei, zu meinen Bildern – nicht mal: «Ist dir der Pinsel explodiert?!» Irgendwann habe ich mit Computermusik angefangen. Ich habe Mutter eine CD geschickt. Ich glaube, sie hat bis heute nicht begriffen, dass *ich* das gemacht habe. Wenn wenigstens eine Reaktion käme wie: Was ist das für eine grässliche Musik, die du uns da geschickt hast ... Aber da kommt gar nichts. So ist das mit ihrer grossen Angst – ihrer Angst vor allem und jedem.

Wenn ich heute etwas vermisse, dann ist es – na ja, Segen würde ich nicht sagen – nennen wir es Wertschätzung. Ich habe keine Reichtümer angehäuft, ich bin nicht gescheitert, meine sehr eigene Art zu leben funktioniert. Mit meiner Kunst verdiene ich nicht genug, aber mit meinen Aufträgen als Grafiker komme ich gut hin. Ich rauche nicht, ich trinke mässig, ich bin verheiratet, ich habe ein Kind, eine schöne Wohnung. Ich bin keine abgerissene Existenz, man kann mich vorzeigen, ich stehe anderen Menschen bei, ich bin kein Egozentriker, sondern eigentlich ein netter Mensch. Manchmal stelle ich mir vor, ich hätte Eltern, die von mir denken: Unser Sohn ist ein netter Mensch – und mir das auch zeigen. Das wäre doch eigentlich das Minimum, aber selbst das existiert nicht.

Ich bin doch ihr Sohn!

Auf Familienfeiern werden nur Klischees produziert, zuletzt an Vaters 75. Geburtstag. Es gab wieder dieses oberflächliche Gerede. Was mich traurig macht: Es würde ihm so gut tun, einfach nur ein Mensch zu sein, der offen ist und seine Schwächen zugibt; einer, der Fragezeichen zulässt und nicht auf alles gleich eine Antwort parat hat. Ich kann mich an keine einzige Situa-

tion erinnern, dass man mal halbwegs entspannt zusammensass und sich austauschte. Das habe ich mir immer gewünscht. Ich bin doch ihr Sohn!

Als ich sie vor einigen Jahren Weihnachten besuchte, da habe ich gedacht, ich versuch es noch mal mit einem richtigen Gespräch. Ich wollte mal ehrlich und differenziert darstellen, wie ich lebe und was mich bewegt: Ich suchte einfach etwas Nähe. – Es war ein Desaster! Vater in seinem Drehsessel drehte sich weg. Von ihm kam nur: ‚Was redest du hier ...‘ Ich sass dann heulend auf dem Sofa. Die grosse Peinlichkeit. Man war wie paralytiert. Danach wurde ins Bett gegangen. Aber am nächsten Tag war alles ganz normal. Es wurde nie wieder darüber gesprochen.

Ich habe sehr lange gebraucht, bis mir auffiel, dass meine Eltern extrem eingeschränkt sind. Seit ich ein Kind habe, werde ich wieder öfter daran erinnert, wie es bei mir früher war. Meine Frau und ich haben für unseren Sohn ein grosses Zimmer eingerichtet und uns dabei viele Gedanken gemacht. Wie kriegen wir das hin, dass er sich wohl fühlt? Bei solchen Gelegenheiten taucht natürlich meine eigene Kindheit wieder auf, und ich sage mir: Was haben meine Eltern sich da selbst angetan? Was gibt es Blöderes als unzufriedene Kinder?

Normalerweise beschäftigt mich das Thema Eltern nicht mehr. Was ich heute empfinde, wenn ich an sie denke? Es schwankt. Mal finde ich: Leckt mich doch! Ein anderes Mal ist es ein Schwermutsgefühl. Meine Begegnungen mit ihnen tun mir nicht gut. Ich bin dann wie aufgeschreckt. Nach einer Familienfeier muss ich lange mit meiner ältesten Schwester telefonieren, bis sich das Gleichgewicht wieder einstellt.

Vorsicht – heiße Herdplatte!

Es ist einige Jahre her, als ich erkannte: Die Eltern sind traumatisiert. Meine Schwester hat mich darauf gebracht. Da habe ich vieles verstanden. Seitdem achte ich noch mehr auf Distanz. Ich weiss jetzt, warum sie mir heute noch schaden können. Ich hab es kapiert und verhalte mich entsprechend. Ich halte Abstand. Vorsicht – heiße Herdplatte! Meine Eltern entfernen sich immer mehr von mir durch diese oberflächlichen Anrufe. Sie rutschen in einen Graubereich. Sie sind in Rollen erstarrt. Im vergangenen Winter haben sie mich in Berlin besucht. Das geschieht so gut wie nie. Aber es hat sie nichts interessiert. Sie blieben am Brandenburger Tor stehen; sie wollten den Reichstag mit der Kuppel nicht sehen. Sightseeing hätte ich mir sparen können. Vom Vater kam nur ein einziger Kommentar. Da gingen wir am Hotel Adlon vorbei. Er zeigte auf einen Livrieranten und sagte: ‚Der stand vor zehn Jahren auch schon da.‘

Ich betreibe keine Familienforschung. Überrascht Sie das? Dachte ich mir. Aber warum muss ich wissen, was meine Eltern als Kinder konkret erlebt haben? Ich werde auch älter, und die Zeit vergeht – es gibt schönere Themen. Ich bin mit Fernsehbildern voll gestopft darüber, was 1945 los war. Ich frage mich: Wenn ich etwas Neues über meine Eltern erführe, dann wüsste ich vielleicht: Aha, deshalb sind sie so, wie sie sind. Aber was mache ich dann mit den Informationen? Auf sie zugehen? Ihre Nähe suchen – um dann wieder nach fünf Minuten heulend auf der Couch zu sitzen? Nein, ich kann nichts für sie tun. Ich kann nur für meine eigene Familie etwas tun.

Soweit die Geschichte von Ulrich Schrader. Fünf Monate nach unserem Gespräch in Berlin telefonierten wir miteinander, und er erzählte mir, er habe wieder einmal seine Familie besucht: Zum ersten Mal sei der Fernseher ausgeschaltet worden. Dar-

über hinaus berichtete er mir von einem auch für ihn völlig unerwarteten beruflichen Erfolg. Genaueres hier zu sagen, könnte seine Anonymität schwächen, denn bei Künstlern führt Erfolg immer auch zu einem grösseren Bekanntheitsgrad. Bleibt also nur zu sagen: Glückwunsch!

Eine Tochter auf Distanz

Auch von Nora Kolberg* erfuhr ich, wie stark sie sich von ihrer Mutter abgrenzt – in ihrem Fall obwohl oder weil sie mit ihr unter einem Dach lebt. Gern hätte ich die Ärztin in ihrer privaten Umgebung getroffen, aber das war aus Zeitgründen nicht möglich. Sie und ihr Mann – Eltern einer achtjährigen Tochter – haben vor zwölf Monaten Noras Mutter zu sich ins Haus genommen. Sie hat dort eine Einliegerwohnung. Ich erfuhr, die Mutter sei nur mit Mühe zu ertragen, auch deshalb, weil sie dauernd rede und nie anderen zuhöre. Die gute Stimmung im Haus habe durch ihre Anwesenheit Schaden genommen. Das anfängliche gemeinsame Abendessen hätten sie und ihr Mann wieder gestrichen. Eine Lösung des Problems sei nicht in Sicht.

Ich bin mit Nora Kolberg an ihrem Arbeitsplatz verabredet. Die Medizinerin ist Expertin für Erbkrankheiten und leitet eine genetische Beratungsstelle in Süddeutschland. Als ich dort eintraffe, ist sie noch im Gespräch. Nach einer Weile öffnet sich die Tür. Eine schwangere Frau tritt heraus, dreht sich noch einmal um, und ich höre, wie sie sagt: «Sie haben es mir etwas leichter gemacht, wissen Sie. Ich hatte eine kühle Wissenschaftlerin erwartet. Stattdessen eine Frau Doktor, die supermenschlich ist. Danke für alles!» Die Ärztin erscheint im Türrahmen und legt ihr kurz die Hand auf die Schulter. «Auch für mich», erwidert sie, «war es gut, dass man so offen miteinander reden kann.»

Als ich dann Dr. Kolberg in ihrem Büro gegenüber sitze, erklärt sie mir, diese Frau erwarte ein Kind mit einem Turnersyn-

drom. Hierbei könne man keine eindeutigen Aussagen über den Grad der Missbildung machen. Bei Turner gebe es alles: relativ leichte und sehr grosse Behinderungen. Viele Menschen seien normal intelligent, andere geistig behindert. Aber kleinwüchsig seien sie meistens. Sie hätten einen sogenannten Flügelhals, und sie kämen nicht in die Pubertät. «Es ist also vor allem eine körperliche Behinderung», fügt sie hinzu. Ich frage sie, ob diese Frau das Kind bekommen werde, und sie meint, es sei schon möglich. «Sie traut sich zu, mit einem behinderten Kind zu leben. Und sie haben ja gesehen, wie weit die Schwangerschaft schon ist.» Es gebe keine ‚gute‘ Lösung. Jede Entscheidung – Abbruch oder das Kind bekommen – habe Folgen, auch schlimme Folgen. In diesem Fall läge ein sehr schwerer Grad von Behinderung vor. Vielleicht werde das Kind schon vor der Geburt sterben. «Aber es geht bei solchen Gesprächen nicht nur um Fakten. Diese Mütter brauchen Kriterien, die darüber hinausgehen. Sie brauchen Klarheit über ihre Gefühle.»

Meine Gesprächspartnerin ist eine Frau von Anfang Vierzig, hoch gewachsen, schmales Gesicht, sehr helle Haut. Das rötliche Haar trägt sie hochgesteckt. Nein, kühl wirkt sie nicht, aber sachlich. Das drückt sich auch in ihrer Kleidung aus: dunkelgrüner Wollpullover, graue Hose, flache Schuhe, kein Schmuck. Dazu passt die Osterdekoration auf ihrem Schreibtisch in keiner Weise: viele Narzissen, ein Stoffhase, gelbe Schleifen, eine Kerze, ein echtes Vogelnest mit echten kleinen Eiern. «Ein bisschen zu üppig, oder?», stellt sie fest. «Hat mir dieser Tage eine Klientin vorbeigebracht. Sie ist Floristin. Ist nicht mein Stil. Aber ein grosser Dank, und darüber freue ich mich.»

Dann schaut sie auf die Uhr und sorgt mit einem internen Anruf dafür, dass keine Telefonate mehr zu ihr gelangen. Wir haben keine Zeit zu verlieren. In den Aussagen von Nora Kolberg – die hier in ihren eigenen Worten wiedergegeben werden – spielen nicht nur ihre Familienerfahrungen eine grosse Rolle, sondern auch Einstellungen zu Politik und Religion.

Der Vater war noch im Krieg

Ich bin nur zur Hälfte, von Mutters Seite, ein Kriegsenkel. Meine Eltern hatten einen Altersunterschied von 13 Jahren. Mein Vater wurde noch im Ersten Weltkrieg geboren. Während des Zweiten Weltkriegs war er Offizier, er hat eine Kompanie geführt. Er war kein SS-Mann. Meine Anfragen bei einem Wehrmachtsarchiv ergaben: Russlandfeldzug ab 1943, viermal verwundet. Aus Familienerzählungen weiss ich, dass er seinen jüngeren Bruder an die Front holte, der dann dort gefallen ist. Es müssen sehr unterschiedliche Charaktere gewesen sein: der Bruder freundlich und aufgeschlossen, mein Vater still und ungesellig. Er hat nur deshalb den Krieg überlebt, weil er im Unterschied zu seinen Kameraden noch rechtzeitig aus dem abgeschossenen Panzer herausgekommen ist und ihn jemand mit Blaubeeren versorgt hat. Wir wuchsen deshalb mit der Vorstellung auf, Blaubeeren seien besondere Heilungskräfte zu eigen.

Unser Vater hat niemals gesagt, er hätte nichts von den Massenmorden an den Juden gewusst. Aber seine Ausstrahlung machte deutlich: Er wollte nicht danach gefragt werden. Daran haben wir uns gehalten. Einen gebrochenen Mann fragt man nicht. Als ich jung war, habe ich mir vorgestellt, dass er nur an den Nachwirkungen des Krieges litt. Erst seit wenigen Jahren glaube ich, dass es auch Scham gewesen sein könnte, weshalb er den Glauben an sich selbst und den Glauben ans Leben verloren hatte. Über einen Nazihintergrund ist nichts bekannt. Ich habe nie antisemitische Aussagen von ihm gehört. Allerdings hat er immer kommentiert und beachtet, wenn jemand fremdländisch war, angeblich ohne Wertung. Dass darin doch eine Wertung steckt, fiel mir erst als Erwachsene auf.

Nach der Wiederbewaffnung der BRD wurde er Angehöriger der Bundeswehr. Er litt immer wieder an Depressionen und galt deshalb als lebensuntüchtig. Typisch für meinen Vater ist, dass er enge Beziehungen scheute. Er hatte keine Freunde. Mit

Mitte Fünfzig ging er in den Ruhestand, und als er zehn Jahre später starb, waren nicht einmal Kollegen von der Bundeswehr bei der Trauerfeier.

Auch Mutter hatte keine echten Freundinnen. Es existierten nur Fernkontakte zu alten Klassenkameradinnen. Meine Mutter war die Vertraute ihrer eigenen Mutter gewesen. Als diese dann dement wurde, nahm Mutter sie zu sich. Aus einem ähnlichen Grund habe ich auch meine Mutter zu uns ins Haus geholt: Ich dachte, auch sie käme mit dem Leben nicht mehr allein zurecht. Da habe ich mich aber geirrt. Sie ist einfach nur das, was sie immer schon war, nur eben im Alter viel ausgeprägter: eigensinnig, selbstgerecht und unbeirrbar. Dass auch sie viele Geschichten immer wiederholt, ist kein Zeichen von Vergesslichkeit, sondern dient ihrer seelischen Stabilisierung.

Meine Mutter gehört der ‚Deckergeneration‘ an, wie ich sie nenne. Das sind die Jahrgänge, die später die Nazis und vor allem ihre Mitläufer gedeckt haben, nachdem die Nazis sie vorher herangezüchtet hatten. Meine Mutter war 15 Jahre alt bei Kriegsende. Als mein Bruder und ich in der Schule immer wieder die NS-Zeit durchnahmen, war das natürlich auch Thema mit unserer Mutter. Wir haben darüber viel gestritten. Ich sagte: ‚Es gab in Deutschland Widerstandsgruppen. Man hätte sich also auch anders verhalten können als Vater oder Deine Eltern.‘ Sie hielt dagegen: ‚Die konnten nicht aus ihrer Haut raus. Wir müssen gnädig und vorsichtig mit ihnen umgehen.‘ Sie war die Gnädige. Ich war die Gnadenlose.

Vorurteile gegenüber Polen und Russen

Man merkt meiner Mutter bis heute die Indoktrinierung an, in der sie aufwuchs. Sie hat Ressentiments gegen die Polen, gegen die Russen. Sie hat da ganz klar die Einteilung nach Rassenmerkmalen, wenn sie von deren Wesen, von deren Gesichtern

spricht. Ein typischer Satz von ihr lautet: ‚Die sahen schon so slawisch aus‘. Slawisch ist für sie gleichbedeutend mit brutal. Vater hat dazu geschwiegen. Er war, wie gesagt, ruhig und introvertiert. Er hat sich von seiner Frau, aber auch vor der modernen Welt zurückgezogen. Dadurch hinderte er seine Frau daran, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Man wohnte also praktisch ohne Kontakte auf dem Dorf. Es wurde viel ferngesehen. Wenn Vater sich aufregte, dann über die Linken, er schimpfte auch über «die Sozis», die galten in seinen Augen als ganz links. Ganz schlimm dann die Zeit der RAF, als die ehemaligen Wehrmachtssoldaten als Mörder beschimpft wurden. Weil mein Bruder und ich links waren, warf er uns mit den RAF-Sympathisanten in einen Topf. Er resignierte und zog sich nun völlig auch von uns Kindern zurück.

Meine Mutter war davon überzeugt, Vaters Depressionen seien angeboren. Sie sagte: ‚Er ist gefangen in seinem Körper‘. Ich habe lange Zeit gedacht, ich hätte diese Veranlagung geerbt – sie sei mein Schicksal –, und wenn ich in einer depressiven Phase stecke, glaube ich das heute noch. Unsere Mutter sah es als ihre Pflicht an, für ihren kranken Mann da zu sein. Sie war fürsorglich, aber dabei nicht liebevoll. Sie hätte ihn verlassen können, doch er tat ihr leid und zudem, so denke ich, konnte sie sich neben ihm als die Vitale profilieren. Sie sagte immer: ‚Es ist zwar schwer mit Vater, aber das ist nun mal unsere Aufgabe als Familie‘. Aber offenbar war es eine Aufgabe, die sie überforderte, denn noch zu seinen Lebzeiten begann sie, anklagende und schimpfende Selbstgespräche zu führen, gegen Vater, gegen uns, gegen die Welt. Sie tut es bis heute – beim Staubsaugen.

Man könnte darüber lachen, wenn es nicht so bitterernst wäre: Mutter saugt einen Teppich und schimpft und predigt laut vor sich hin. Sie zieht auch über uns her, ohne darauf zu achten, ob wir in der Nähe sind. Selbstgespräche im Schutz des Staubsaugers: Wir sollen sie nicht hören – und wir *sollen* sie hören! Früher, wenn wir Kinder mit Vater Schach oder Skat

spielten, sorgte sie demonstrativ für viel Lärm bei der Hausarbeit. Sie sah sich dann als das Aschenputtel.

Mutter, 1930 geboren, ist seit ihrem 10. Lebensjahr ohne Vater aufgewachsen. Er liess sich scheiden und brach den Kontakt zur Familie komplett ab. Danach hat meine Mutter ihn nur noch gehasst. Dann die Flucht aus Ostpreussen. Auch ihr Hund blieb zurück. Sie hat den Verlust der Heimat nie verkraftet. Sie ist nie wirklich hier im Westen angekommen, sondern ist ganz rückgebunden an diese Zeit. Da kommen die Massstäbe her, da kommen die Freundschaften her. Ich bin gross geworden mit Mutters Schilderungen von ihrem geliebten Schlossberg in Ostpreussen. Sie hat ihr Elternhaus aus ihrem Gedächtnis gezeichnet, ein schönes, gutbürgerliches Haus. Ständig hat sie von Schlossberg erzählt, und so entstand in mir eine fiktive Heimat. Einmal kam ihre Schwester zu Besuch, was selten geschah. Sie sagte: ‚Damals, in Schlossberg ...‘ und erklärte mir: ‚Das ist da, wo wir herkommen.‘ Und ich dachte nur: Was glaubt die, wo ich jeden Tag bin?

Alles, was schön und gut ist, wird zerstört

Ich wuchs heran mit der Vorstellung: Alles, was schön und gut ist, wird zerstört. Es kam mir so vor wie ein Naturgesetz. Die Geschichten aus Mutters Vergangenheit, als die Welt noch heil war, enden alle mit den Sätzen: ‚Das gibt es auch nicht mehr. Den gibt es auch nicht mehr. Von diesem Dorf ist nichts mehr übrig.‘ Seit ich denken kann, ist für mich der Beginn von etwas neuem Schönen immer auch etwas Schreckliches. Man darf sich nicht uneingeschränkt an Schöнем freuen, denn es trägt immer schon die Zerstörung in sich. Es zieht sich durch mein ganzes Leben, dass ich nie etwas richtig gut finden konnte. Das gab es nicht. Was ich gut fand, das fand ich gleichzeitig auch doof. Ich bin jemand, der immer ein Haar in der Suppe findet.

Mutter hat früh Verantwortung übernommen, auch für ihre beiden kleinen Geschwister, denn sie musste ja ihre eigene Mutter entlasten. Als ich in die Pubertät kam, konnte sie damit nichts anfangen – sie hatte selbst keine Pubertät gehabt. Es war eine schreckliche Zeit für mich, ich habe fast jeden Abend geheult. In meiner Familie gab es keine Vorbilder hinsichtlich weiblicher Identität.

Mutter war von Beruf Erzieherin und arbeitete in der Familienfürsorge. Im Unterschied zu ihrem Bruder durfte sie nicht studieren. Aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie mit dem wissenschaftlichen Denken zurechtgekommen wäre. Ihr Weltbild war geschlossen. Sie hatte sich ihre Sicht der Dinge selber gezimert. Damals entstand wohl auch das Aschenputtel-Syndrom. Es ist eben eine typisch weibliche Überlebensbiografie. Das Muster zieht sich durch ihr ganzes Dasein. Ihre rigiden Sichtweisen dienen ihr als Korsett, denn sie ist eigentlich zu tiefst verunsichert. Mein Mann hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass sie es nicht aushält, wenn jemand, der zum ersten Mal von ihrem schweren Schicksal hört, ihr gegenüber Mitgefühl zeigt. Dann kommt von ihrer Seite sofort eine lustige Anekdote – oder sie doziert. Sie hat einen Erklärzwang. Stets muss sie sich und dem ganzen Umfeld erklären, wie die Welt funktioniert.

Sie braucht ein schlüssiges Weltbild, sie hält offene Systeme nicht aus. Ambivalenzen werden von ihr ausgeblendet. Sie interessiert nicht, wie ich meinen Beruf ausübe. Nein, sie weiss es ohnehin besser. Nur muss ich zugeben: Als junger Mensch war ich genauso. Ich wusste auch immer alles besser, und alle mussten sich meine hundertprozentigen Gewissheiten anhören. Als Abiturientin muss ich ein Kotzbrocken gewesen sein, ganz schrecklich, heute tut mir vieles so leid. Zum Glück hatte ich Freunde, die mich auslachten, wenn ich unreflektierte Weisheiten bar jeder wissenschaftlichen Grundlage von mir gab. Ich war schnell demaskiert, aber liebevoll demaskiert.

Auch heute noch wird mir von der Mutter die Welt erklärt. An meiner Sicht ist sie nicht im Geringsten interessiert. Wenn ich ihr sagen will, warum ich etwas anders sehe, komme ich nicht weit. Sie redet über mich hinweg. Sie erträgt keine Irritation, sie hält *mir* Vorträge über Erbkrankheiten, und sie ist der festen Überzeugung, meine Arbeit bestünde darin, diese ‚armen Frauen‘ zu einer Abtreibung zu überreden.

Ähnlichkeiten mit der eigenen Mutter

Etwas ist mir aufgefallen: Wie meine Mutter bediene auch ich mich bestimmter Verhaltensstrategien, die mir eine gewisse Lebendstüchtigkeit ermöglichen. Mit dem Abtrennen und Ausblenden von Gefühlen, manchmal sogar ganzer Lebensbereiche, habe ich eigentlich einen ganz ähnlichen ‚Webfehler‘ wie meine Mutter. Ich nehme bestimmte Dinge gefühlsmässig nicht mehr wahr, wenn sie mich überfordern. Das geschieht aber nicht bewusst. Es ist wie ein Reflex. Ich glaube, es handelt sich um einen Schutzmechanismus, wenn ich emotional unter Stress gerate. Das heisst umgekehrt auch, meine Macke hilft mir, leistungsfähig zu bleiben.

Eine tiefere Ursache für dieses Muster ist sicher, dass ich mich nie von meiner Mutter verstanden gefühlt habe, geschweige denn, mich mit ihr identifizieren konnte. Sie lebte und lebt nicht in meiner Zeit, nicht mit meinen Werten. Sie ist zu Hause in Vorstellungen, die für mich Welten entfernt sind, und sie hat nie den Anschluss an meine Erfahrungswelt gefunden. Ich glaube sogar, sie hat ihn auch nie gewollt. Das folgt ihrer inneren Überzeugung, dass nichts, was heute ist, besser sein kann als das, was gestern war. Oft war mir die Weltfremdheit meiner Eltern einfach nur peinlich. Als ich das erkannte, habe ich mich bewusst emotional abgenabelt. Das hat mich oberflächlich gesehen seelisch unabhängig gemacht, ohne grosse Angst und

manchmal kühl gegenüber anderen Menschen. Aber das hält nur so lange, wie nicht an meinem inneren Gerüst gerüttelt wird.

Ich pflege meine Kontakte mit Menschen kaum, auch wenn ich sie sehr schätze. Nicht selten verfolgt mich das Gefühl, dass ich eine innere Lücke habe, dass mir etwas fehlt. Da besuche ich zum Beispiel mit einer Freundin eine äusserst anregende Tagung oder wir machen einen Kurzurlaub. Aber wenn die Zeit vorbei ist, melde ich mich nicht mehr. Egal, wie schön die gemeinsamen Erlebnisse waren – wenn der Kontakt zu Ende ist, dann ‚vergesse‘ ich ihn. Dadurch habe ich viele Menschen vergault. Die Freunde, die mir geblieben sind, sind diejenigen, die mir das nicht übel nehmen und sich immer wieder von sich aus melden. Ich habe das stets als schlechte Eigenschaft gesehen, als Treulosigkeit: aus den Augen, aus dem Sinn. Ich trage in mir nicht das Bedürfnis, Menschen, mit denen ich schöne Erlebnisse teilte, anzurufen, damit wir sie gemeinsam ‚nachschnackeln‘.

Dennoch ist meine Fähigkeit, mich auf andere Menschen einzustellen, gut entwickelt. Das heisst, ich kann im Gespräch gut für mein Gegenüber sorgen, aber manchmal habe ich Schwierigkeiten, einen schönen, anregenden Austausch auf ganzer Länge wirklich zu geniessen, denn er strengt mich an. Mein Mann beklagt sich, so lange er mich kennt, darüber, dass ich mich zurückziehe, dass ich aus dem Kontakt gehe. Das spürt er mehr als andere Menschen, und er lässt mich damit nicht in Ruhe. Er möchte schon lange, dass ich mich mit mir selbst auseinandersetze, und ich dachte, ich weiss nicht, was das soll. Aber kürzlich hat er es nicht mehr ausgehalten, und es gab einen Riesenkrach. Er hat Recht. Deshalb habe mich jetzt zu einer Therapie entschlossen.

Ich wollte immer ein Kind, weil ich wusste, da steckt ein Wunder drin, und so ist es. Jeden Tag bin ich dankbar für meine Tochter. Meine Muttergefühle sind paradoxerweise sehr gut entwickelt. Auch beruflich, in den Beratungsgesprächen, hilft

mir diese mütterliche Seite. Aber auch meine depressiven Anteile helfen mir, Verständnis für Menschen zu haben, die glauben, nur im Schatten zu leben, denn seit meiner Jugend kenne auch ich dieses Gefühl: Ich lebe am Leben vorbei. Als ich jung war, fiel ich während der Semesterferien regelmässig in ein Loch. Ich war phlegmatisch und faul – das sind hässliche Adjektive für eine depressive Gemütsverfassung, aber anders konnte ich das damals nicht sehen.

Des lieben Gottes Lieblingskind

Zu meiner Jugend möchte ich noch einige Dinge nachtragen. Ab meinem 12. Lebensjahr bewegte ich mich in Cliques. Wann immer ich konnte, war ich mit dem Fahrrad unterwegs. Später habe ich mich drei sehr unterschiedlichen Gruppen angeschlossen: dem rechten Spielmannszug im Dorf, wo der Zapfenstreich und preussische Märsche eingeübt wurden, dann einem Kabarettkurs in der Schule, dem nur Linke angehörten, und ausserdem ging ich zu den Treffen der katholischen Gemeindejugend in der benachbarten Kleinstadt. Ich hielt die drei Säulen meiner Jugendkultur streng säuberlich getrennt; in keiner Gruppe wusste man etwas über meine Mitgliedschaft in den anderen Gruppen.

Mit fünf Jahren habe ich angefangen, ein religiöses Leben zu führen. Meine Gottesvorstellung war eine Frau aus Wolken, und ich staunte sehr, als ich erfuhr, dass andere Menschen an einen alten Mann auf einem Thron glauben. Ich dachte, die Leute spinnen doch. Ich war mir meiner Sache mit der Wolkengöttin sehr sicher. Meine Mutter hat in Glaubensfragen nie ein dogmatisches Bild entworfen, und das ist mir zugute gekommen. Mein Glaube hat sich ganz natürlich entwickelt. Mit sechs Jahren kam ich dahinter, dass es Kindergottesdienste gibt und war ziemlich empört, dass mir das zu Hause niemand gesagt

hatte. Jedenfalls bin ich dann allein dorthin gegangen. Meine Vorstellung war, ich bin des lieben Gottes Lieblingskind – perfekt, oder? Ich habe nie Ältere gesucht, damit sie mir bestätigen, dass ich an das Richtige glaube. Als Jugendliche hatte ich das grosse Bedürfnis nach Menschen, mit denen ich über Glaubensfragen reden konnte. In der Kirche habe ich interessante und für mich wichtige Leute kennen gelernt, auch meinen Mann. Auf Grund meines Glaubens hatte ich nie das Gefühl, ich hätte keinen Boden unter den Füßen. Das ist eine Heimat, mit der ich etwas anfangen kann. Das war und ist mein grosses Glück. Meine Mutter hat nicht ‚alles falsch‘ gemacht.

Kein Kontakt mehr zu den Eltern

Abgrenzungen von den Eltern können, wie die Berichte von Nora Kolberg und Ulrich Schrader zeigen, sehr unterschiedlich vor sich gehen. Die Fähigkeit, sich abzusetzen, wächst Hand in Hand mit einem Prozess der Identitätsklärung. Mir ist völlig klar, dass das Erkennen unbewältigter Kriegs- und Schulfahrungen in der Familie nicht ausreicht, um die Frage «Wie bin ich der geworden, der ich bin?», zu beantworten. Familienidentitäten sind äusserst komplex. «Monokausale Verbindungen gibt es nicht, sondern wirksam ist ein ganzes Netz», betont die Traumaexpertin und Psychotherapeutin Luise Reddemann. «Wenn man allerdings starke Komponenten wie Folgen des Kriegs und der NS-Zeit total ausblendet, dann kann das gravierende Folgen haben. Andererseits: In Familien, in denen viel darüber geredet wurde, können die Kinder genauso belastet sein.» Dafür ist die Geschichte von Nora Kolberg ein gutes Beispiel. Um ihre eigene Zukunft zu gestalten, musste sie sich schon früh massiv von den Eltern abgrenzen, die der Vergangenheit verhaftet blieben.

Die folgende Geschichte berichtet von einer noch radikale-

ren Grenzziehung. Tina Grossschmitt* sprach mich nach einer Lesung an. Sie sagte, viele der typischen Kriegskinderthemen seien ihr aus eigener Erfahrung durch das Verhalten ihrer Eltern vertraut, im Gegensatz zu diesen aber könne sie den Zusammenhang sehen und verstehen. Und dann kam der Satz, der mich überraschte: «Ich habe mich von meinen Eltern getrennt.»

Wir verabredeten uns zu einem ausführlichen Gespräch in ihrer Heimatstadt mitten im Ruhrgebiet. Tina Grossschmitt lebt allein und ist kinderlos. Beruflich befindet sie sich auf der Erfolgsspur. Als Informatikerin leitet sie ein Team in einem grossen Software-Konzern. Mir gegenüber zeigt sie keine Scheu, über Intimes zu reden. Ihr Übergewicht ist unübersehbar. Ohne Umschweife kommt sie auf ihre Essstörung und deren Hintergründe zu sprechen: «Essen war ein Riesenthema in meiner Familie. Hunger als Strafe, Essen als Strafe. Vater schickte mich als Kind oft hungrig ins Bett.» Und sie fügt hinzu, bis heute brauche sie etwas zu knabbern am Bett – schlecht für die Zähne, aber eine grosse Beruhigung.

Eine typische Suchtfamilie

Vor einigen Jahren wollte sie eine Selbsthilfegruppe für Essgestörte aufsuchen, aber keine Gruppe schien ihr geeignet zu sein. Stattdessen fand sie eine gute Therapeutin. Wie sie mir kurz skizziert, stammt sie aus einer typischen Suchtfamilie. Sie sagt: «Vater ist ein aggressiver Säufer. Mutter ist total von ihm abhängig. Sie macht keinen Schritt ohne ihn.» Ihre Eltern seien unerträglich gewesen, vor allem der gewalttätige Vater, der von ihrer Mutter in keiner Weise gebremst worden sei, fügt sie hinzu. Seit drei Jahren besteht kein Kontakt mehr – auch von Seiten der Eltern kein Versuch, die Verbindung zur Tochter wieder aufzunehmen. Tina ist ihr einziges Kind.

Einen Grossteil ihrer knappen Freizeit verbringt sie mit der Betreuung ihrer inzwischen 90-jährigen Grossmutter. «Ich helfe ihr in der Wohnung und mache für sie Besorgungen. Oma soll nicht ins Heim.» Tina liebt ihre Grossmutter und sieht sie gleichzeitig realistisch. Dass diese Zeit ihres Lebens versuchte, anderen Menschen ihren Willen aufzudrängen und dass sie auch heute noch manipuliert, sieht die Enkelin inzwischen mit einem gewissen Abstand. «Ich lasse mir kein schlechtes Gewissen mehr machen, wenn Oma jammert: Nie hast du Zeit für mich!» Auffallend dabei sind für Tina immer wieder die Ähnlichkeiten dieses Verhaltens der Grossmutter und das von deren Tochter, Tinas Mutter.

Die Grossmutter wohnt nur drei Minuten Fussweg von Tinas Elternhaus entfernt. Aber sie versichert mir, die Nähe zu Mutter und Vater störe oder irritiere sie nicht mehr. Manchmal wisse sie gar nicht, ob die Eltern, die sechs Monate im Jahr im Ausland verbringen, daheim seien oder schon wieder verreist. Auf meine Nachfrage betont sie: «Es ist mir nicht mehr wichtig.»

Um eine so aussergewöhnliche Grenzziehung gegenüber den Eltern nachzuvollziehen, muss man wissen, dass Tina schon in sehr jungen Jahren auf sich allein gestellt war. Nicht nur die Mutter sah sich ausserstande, ihre Tochter vor dem prügelnden Vater zu schützen, auch Tinas Grosseltern, die Eltern ihrer Mutter, liessen das Enkelkind im Stich. Wenn der Vater anfang zu brüllen, verzogen sich die Grosseltern in ihre eigene Wohnung. Später, als Tina erwachsen war, nannten sie ihr als Begründung: «Da kann man nichts machen. Da darf man sich nicht einmischen.» Tina litt Todesangst, wenn ihr Vater auf sie einschlug – einmal würgte er sie sogar. Kleinigkeiten konnten einen Tobsuchtsanfall auslösen, zum Beispiel, weil sie das gemähte Gras nicht ordentlich geharkt hatte. Den Nachbarn blieb die Brutalität des Vaters nicht verborgen. Sie entschlossen sich, wegzuschauen. «Das waren anständige Bürgersleute», erläutert Tina Grossschmitt.

Sie wollte die Mutter retten

Ihr Vater war von Beruf Fliesenleger, die Mutter hatte ursprünglich als Verkäuferin in der Haushaltswarenabteilung eines Warenhauses gearbeitet. Aber ihr Mann wollte nicht, dass seine Frau berufstätig war, und so gab sie die Stelle wieder auf. «Jemanden wie meine Mutter nenne ich ein erzogenes Opfer», sagt die Tochter und beschreibt sie als einen Menschen voller Angst, der nie auffallen wollte, der sich sogar scheute, beim Kellner eine Bestellung aufzugeben. «Mutter glaubte, die Welt ist schlecht und die Menschen sind böse. Sie kam mir immer hilflos vor. Seit ich denken kann, sah ich meine Aufgabe darin, sie zu retten.» Auch habe die Mutter ihr als Tochter viele Schuldgefühle vermittelt und sie damit unter Druck gesetzt. Gleichzeitig nahm die Mutter durch kaum merkbare subtile Manipulationen durchaus Einfluss auf das Familiengeschehen, eine Art unsichtbare Macht, die allerdings Tina kaum je zugute kam, sondern sie eher zu Anpassung und Unterordnung trieb. Tina Grossschmitt sieht inzwischen auch ihren Vater als «schwach und ängstlich». Im Grunde, sagt sie, sei er ein Versager, einer, der mit seinem Leben nicht zurechtkommt, ein Verlierer. Heute leben ihre Eltern die Hälfte des Jahres in einem Balkanland. «Dort haben sie sich eine heile dörfliche Welt aufgebaut. Ihr Ansehen gründet sich auf den höheren Wert der deutschen Rente – dort gehören sie zu den besser gestellten Leuten», meint die Tochter. Zu Hause, fügt sie hinzu, hätte sich der Vater zunehmend mit allen Menschen angelegt. Er habe in jeder Gesellschaft Streit angefangen. Ganz früher, betont sie, seien ihre Eltern sehr gesellig gewesen; als Kind sei sie deshalb von Gleichaltrigen beneidet worden.

Ihr Vater, 1939 geboren, ist ein Flüchtlingskind aus dem Sudetenland. Dessen Vater war Mitglied der SA. Er soll seine beiden Kinder, wie Tina erfuhr, furchtbar geschlagen haben. Ihre Mutter stammt aus dem Ruhrgebiet und kam während der Evakuierung in Sachsen zur Welt. 1944 kehrte deren Mutter mit

ihren Kindern in die Heimatstadt zurück. Die Luftangriffe auf das Ruhrgebiet gingen weiter. Nachts bombardierten die Engländer, am Tag die Amerikaner – eine ständige Bedrohung auch für diejenigen, die nicht in unmittelbarer Nähe der Hauptangriffsziele lebten. Dann war der Krieg zu Ende und das Hungern begann. Tinas Grossvater stahl, wie damals üblich, Kohlen und tauschte sie gegen Mehl ein. Man ernährte sich recht und schlecht aus dem Gärtchen. «Meine Oma kann bis heute keine Mohrrüben mehr sehen», erzählt Tina, die sich viele Berichte über die damalige Zeit angehört hat. Daher weiss sie auch, dass im Frühjahr 1945 in eben diesem Gärtchen Hitlers «Mein Kampf» und die Wehrmachtsuniform des Grossvaters verbrannt wurden.

Zeitsprung: 1970 wird Tina Grossschmitt geboren, und schon bereitet sie ihrer Mutter, die um keinen Preis auffallen will, Schwierigkeiten. Baby Tina hat ein unübersehbares Muttermal auf dem Kopf. In den ersten zwei Lebensjahren, bis ihr dichtes Haar gewachsen ist, wird ihr stets ein Mützchen aufgesetzt, «wegen der Leute». Tina Grossschmitt erzählt mir, sie sei nicht gestillt worden, was durchaus dem damaligen Zeitgeist entsprach. Es wurde propagiert, Trockenmilch sei gesünder als Muttermilch.

Als Säuglinge dressiert wurden

Etwas anderes muss man sich aus jener Zeit ins Bewusstsein rufen: Noch in den siebziger Jahren gehörte es zum Credo der modernen Medizin, dass einer Mutter nach der Entbindung vor allem Erholung zu gönnen sei. Ruhe sollte sie haben – auch Ruhe vor ihrem Kind. Das begann bereits während der Entbindung. Viele Mütter erlebten den Moment der Geburt nicht bewusst, weil man sie unter starke Medikamente gesetzt hatte. Die Distanz zum Kind setzte sich auf der Wöchnerinnenstation fort. Das Neugeborene durfte Mama nur zur Essenszeit besu-

chen. Nahrung erhielt es nicht dann, wenn es Hunger hatte und schrie, sondern gefüttert wurde nach einem strengen Plan, der dem Krankenhausrhythmus angepasst war. Das wurde von fast allen Beteiligten als normal empfunden. Ruhe, Hygiene und medizinische Kontrolle hatten absolute Priorität. Natürlich gab es auch Mütter, die sich dem widersetzten, aber sie blieben eine Ausnahme. Junge, unerfahrene Frauen beugten sich in der Regel der ärztlichen Autorität, egal, wie sehr sie sich nach ihrem Kind sehnten.

Dann setzte langsam das Nachdenken darüber ein – im Westen Deutschlands eher als im Osten –, dass die Nähe zwischen Mutter und Neugeborenem womöglich einem natürlichen Bedürfnis entspringen könnte. Den meisten Geburtsmediziner war die Vorstellung einer gemeinsamen Unterbringung von Mutter und Kind so fremd, dass sie sich dafür ein englisches Wort ausliehen, «rooming in». Heute sind Mutter-und-Kind-Stationen Standard in jedem Krankenhaus. Niemand würde mehr zu bestreiten wagen, wie wichtig es für eine stabile Beziehung ist, dass die Mutter ihr Kind kurz nach der Geburt in den Arm gelegt bekommt. Doch heute denkt kaum jemand mehr daran, dass es einmal völlig anders war. Das wäre zu bedenken, wenn Menschen der 60er-Jahrgänge über eine schwierige Beziehung zur Mutter klagen. Nicht alles ist dem Krieg und seinen Folgen geschuldet. Die im Nationalsozialismus propagierte Dressur von Kindern – wobei das Erziehungsbuch von Johanna Haarer «Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind»²⁰ den verheerendsten Einfluss hatte –, hinterliess auch in den beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften deutliche Spuren.

Die Trennung von Mutter und Neugeborenem, die rigiden Stillzeiten und die weit verbreitete Vorstellung, man müsse ein Kind brüllen lassen, dann werde es sich am ehesten beruhigen, trugen zu massiven Verunsicherungen am Lebensbeginn bei. Wenn viele Kriegsenkel heute sagen, ihnen fehle ein Grundgefühl von Geborgensein, dürfen die damals vorherrschenden

Einstellungen in der Geburtsmedizin und in der frühkindlichen Erziehung nicht ausgeblendet werden.

Das brüllende Kind

Tina Grossschmitt gehörte, wie sie mir berichtete, zu den Kindern, die man brüllen liess, aber ohne Erfolg. Sie beruhigte sich nicht! «Ich war als brüllendes Kind für die Eltern so entsetzlich», erklärt sie mir, «dass sie kein zweites wollten, was sie mir gegenüber immer wieder vorwurfsvoll äusserten». Mit sechs Jahren wurde sie aus der gemeinsamen Wohnung ausquartiert. Ihr Zimmer war fortan die Mansarde. Sie erhielt einen eigenen Schlüssel. Anpassungsfähig wie sie war, richtete sie sich in ihrem eigenen Reich ein und entdeckte auch Vorteile. Sie führte schon früh ein Doppelleben. In ihrer Mansarde blieb sie unentdeckt, wenn auch nicht unkontrolliert. Durch ein Babyphon wurde sie jahrelang dauerüberwacht, was sie erst mit etwa 15 Jahren beenden konnte. Sie spielte die Rolle des «perfekten Kindes», wie sie sagt. Mit zehn Jahren fing sie an, heimlich zu essen, genauer, sich voll zu stopfen. Im Beisein des Vaters spielte sie die Unempfindliche; sie gewöhnte sich das Weinen ab, wenn er sie schlug oder demütigte. «Er sollte mich nicht weinen sehen. Diesen Triumph gönnte ich ihm einfach nicht.»

Später leugneten beide Eltern die Misshandlungen ihrer Tochter. Sie sagten: «Das hast du dir alles eingebildet. Du übertreibst masslos. Das Gegenteil ist richtig: Du bist von uns nur verwöhnt worden. Welches Kind hat es so gut gehabt wie du?»

Dass sie materiell verwöhnt wurde wie kaum ein anderes Kind, dem stimmt Tina Grossschmitt voll zu. Der Sommerurlaub am Meer – eine Selbstverständlichkeit. Man hat ihr das Abitur und Studium ermöglicht. Sie wurde mit Geschenken überschüttet. «Es waren so viele, dass ich mich als Jugendliche dagegen wehrte», erzählt sie. «Ich wollte ja etwas anderes von

den Eltern, Wärme und Aufmerksamkeit, aber das gab es nicht.» Und was auch noch zu jenen Jahren gehört: «Ich habe mir immer eine Zwillingsschwester an die Seite geträumt, wollte nicht alleine dem ganzen Wahnsinn ausgeliefert sein, wenigstens einen Menschen haben, der mich und meine Situation verstand.»

Tina Grossschmitt hat inzwischen genügend Selbstbewusstsein erworben, um sich von der Sichtweise ihrer Eltern nicht mehr irritieren zu lassen. Sie hat die Einstellung: «Ich will nicht mehr weggucken.» Als sie genügend innere Stärke gesammelt hatte, beschloss sie einen entscheidenden Schritt. Sie wollte ihren Eltern ins Gesicht sagen, dass sie sich von ihnen trennen werde. Wieder erfasste sie die Todesangst vor ihrem cholertischen Vater. «Aber ich war gut gewappnet», berichtet sie. Freunde wussten, was sie vorhatte. Sollte Tina sich zwei Stunden nach dem Treffen mit ihren Eltern nicht zurückgemeldet haben, würden die Freunde die Polizei einschalten. «Ich habe zur Vorsicht meine Sportbrille angezogen, damit kein Glas splittert, sollte Vater mir ins Gesicht schlagen», fügt sie hinzu.

Die letzte Begegnung der drei Mitglieder der Familie Grossschmitt verlief ohne körperliche Gewalt, aber von einer Annäherung konnte keine Rede sein. Tina sagt, sie hab auch ihre Mutter nicht geschont: Sie sollte ja nicht glauben, er sei der Böse und sie die Gute – das Opfer, als das sie sich selbst sah. Der Kontaktabbruch zwischen Kindern und Eltern ist nicht vorgesehen. Unsere Sprache hat dafür keinen eigenen Begriff. Aber Tina wusste: So lange Mutter und Vater leugneten, was sie ihr früher angetan hatten, würde jede neue Begegnung den Schmerz ihrer Traumata wiederbeleben und ihre seelischen Verletzungen würden nicht heilen können.

Der Unfall

Kurze Zeit später geschah ein Unfall, den Tina ihrem seelischen Stress zuschreibt. Während sie unter der Dusche stand, brach sie wie vom Blitz getroffen zusammen. Sie schlug mit dem Genick auf dem Wannенrand auf und erlitt erhebliche Verletzungen. Als Kind hatte sie sich Schmerzunempfindlichkeit antrainiert. Doch nun funktionierte die psychische Betäubung nicht mehr. «Meine Schmerzen waren einfach unbeschreiblich.» Neun Monate war sie danach arbeitsunfähig. Drei Jahre liegt die Trennung von den Eltern zurück. Für Tina Grossschmitt war es die richtige Entscheidung. Sie fühlt sich befreit, die Heilung schreitet in kleinen aber in der Summe bedeutenden Schritten voran. «Ich bin stolz darauf, was ich geschafft habe», sagt sie, «auch wenn mich die Traurigkeit über meine Erfahrungen manchmal einholt.» Sie denkt eine Weile nach, dann fügt sie hinzu: «So positiv ich mich mittlerweile spüre, so kraftvoll ich mein Leben lebe, so kenne ich aber auch die Phasen oder Momente tiefer Selbstzweifel und Verzweiflung. Nur stark bin ich sicherlich nicht. Die Botschaft, nicht erwünscht bzw. als Person nicht liebenswert zu sein, wirkt noch immer in der Tiefe meiner Seele nach.»

Ich frage sie, was sonst noch geblieben ist von den Schreckenseiten ihrer Kindheit. Sie nennt die Angst vor betrunkenen aggressiven Männern und vor freilaufenden Hunden, beides für sie gleichbedeutend mit unkontrollierter Aggression. Weiterhin wird sie von einem starken Kontrolldrang gesteuert, was ihrem Privatleben nicht immer gut bekommt. Liebe und Kontrolle schliessen einander aus. Beruflich steht sie besser da denn je. Ihre Chefs sind voller Anerkennung.

Dreizehntes Kapitel

ALS DIE HOCHZEIT ABGESAGT WURDE

Ein beharrliches Paar

Wenn Anna Behrend* und Jochen Glaser* eine Medaille verdient haben, dann die für Ausdauer und Beharrlichkeit. Seit sieben Jahren sind sie ein Paar. Mal wohnten sie zusammen, dann wieder nicht. Kein Wunder, dass Freundinnen und Freunde irgendwann stöhnten: «Gebt doch endlich auf. Ihr passt nicht zusammen!» Anna und Jochen aus Frankfurt taten das Gegenteil. Vor kurzem bezogen sie erneut eine gemeinsame Wohnung. Inzwischen nehmen sie sogar regelmässig an einem «Beziehungs-Coaching» teil. Es entsprach dem dringenden Wunsch von Anna, und es kostete Jochen erhebliche Überwindung zuzustimmen. Er tat es, weil er sie liebt und sie nicht verlieren wollte. Inzwischen benutzt er nicht nur den Begriff «Coaching», er spricht von ihrer gemeinsamen «Paar-Therapie». Hätte ein Hellseher ihm das vor ein paar Jahren vorausgesagt, Jochen hätte nur höflich den Kopf geschüttelt und bei sich gedacht: Dieser Mann hat keine Ahnung, wen er da vor sich hat.

Nie wäre der Ingenieur und Brückenbauer auf die Idee gekommen, eine psychotherapeutische Praxis aufzusuchen und erst recht keinen Hellseher. Jochen Glaser, 45 Jahre alt, ein gut verdienender Beamter, ist Leiter einer behördlichen Dienststelle. Neuen Herausforderungen stellt er sich gern. Berufsbegleitend hat er noch zwei weitere Studiengänge und eine Reihe von Zusatzausbildungen abgeschlossen. Fast nie macht er Urlaub. Er braucht die Zeit, um Lehrveranstaltungen zu besuchen oder um sich auf eine Prüfung vorzubereiten. Und seine Vorgesetzten danken es ihm. Jedes Mal, wenn er ein Examen hinter sich hatte, wurde er befördert. Verzögerungen oder gar Sackgassen auf dem Karriereweg hat er nicht kennen gelernt.

Anna Behrend arbeitet als Ärztin in einer privaten Klinik für

Suchtkranke: 30-Stunden-Woche, geringes Einkommen, ohne interessante Berufsperspektive an ihrem derzeitigen Arbeitsplatz. Sie fühlt sich unterfordert. Seit kurzem macht sie eine Ausbildung zur Familientherapeutin. Vielleicht wird sie sich eines Tages selbständig machen. Sie hat das Gefühl: Wenn sie nicht jetzt, mit Anfang Vierzig, endlich den Hebel umlegt, dann kann sie ihren Traum von einem interessanten, gut bezahlten Beruf streichen – und sie wird im Alter von ihrer Rente kaum leben können. Noch immer kämpft sie mit Selbstzweifeln. Manchmal wünscht sie sich, ihr Freund könnte ihr etwas von seiner unerschütterlichen Zuversicht abgeben. Im Unterschied zu ihm glaubt sie keineswegs alles hinzukriegen, was sie sich vornimmt.

Jochen Glaser, der sich in der Welt der Fakten heimisch fühlt, fand das Procedere im Rahmen einer Paartherapie sehr befremdlich, und das erklärt er mir so: «Unsereins erwartet doch, dass er nach einer Fachbesprechung ein Protokoll zugeschickt bekommt, das die wichtigsten Punkte und Lösungsvorschläge festhält. Ich bin nun mal ergebnisorientiert.» Er sah keinen Sinn darin, sich mit Fragen zu befassen, auf die es keine konkreten, sondern nur «gefühlte» Antworten gibt. «Aber andererseits sah ich das glückliche Gesicht von Anna, weil sie wirklich daran glaubt, dass uns diese Therapie miteinander weiterbringt. Inzwischen ist es aber auch für mich okay, weil ich erkannt habe: Über bestimmte Dinge können wir zwei allein – also ohne Begleitung – nicht reden.» Er hat entdeckt, dass das Aussprechen widersprüchlicher Gefühle und gegenseitiger Erwartungen auch ihm gut tut, gelegentlich jedenfalls. «Anna hat ihre Welt, und ich habe meine Welt, doch die Schnittmenge wird langsam grösser.»

Sie könnten Geschwister sein

Wie zu erwarten drückt seine Lebensgefährtin den gleichen Inhalt auf andere Weise aus: «Es ist beglückend zu merken, dass wir uns beide bewegt haben.» Heute könnten sie auch ihre Gemeinsamkeiten erkennen. Früher hätten sie fast ausschliesslich darauf gestarrt, dass sie beide so unterschiedlich seien. Mein erster Eindruck von ihnen entspricht dem allerdings nicht. Sie sind beide hoch gewachsen, gleich schlank und blond. Anna trägt ihr Haar fast so kurz wie Jochen. Beide sind im Gespräch wach und lebhaft. Sie könnten Geschwister sein.

Als ich sie in Frankfurt besuche, führen sie mich als erstes in ihrer frischbezogenen Wohnung herum. Nur wenige Möbelstücke stehen im Wohnzimmer. So akkurat kann es nur in einer kinderlosen Umgebung aussehen. Vom Balkon aus erkennt man einen kleinen Abschnitt der Alten Brücke. Jochen Glaser sagt, der Anblick freue ihn jedes Mal aufs Neue. Warum das so ist, erschliesst sich mir erst, als er mich vor eine Wand in seinem Arbeitszimmer führt. Sechs Abbildungen zeigen die unterschiedlichen Konstruktionen der Mainbrücke vom 13. Jahrhundert bis heute. Kontinuität und Wandel sind für den studierten Brückenbauer kein Widerspruch. Davon zeugt eine ganze Wand mit Zertifikaten und Urkunden. Das Sammeln von Qualifikationen ist offensichtlich sein Hobby. Ein weiteres Dokument verweist auf seine vier Jahre bei der Bundeswehr. Jochen Glaser war nicht irgendwo und irgendwer, sondern Offizier einer Elitetruppe, genauer: Fallschirmspringer in einer Fernspähkompanie. Das seien diejenigen, erklärt er mir, die bis 200 Kilometer hinter den Kampflinien im Feindesland abspringen, mit dem Auftrag, die Lage auszuspähen. Völlig allein müssten sie sich durchschlagen, daher die Einzelkämpferausbildung. «Bei den Fallschirmspringern habe ich gelernt, extreme Angst zu überwinden und im grossen Umfang Verantwortung zu übernehmen», fügt er noch hinzu. «Dort bin ich erwachsen geworden.»

Die Männer in Annas Freundeskreis haben überwiegend Zivildienst geleistet. Nie und nimmer hätten Jochen und Anna sich über eine Partnerschaftsbörse im Internet kennen gelernt. Ihre Profile wären einfach nicht kompatibel gewesen. Sie erzählen mir, es grenze an ein Wunder, dass sie sich überhaupt über den Weg gelaufen seien. «Jochen hat auch keinen Hang zum Alkoholismus», sagt Anna mit einem leisen Lachen, «andernfalls wäre er vielleicht mein Patient geworden.» Das Paar lernte sich bei einer Fortbildung kennen, bei einem Rhetorikkurs. Anna Behrend, noch immer ohne Dokortitel, wollte ihre Angst vor öffentlichen Auftritten mildern. Sie wollte sich endlich trauen, Vorträge zu halten. Jochen Glaser dagegen spricht ausgesprochen gern vor Publikum; er wollte in dem Rhetorikkurs lernen, komplizierte Sachverhalte anschaulicher zu vermitteln. Anna und Jochen haben mir am Telefon gesagt, sie möchten getrennte Gespräche mit mir führen. Während ich mein Aufnahmegerät auf den Tisch stelle, verabschiedet sich Anna. Sie hat einen Termin bei ihrer Psychotherapeutin. Es beunruhigt sie mehr als erwartet, an einem Projekt beteiligt zu sein, in dem es nicht nur um die Veröffentlichung eines Teils ihrer eigenen Geschichte, sondern auch die ihrer Familie geht. Auf keinen Fall möchte sie als erwachsene Frau den Eindruck erwecken, sie wolle – um sich selbst zu entlasten – Mutter oder Vater schlecht machen. Obwohl Anna Behrend weiss, dass ihre Eltern nichts davon erfahren werden, es sei denn, sie selbst enttarnt die Anonymisierungen, befürchtet sie, man werde sie durch einen dummen Zufall identifizieren und ihr «Familienverrat» vorwerfen. Ihre grösste Angst hat sie in dem Satz zusammengefasst: «Ich stelle mir vor, ich stehe am Pranger und werde wieder einmal aus meiner Familie ausgestossen.» Gleichwohl, hat sie mir versichert, wolle sie unbedingt bei dem Buchprojekt mitmachen. Sie sei in dieser Hinsicht absolut entschieden. Ich weiss von Anna, dass sie im regen E-Mail-Kontakt mit anderen «Kriegsenkeln» steht. Sie hatten ihr, als sie ihre Ängste ansprach,

alle den Rücken gestärkt, im Sinne von: Uns würde es ähnlich gehen, aber das darf uns nicht daran hindern, offensiv mit dem Thema umzugehen – so ein Buch ist wichtig.

Ich bin stolz auf meine Eltern

Ihr Lebensgefährte hat vergleichbare Probleme nicht. Mit seinen Eltern ist er vollkommen im Reinen. Er sagt: «Ich bin stolz auf meine Mutter und meinen Vater.» Durch Anna hat er die Bekanntschaft mit Gleichaltrigen gemacht, die, wie seine Freundin, das Thema Eltern wie eine schwere Last mit sich herumtragen. Es fällt ihm nicht leicht, zu hören, wie viele Spannungen zwischen den Generationen herrschen. Er begreift nicht, warum erwachsene Menschen sich nicht in der Lage sehen, mit ihren alt gewordenen Müttern oder Vätern einen friedlichen Umgang zu pflegen. Trotz unzähliger Gespräche, die er darüber mit Anna führte, überzeugt es ihn nicht, dass der Faktor Krieg, bzw. unverdaute und vor allem unbeachtete Kriegsfolgen an dem Unfrieden massgeblich beteiligt sein sollen.

Über seine Mutter Ursula Glaser* sagt er: «Für sie habe ich eine ganz tiefe Bewunderung, wenn ich sehe, wie sie ihr Schicksal gemeistert hat. Damals, nach der Flucht, gab es keine Selbsthilfegruppen und keine Therapie. Dennoch hat sie etwas aus ihrem Leben gemacht. Ich verdanke ihr viel. Sie war nicht verbittert, auch nicht resigniert, als sie vor einem halben Jahr starb.»

Die Mutter wurde 1931 in Ostpreussen geboren. Ihre Familie war arm. Zu einem eigenen Hof hatte es der Vater nicht gebracht. Er arbeitete für einen Gutsbesitzer. Für seine Frau und seine sechs Kinder reichte der Verdienst, den er heimbrachte, gerade zum Überleben. Jede Anschaffung, die den Rahmen des Notwendigsten gesprengt hätte, wäre unbezahlbarer Luxus gewesen. Zu Weihnachten gab es «Apfel, Nuss und Mandelkern»,

wie es in dem alten Lied heisst. Die sechs Geschwister teilten sich ein Fahrrad. Zur Schule ging man zu Fuss, 12 Kilometer, auch bei Regen und Schnee. Die Schuhe waren nicht wasserdicht. In einer solchen Kindheit ist Frieren etwas völlig Normales. Wie es möglich wurde, dass Ursula in einer entfernten Stadt eine höhere Mädchenlehranstalt besuchen konnte und wem die unerwartete Bildungschance zu verdanken war, ist in der Familienchronik nicht überliefert.

Bis die Rote Armee einmarschierte, blieben die Ostpreussen vom Krieg weitgehend verschont. Ab Januar 1945 hiess es, rette sich, wer kann. Eine beherzte Lehrerin von Ursula entschied, mit der ganzen Klasse Richtung Westen zu flüchten. Die Schülerinnen schafften es bis nach Mecklenburg. Dann war an eine Weiterreise nicht mehr zu denken, auch nicht an eine gemeinsame Unterkunft und Verpflegung. So kam es, dass sich Jochens Mutter mit 14 Jahren völlig allein durchschlagen musste.

Sie arbeitete auf einem Bauernhof. Um halb fünf aufstehen, die Kühe melken, den Ackerboden mit dem Handpflug bearbeiten. Lohn gab es für die Schufferei nicht, nur etwas zu essen und ein Dach über dem Kopf. «Typisch für meine Mutter ist», sagt Sohn Jochen mit Bewunderung in der Stimme, «dass sie nie über diese schwere Zeit geklagt hat.» Vermutlich hielt sie sich damals an dem Gedanken fest: «Ich lass mich nicht unterkriegen!»

Es dauerte eineinhalb Jahre, bis ihr Vater sie auf dem Mecklenburger Bauernhof ausfindig machte. Bei Nacht überquerten sie die grüne Grenze zwischen der russischen und der englischen Zone. Die Familie fand in einem kleinen Ort in Niedersachsen wieder zusammen. Nur einer fehlte. Ein Bruder hatte sich in den letzten Kriegstagen freiwillig zur Wehrmacht gemeldet. Seine Eltern waren entsetzt gewesen. Nun gehörte der Bruder zu den Millionen vermissten Männern dieses Krieges.

Neubeginn im Rheinland

Ursula besass keinen Schulabschluss, keine Ausbildung und hatte damit grundsätzlich schlechte Karten bei der Arbeitssuche. Anfang der fünfziger Jahre schrieb ihr eine ältere Schwester aus dem Rheinland, dort würden Leute gesucht, die zupacken könnten. Sie wurde als Verkäuferin in einem renommierten Damenbekleidungsgeschäft in Köln angestellt. Darauf, sagt ihr Sohn, sei sie Zeit ihres Lebens stolz gewesen. Aber für die junge Frau aus Ostpreussen hatte das Rheinland noch mehr zu bieten: In einem Tanzcafe lernte sie Hans Glaser*, ihren späteren Mann, kennen. Damit begannen für Ursula die guten Jahre.

Im Jahr 1957 – die Sowjetunion hatte gerade als ersten Satellit ihren Sputnik ins All geschickt – wurde geheiratet. Jochen zeigt mir ein Foto von der standesamtlichen Trauung. «Da sieht man, wie verliebt mein Vater meine Mutter anschaut.» Eine gute Partie war der zwei Jahre jüngere Fabrikarbeiter nicht. Doch er sah blendend aus, er besass grossen Charme, und er lachte gern. Seine gute Laune war ansteckend. Der Mann, der sie zum Lachen brachte, wendete Ursula Glasers Leben zum Guten. Ihre Erinnerungen an schwere Zeiten verblassten. Hans Glaser war eine rheinische Frohnatur mit grossem Unterhaltungstalent. Egal, welchen Raum er betrat, er stand in kürzester Zeit im Mittelpunkt. «Keiner konnte so gut Witze erzählen wie Vater», sagt Jochen stolz. «Davon erzählen sie in der Verwandtschaft noch heute.»

Hans Glaser lebte und starb in der Kleinstadt, wo er 1933, im Jahr der Machtergreifung, auf die Welt gekommen war. Hier wurde er eingeschult, hier ging er zu den Treffen der Hitlerjugend, woran er sich später gern erinnerte, weil sie Abwechslung im Alltagstrott bedeutet hatten. Sein Vater hatte eine sichere Stelle – ein Glücksfall für die Familie in Zeiten grosser Arbeitslosigkeit. Er war Buchhalter bei der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV), einer Gründung der NSDAP,

nachdem die Arbeiterwohlfahrt verboten worden war. Für das Kind Hans Glaser bedeutete Krieg vor allem Luftkrieg über Jahre hinweg. Die mittelalterliche Innenstadt wurde komplett zerstört. Im letzten Kriegsjahr wurde sein Vater noch eingezogen. Der Buchhalter kam zur Waffen-SS – nicht freiwillig, wie sein Enkel glaubt, sondern als Folge eines Zwangseinzugs. Bei Kriegsende geriet er in amerikanische Gefangenschaft. Jochen Glaser weiss darüber nichts Genaues: «Grossvater war ein freundlicher, stiller Mann. Er hat nie darüber gesprochen.» Seinem Enkel ist bekannt, dass gefangene Angehörige der Waffen-SS mit den Leichenbergen in den befreiten Konzentrationslagern konfrontiert wurden. Die Amerikaner zwangen sie, die Toten zu bestatten. Angeblich war der Grossvater im KZ Dachau gewesen. Jochen kennt seine Entnazifizierungsakte; dort ist er als «Mitläufer» eingestuft. Sein Wunsch war, weiter im öffentlichen Dienst zu arbeiten, aber er wurde nicht übernommen. Zu begreifen ist das nicht, wenn man bedenkt, dass die bundesrepublikanische Justiz keinerlei Probleme mit der Übernahme von ehemaligen Nazi-Richtern hatte. Wollte die Verwaltung seiner Stadt, in der jeder jeden kannte, grundsätzlich keine früheren NSV-Leute in ihren Reihen haben? Befürchtete man, sie könnten den Betriebsfrieden stören? Gab es alte Rechnungen zu begleichen? Familienforschung im Zusammenhang mit der NS-Vergangenheit fördert häufig Ungereimtheiten zu Tage, die nach so vielen Jahrzehnten nicht mehr geklärt werden können. Fest steht: Der Grossvater wurde Fabrikarbeiter, wie später auch dessen Sohn Hans. Die Männer arbeiteten in drei Schichten. Beide starben jeweils mit Anfang fünfzig an Lungenkrebs.

Der Abstieg einer Familie

Jochen, der letzte in der Generationenkette, schildert seinen Vater als einen unpolitischen Menschen. Dass der als Kind an den Führer glaubte, ist sehr wahrscheinlich, denn etwas anderes als NS-Propaganda lernte er nicht kennen. Zwölf Jahre war er alt, als der Krieg verloren war, als – zumindest aus der Kinderperspektive – das Volk der vermeintlichen Sieger von einem Tag zum anderen zu einem Volk der Bettler wurde, als sein Vater beruflich abstieg, als aus der bürgerlichen Familie eine Arbeiterfamilie wurde. Darüber hat Hans Glaser später nicht geredet. Ob er überhaupt Worte dafür gefunden hätte?

Er entwickelte keinen beruflichen Ehrgeiz. Die Schulnoten seiner beiden Söhne interessierten ihn nicht sonderlich. Er fand, es reiche aus, seinen Lebensunterhalt zu verdienen – darüber hinausgehende Anstrengung lohne sich nicht. Es ginge viel mehr darum, die guten Seiten des Lebens zu geniessen. «Genau genommen war Vater sehr bequem», stellt Jochen fest. Wenn Hans Glaser etwas gelernt hatte aus den schwierigen Zeiten, als alles zusammenbrach, dann dies: dass vorausschauendes Planen nichts bringt. Seine Lebensphilosophie drückte er so aus: «Et kütt wie et kütt», (es kommt, wie es kommt) und «Et hätt noch immer joot jejange» (Es ist noch immer gut gegangen). Diese Sprüche stehen noch heute in Köln und Umgebung hoch im Kurs – handelt es sich doch hierbei um das 1. und 2. «Rheinische Grundgesetz». Hans Glaser war nicht religiös, andernfalls hätte er vielleicht aus den Sprüchen Salomo zitiert: «Da merkte ich, dass es nichts Besseres gibt als fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben. Denn ein Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut bei all seinen Mühen, das ist eine Gabe Gottes.»

Falls Ursula Glaser lieber einen erfolgreicherer Mann an ihrer Seite gehabt hätte, muss sie diesen Wunsch sehr tief in sich vergraben haben. Nie hat ihr Sohn erlebt, dass sie dem Vater

deshalb Vorwürfe machte, auch keine stummen. Doch Ursula Glasers Erwartungen ihren Kindern gegenüber waren eindeutig. «Sie verstand es, mich und meinen Bruder zu motivieren», erzählt Jochen. «Sie setzte mich nicht unter Druck. Sie machte mir nur immer wieder klar: ‚Wenn du was haben willst, dann musst du dich entscheiden. Dir schenkt niemand was im Leben. Ich kann’s auch nicht für dich machen, du musst es schon selbst tun!‘»

Inzwischen zeigte der im Jahr der Eheschliessung erfolgte Sputnik-Start erhebliche Auswirkungen: Der «Sputnik-Schock», der der Regierung die Defizite der Forschung klar machte, löste in Westdeutschland eine Bildungsoffensive aus, von der vor allem Arbeiterkinder profitierten, so auch Jochen und sein älterer Bruder. Beide machten Abitur, beide studierten. Sie sind die ersten Akademiker in der Familie. «Meine Mutter hat sehr streng darauf geachtet, dass wir Abitur machen» sagt Jochen Glaser. «Auf dem Gymnasium hatte ich keine Probleme. Es gab nicht mehr die alten Vorbehalte gegenüber Arbeiterkindern. Ich bin gern zur Schule gegangen.» Er habe sich auch bei den Hausaufgaben gut konzentrieren können, und das, obwohl die Wohnung klein war und er bis zu seinem 14. Lebensjahr mit seinem Bruder ein Zimmer teilen musste. Dann gerät er regelrecht ins Schwärmen. «Wir hatten ein schönes Familienleben. Vater war ja sehr gesellig. Ständig war die Wohnung voll mit Leuten. Es war ein Phänomen: Vater konnte nichts vorweisen. Er hatte keinen Status, kein dickes Auto, keinen Dokortitel. Und trotzdem war er immer mittendrin. Seine erfolgreichen Schwäger mochten ihn sehr.»

Der Vater mied jede Prüfung

Was Jochen bedauert ist, dass der Vater sein Talent nicht noch mehr nutzen konnte. «Er hätte das Zeug zum Showmaster im Fernsehen gehabt. Dieser Humor! Er konnte Menschen wunderbar auf die Schippe nehmen, ohne Je verletzend zu sein. Er besass die Fähigkeit, andere Menschen zu beruhigen und Spannungen auszugleichen.» Wäre Hans Glaser in den sechziger Jahren zur Welt gekommen, hätte er sich womöglich später in der Comedy-Szene einen Namen gemacht. Nur hätte er auf keinen Fall die Nerven für ein Casting im Fernsehen gehabt. Er war kein Prüfungstyp. Er hielt es nicht aus, kritisiert zu werden. Deshalb scheiterte er auch beim Führerschein. «Während einer Fahrstunde», erzählt Jochen, «hat er plötzlich angehalten und ist ausgestiegen. Und das war's dann. Kein zweiter Versuch mehr. Unsere Mutter hat dann noch mit 45 Jahren den Führerschein gemacht und ihn im Auto kutschiert.»

Hans Glaser und seine Frau waren ein eingeschworenes Team. Er brachte sie zum Lachen und sorgte für gute Laune in der Familie. Ursula Glaser gab ihrem Mann Halt und erreichte, dass ihre Söhne einen beachtlichen beruflichen Ehrgeiz entwickelten. Am Ende ihres Lebens sah sie mit Bedauern, dass nicht alle ihre Erwartungen erfüllt worden waren: «Da habe ich zwei gut aussehende Söhne in die Welt gesetzt, aus beiden ist etwas geworden, und keinem ist es gelungen, mich zur Grossmutter zu machen».

Jochen Glaser gibt mir zu verstehen, bei ihm hätten tiefer gehende Gedanken über seine Eltern und seine Herkunft keine Rolle gespielt. Selbsterforschung war seine Sache nicht. Überlegungen zur eigenen Identität – Wie bin ich so geworden, wie ich bin? – interessierten ihn nicht. Das änderte sich erst in den Jahren mit Anna. «Sie stellte genau die Fragen, die ich mir nie gestellt habe», erzählt Jochen. «Sie sagte: Beschäftige dich doch mit dir und nicht mit einer weiteren Ausbildung. Also, auf die

Idee wäre ich von selbst gar nicht gekommen. Ich habe, bevor ich Anna kennen lernte, auch nichts vermisst.» Aus seiner Sicht habe er zielstrebig getan, was er wollte, und alles sei gekommen wie geplant. Heute frage er sich allerdings, warum er sich nie aus stark strukturierten, geordneten Umfeldern herausgewagt habe. «Sind die eigentlichen Gründe dafür vielleicht der Heimatverlust, die Vertreibung, das ‚Auf sich gestellt sein‘ meiner Mutter oder das Bombenchaos in der Kindheit meines Vaters?»

Für einen Ingenieur, der sich an harten Fakten orientiert, sind die «weichen Wirklichkeiten» der Psychologie eine bis heute schwer zu erfassende Kategorie. Ich frage ihn, ob seine Entscheidung, sich für vier Jahre in dem männlichen Top-Milieu der Bundeswehr zu verpflichten, möglicherweise aus seinem familiären Hintergrund zu erklären sei? Habe er sich vielleicht gezielt seiner Angst gestellt und Verantwortung übernommen, weil das Vorbild des eigenen Vaters gefehlt habe? «Kann sein», sagt er vorsichtig. «Auf jeden Fall habe ich in diesen Jahren Selbstvertrauen gewonnen.»

Jochen und sein Bruder hatten den Wunsch, der Mutter in der letzten Phase ihres Lebens soviel wie möglich zurückzugeben. Als klar war, dass sie sterben würde, wechselten sie sich am Krankenbett ab, so dass sie nie allein war. Einmal wachte sie auf und sagte nur diesen einen Satz: «Der Hans hatte in seinem Leben vor allem und jedem Angst.» Dann schlief sie wieder ein. Bis zu diesem Moment wären die Söhne nie auf die Idee gekommen, in ihrem Vater einen besonders ängstlichen Menschen zu sehen.

Seit seine Lebensgefährtin Anna sich mit den Folgen von Krieg und NS-Zeit in ihrer Familie beschäftigt, seit sie Informationen wie Mosaiksteinchen sammelt in der Hoffnung, dass sich irgendwann ein stimmiges Bild ergibt, hat sich Jochens anfängliche Skepsis in Interesse verwandelt. Nun hat auch er angefangen, sich intensiver mit der Vergangenheit seiner Fami-

lie zu befassen. Er räumt ein: «Es kann eigentlich auch nicht sein, dass meine Eltern, deren Kindheit und Jugend von soviel Schrecklichem geprägt waren, ihren Kinder nur Positives weitergegeben haben.» Wenn er, frage ich ihn, nicht nur Helles sondern auch Dunkles geerbt haben sollte, was könnten die Folgen sein? Vielleicht Kinderlosigkeit? Er schüttelt langsam den Kopf. Er glaubt, er sei deshalb nicht Vater geworden, weil es seine Lebensumstände nicht hergegeben hätten.

Früh geheiratet, schnell geschieden

Während seines Studiums hatte er geheiratet. Nach dem Examen stellte er fest, dass seine Ehe gescheitert war. «Das hat mich sehr deprimiert», bekennt er. «Ich bin ein konservativer Mensch, ich dachte, wenn ich heirate, dann hält das ein Leben lang.» Danach war Heiraten über viele Jahre kein Thema mehr. Das änderte sich erst, als er mit Anna zusammenlebte.

Im Jahr 2003 – da kannten die beiden sich 18 Monate – machte er ihr einen Heiratsantrag. Es dauerte ein weiteres Jahr, bis sie zustimmte, und noch einmal zwölf Monate, bis eindeutige Fakten geschaffen wurden. Sie verliessen die Grossstadt Frankfurt und bezogen im Taunus ein Haus mit Garten. In der Garage stand ein Van, den Jochen gegen sein Cabriolet eingetauscht hatte. Als das Datum der standesamtlichen Trauung feststand, setzte sich Anna hin und überlegte, wen sie zur Hochzeit einladen wollte. Das Nachdenken darüber stürzte sie mehr und mehr in Zweifel. «Sie bekam eine Art Zusammenbruch, und die Hochzeit wurde abgesagt», berichtet Jochen. «Alles andere wird sie wohl selbst erzählen.» Dann bietet er mir an, mich mit dem Wagen ins Hotel zu bringen. Als wir uns seinem Van nähern, sagt er bedauernd: «Wenn man gewusst hätte, wie alles so kommt, hätte man doch gut drei Jahre länger mit dem Cabriolet fahren können.»

Am folgenden Vormittag treffe ich Anna. Das Gespräch mit ihrer Therapeutin hat sie einmal mehr darin bestärkt, ihre Geschichte zu veröffentlichen. Wir sprechen über ihre Krise, die ausbrach, als sie die Liste der Hochzeitsgäste zusammenstellen wollte. Heute, drei Jahre danach, sagt sie: «Ich konnte es damals nicht formulieren, ich spürte nur eines: Ich kann nicht Ja sagen. Heute weiss ich, es war richtig so. Ich habe die Notbremse gezogen. Hätten wir damals geheiratet, wären wir heute nicht mehr zusammen.» Irgendetwas, das mächtiger war als sie selbst, hinderte sie daran, endlich in ihrem eigenen Leben anzukommen. Mit Ende 30 war es ihr trotz Therapie noch nicht gelungen, sich von ihrer Mutter zu lösen. Was blockierte sie? Ihre Eltern hatten eine katastrophal schlechte Ehe geführt, aber was hiess das schon? Sie kannte andere Gleichaltrige, die auch nichts anderes aus ihren Herkunftsfamilien kannten. Aber mit Anfang 30 war bei ihnen der Knoten geplatzt, sie hatten geheiratet und ein Kind in die Welt gesetzt – meistens in umgekehrter Reihenfolge – und manchmal war noch ein zweites Kind gefolgt.

Ankommen ist gefährlich!

Einmal, während einer Therapiestunde, entfuhr Anna der Satz: «Ankommen ist gefährlich!» Es klang paradox, aber die Worte gingen ihr nicht mehr aus dem Sinn. Dann sah sie einen Fernsehbeitrag über das Schicksal der deutschen Kriegskinder und sie erschrak. Das waren ja ihre Eltern! War ihre Mutter, ein Flüchtlingskind, je angekommen? Warum, fragte sich Anna, hatte sie nie darüber nachgedacht? Warum war es in der Therapie nie Thema gewesen? Seitdem, sagt sie, sei sie dabei, sich von einer Last zu befreien. Ein Teil davon stamme von ihrem Vater, der andere Teil von ihrer Mutter. Die Last trägt einen Namen: «die langen Schatten der Vergangenheit». Es sind die Schatten von Hitlerdeutschland, von Krieg und Fluchterfahrungen, von

Hunger und Armut. Die Ärztin Anna Behrend lebte, wie es für Angehörige der 60er Jahrgänge typisch ist, ohne Bezug zur Vergangenheit. Wie sollte es auch anders sein bei Menschen, die mit einer Überdosis an NS-Geschichte in der Schule und mit dem Schweigen im Elternhaus aufwuchsen?

Umso verblüffender war für Anna, was während eines Treffens ihrer Therapie-Ausbildungsgruppe geschah. Jemand hatte die Kriegsfolgen in seiner Familie zum Thema gemacht – und alle waren darauf angesprungen. Das ganze Wochenende wurde über nichts anderes mehr gesprochen. Dabei gab es wenig Spektakuläres zu berichten. Die Eltern waren in der Regel weder sonderlich streng gewesen, noch hatten sie ihre Kinder vernachlässigt. Es gab gemeinsame Urlaube und reichlich Geschenke zu Weihnachten. Es wurde zusammen gegessen, fern gesehen und bei «Wetten dass ...» mitgefiebert. Alle, die in der Ausbildungsgruppe davon erzählten, hatten ihr Familienleben als völlig normal empfunden, auch mit seinen Schwierigkeiten und Spannungen. Nirgendwo ein Hinweis, auch nicht von Verwandten und Freunden, dass etwas nicht stimmen könnte. Erst, als die Kinder erwachsen waren und sich weitgehend selbst aussuchen konnten, mit wem sie engeren Kontakt haben wollten und mit wem nicht, tauchten die ersten Fragezeichen auf. Nach und nach – häufig ein Prozess von vielen Jahren – entstand der Verdacht, das Prägende der Kindheit könne ein Defizit auf Seiten der Eltern gewesen sein: ein Mangel an tiefer gehenden Emotionen, ein Mangel an echter Aufmerksamkeit für die Kinder – auch ein Mangel an Wertschätzung, der sich später darin ausdrückte, dass sich die Eltern für die Welt ihrer erwachsen gewordenen Kinder nicht mehr sonderlich interessierten.

Ein tiefes Gefühl von Verlorenheit

«Wir alle in der Gruppe haben gemerkt: Es ist ein Riesenthema!», berichtet Anna Behrend. «Da sind so viele Parallelen in unseren Familien, auch im Verhalten der Eltern. Da ist eine Last, die aus einer Zeit stammt, als wir noch gar nicht geboren waren. Wir kämpfen mit unerklärlichen Ängsten, wir wissen nicht, wo unser Platz in dieser Welt ist. Wir vertrauen dem Leben nicht, wir wollen es mit aller Macht kontrollieren. Als ich sagte: ‚In mir ist oft ein tiefes Gefühl von Verlorenheit‘, haben fast alle genickt.»

Noch etwas anderes wurde sichtbar: Mit Anfang 30 glaubten die meisten, sie seien Spätzünder. Seit sie die Marke vierzig überschritten haben, können sie sich damit nicht mehr beschwichtigen. Stattdessen häufen sich die Selbstvorwürfe: Du hast doch nichts Schlimmes erlebt – was stellst du dich so an! Deine Ansprüche sind masslos! Du hast eine Riesenmacke! Du bist nun mal eine Versagerin!

Der Austausch zwischen den Teilnehmern des Ausbildungswochenendes führte zu einer grossen Erleichterung. Kaum je zuvor hatten sie anderen gegenüber den Verdacht geäussert, es könnte vielleicht ein Zusammenhang bestehen zwischen eigenen, unüberwindbaren Schwierigkeiten und den verschwiegenen Kriegserfahrungen der Eltern. Wenn doch, schien sich niemand in ihrem Umfeld dafür zu interessieren. Therapeuten meinten: «Mag sein, mag nicht sein. Aber warum soll das wichtig sein?» Freunde und Geschwister sagten: «Du spinnst doch! Das ist doch schon so lange her ...»

Anna weiss: Ihren Eltern kann sie mit solchen Gedanken erst recht nicht kommen. Sie würden nur verständnislos den Kopf schütteln. Dass Anna sich seit einiger Zeit für die Geschichte ihrer Familie interessiert, dass sie nach Stammbäumen fragt, das finden Mutter und Vater gut. Darin unterstützen sie ihre Tochter gern. Familienforschung zu betreiben ist erwünscht. Das Familienalbum darf sich nur nicht mit der unheilvollen

deutschen Geschichte überschneiden. Sobald Anna daran rührt, zucken die Eltern zurück. Fragen nach persönlichen Erlebnissen werden nur vage beantwortet. Begründung: «Man war ja noch so klein.» Mutter und Vater wurden 1940 geboren. Dass sie sich kaum an etwas erinnern können, empfinden sie nicht als Mangel sondern als Schutz. Auf keinen Fall wollen sie sich konkret vorstellen, was sie als Kleinkinder auf der Flucht oder im Luftschutzkeller erlebt haben mögen.

Grossmutter schrieb im Luftschutzkeller

Anna Behrend fand im Nachlass ihrer Grossmutter eine Geschichte, die diese als junge Frau während eines Bombenangriffs geschrieben hatte. Darin heisst es: «Es nimmt mein Kind des Krieges Gift im Spiele auf und wird es tragen in die jungen Tage. Nie wird der Frieden in der gleichen Unschuld lächeln wie Frieden früher es getan.» Die Grossmutter litt an Depressionen. Angeblich – so die Familienversion – lag das in ihrer ‚Natur‘ begründet. Dass sie bestimmte Kriegsereignisse nicht verkraftet haben könnte, wurde nie in Betracht gezogen. Anna weiss, mit ihren Eltern über die Geschichte der Grossmutter zu reden, wäre völlig unergiebig. Deren Haltung ist: Anna soll aufhören, sie zu löchern. Vielleicht, mögen sie denken, sucht unsere Tochter nur einen Anlass, um uns wieder einmal angebliche Erziehungsfehler vorzuhalten. Dabei hat Anna derartige Versuche längst aufgegeben. «Es bringt nichts», erklärt sie mir. «Meine Eltern können beide keine Kritik ertragen.» Weder wollen sie über ihre eigene Kindheit sprechen noch über die ihrer Tochter.

Anna Behrend hat alte Tanten und einen Onkel befragt, ohne nennenswerten Ertrag. «Ich habe ein paar Familienaneddoten gehört, die ich aber zum Teil schon kannte. Sobald sich unsere Gespräche in Richtung Nationalsozialismus bewegten, wurden

die Alten einsilbig.» Kürzlich besuchte sie ihre Heimatstadt Kiel, wo heute noch ihre Eltern leben. Sie war mit einer 90-Jährigen verabredet, einer guten Freundin ihres schon lange verstorbenen Grossvaters. Aber die sagte eine Stunde vor dem vereinbarten Besuch ab, aus gesundheitlichen Gründen. Anna vermutet, es habe sich um eine Ausrede gehandelt. Die alte Dame habe sie schon vorher auf nicht nachvollziehbare Weise hingehalten. Anna wird den Verdacht nicht los, dass ihr Vater sie gewarnt haben könnte. «Er fragte mich, als ich ihm von meinem Vorhaben erzählte: ‚Was willst du denn von der!? Über die Nazizeit reden oder was!?‘ Und dann hat er gelacht, als hätte er gerade einen grossartigen Witz gemacht.»

Tochter Anna hat sich damit abgefunden: Familienmitglieder und Verwandte mauern. Sie wird aufhören, Fragen zu stellen, die ihrer Ansicht nach Mutter und Vater ihren eigenen Eltern hätten stellen müssen. Nun hofft sie darauf, dass Nachforschungen bei deutschen Wehrmachtsarchiven ihr weiterhelfen werden. Zu beiden verstorbenen Grossvätern hat sie Rechercheanträge gestellt. Vor allem der Vater ihres Vaters interessiert sie. Er war ein Intellektueller, der laut Familienüberlieferung auch «irgendwie in der Politik mitmischte». In den siebziger Jahren soll er ein Intimus eines Politikers vom rechten Flügel der CDU gewesen sein. Als Offizier hatte er am Russlandfeldzug teilgenommen. Seine Enkeltochter hat den 1400 Seiten starken Roman «Die Wohlgesinnten» von Jonathan Littel gelesen. In den fiktiven Memoiren eines ranghohen SS-Mannes werden nicht nur die NS-Verbrechen im Osten detailliert beschrieben, sondern auch – wovon Anna Behrend bis dahin keinerlei Vorstellung besass – der Berufsalltag der Massenmörder: was sie taten, was sie sahen, und wie sie darüber als Intellektuelle schwadronierten.

Annas Wissen über den Vernichtungskrieg im Osten reicht aus, um sich wesentliche Fragen selbst zu beantworten. Zum Beispiel: «Hat Grossvater von den Massenerschiessungen der jüdischen Bevölkerung gewusst?» Natürlich hat er davon ge-

wusst – als Offizier allemal. Die Lektüre von Littels Roman hat Anna Behrend vor Augen geführt, dass die Täter der SS sich während ihrer häufigen Kontakte zur Wehrmacht zur Geheimhaltung nicht in der Lage sahen. Ihr Redebedürfnis muss enorm gewesen sein. Sie hätten es überhaupt nicht ausgehalten zu schweigen, handelte es sich doch um Vorgänge, die auch bei den Tätern alle Dimensionen des bisher Erlebten sprengten.

Was bedeutet das Schweigen in der Familie?

Die Enkeltochter möchte herausfinden: Was genau waren die Aufgaben ihres Grossvaters? Bei welchen Massenmorden an Juden war er möglicherweise Zeuge? Hatte seine Einheit vielleicht sogar mit Munition ausgeholfen? Hatte sie nach der jeweiligen Besetzung eines Ortes Listen mit den Namen der jüdischen Bewohner zusammengestellt und sie der nachrückenden SS und dem Sicherheitsdienst übergeben? – Das Wehrmarchiv wird ihre Fragen nicht beantworten. Aber Anna Behrend geht davon aus, dass sie präzise Anhaltspunkte über die gesamte Militärlaufbahn ihres Grossvaters erhalten wird, auf deren Basis sie weiter recherchieren kann. Im Grunde lautet ihre Frage: Was bedeutet das Schweigen in unserer Familie? Welche Geheimnisse, welche Schrecken, welche Schande soll es verdecken? Welche Bilder wurde der Grossvater Zeit seines Lebens nicht mehr los – und was davon ist an ihren Vater weitergegeben worden? Sie möchte wissen, warum in Teilen der engen Verwandtschaft mit dem Thema deutsche Schuld so zynisch umgegangen wurde.

An dieser Stelle unseres Gesprächs fällt mir im Kontrast dazu eine völlig andere Geschichte ein. Mir hat einmal eine Angehörige der Kriegskindergeneration erzählt: «Papa hatte Heimaturlaub und sprach mit dem Opa. Die Tür war nur angelehnt und ich habe gelauscht. Der Papa sagte, es gäbe in Russland riesige

Gruben, da würden Mütter und Väter erschossen und deren Babys einfach hinterhergeworfen. Und dann haben der Papa und der Opa lange miteinander geweint.»

Es geht Anna Behrend bei ihren Recherchen nicht um das Nachweisen und Anprangern von Schuld. Sie will herausfinden, durch welche Einflüsse sie untergründig geprägt wurde. Sie sucht nach Erklärungen für ihre Unsicherheit, ihre leicht zu irritierende Wahrnehmung, ihre Blockaden.

Ähnlich wie bei ihrem Lebensgefährten Jochen hat ein Elternteil von Anna den Bombenkrieg erlebt und der andere den Verlust der Heimat und die Flucht. Der Unterschied ist nur: Ihre Eltern sind acht Jahre jünger als Jochens. In der Zeit, als sie heranwuchsen, wusste man noch wenig über die seelische Verletzbarkeit von Kleinkindern. Man hielt sie für ungemein robust. Allgemein war man der Auffassung, Kleinkinder würden so gut wie nichts in sich aufnehmen – selbst wenn sie durch die Hölle gingen –, und sie würden zum Glück schnell wieder vergessen.

Forschungsprojekte nach dem 11. September 2001

Heute ist die Trauma- und Bindungsforschung an einem völlig anderen Punkt angelangt. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Anschläge des 11. September 2001 in New York, weil hier – eine Ausnahmesituation – die Überlebenden einer kollektiven Katastrophe optimal betreut und behandelt werden konnten. Auf der einen Seite herrschten kriegsähnliche Verhältnisse, auf der anderen Seite befand sich in kürzester Zeit ein Heer versierter Retter und Helfer im Einsatz, wie es nur in Friedenszeiten möglich ist. Die Arbeit in den Stationen der Katastrophenhilfe ist gut dokumentiert, auch die Traumabehandlungen. Sie geben Auskunft darüber, was Kindern, die extrem erschüttert wurden, hilft, um seelisch wieder ins Gleichgewicht

zu kommen. Die Antwort ist eindeutig: Kinder brauchen stabile Erwachsene, die sich ihnen mit Geduld und Einfühlungsvermögen zuwenden.

Dem Kinderpsychiater Desmond Heath zum Beispiel war es wichtig, in einer Hilfsstation einen «sicheren Ort für Kinder» einzurichten, genannt «KidsCorner» (Kinderecke)²¹. Man schuf eine beruhigende Umgebung, die es Kindern erlaubte, zu spielen, zu malen oder, wenn ihnen danach war, über die Ereignisse zu sprechen. An einem Nachmittag kam ein Mann mit seiner Tochter ins «Kids Corner». Er hatte als Koch im World Trade Center gearbeitet, nun stand er ohne Verdienst da. Während die Kleine spielte, wollte er einen Berater für Entschädigungsfragen aufsuchen. Nachdem der Vater den Raum verlassen hatte, fing Marie, ein Kind im Vorschulalter, sofort an zu malen, und zwar in kräftigen Rot-, Gelb- und Schwarztönen. Sie erklärte dazu, dies seien Gebäude, die «umfielen und verbrannten». Marie sagte, das kenne sie aus dem Fernsehen. Ihr Dad hätte dort gearbeitet und sei gerade noch herausgekommen, bevor die Gebäude zusammenstürzten. Sie betonte, er hätte viel Rauch eingeatmet, da hätte er kaum noch Luft gekriegt.

Als der Vater seine Tochter holen wollte, wurde er von dem Psychiater auf das Trauma angesprochen, das Marie beschrieben hatte. Er reagierte überrascht, denn er war zum Zeitpunkt des Anschlages überhaupt nicht in der Nähe des World Trade Centers gewesen. Durch behutsames Nachfragen des Arztes ergab sich folgendes Bild: Der Mann litt unter grossen Schuldgefühlen, weil er mit einem Kollegen die Schicht getauscht hatte, der daraufhin umgekommen war. Auch hatten einige seiner Freunde auf Grund seiner Vermittlung Arbeit im World Trade Center gefunden.

Die quälenden Schuldgefühle eines Überlebenden zwingen ihn dazu, sich eindringlich vorzustellen, wie seine Freunde gestorben waren – das Feuer, der Rauch und was

sie gefühlt haben mussten. Er hatte ebenso wie seine Tochter Alpträume, aus denen er mehrmals in der Nacht aufschreckte, nur um weiter über den Tod der Freunde nachzugrübeln.²²

Diese kleine Szene im «Kids Corner» im Jahr 2001, als ein Kind die Alpträume seines Vaters malte, vermittelt einen schwachen Eindruck davon, was Annas Eltern in ihrer frühen Kindheit ertragen und in sich verschliessen mussten. Man kann davon ausgehen, dass ihnen keine einfühlsamen Erwachsenen zur Seite standen, weil die ihre ganze Kraft für das Überleben der Familie einsetzten oder womöglich als Traumatisierte in ihren Gefühlen versteinert waren. Viele Kinder reagierten mit einer Art Selbstbetäubung. Sie spalteten nicht verkraftbare Gefühle ab, sie vergassen. Auf der anderen Seite hielten sie sich an schönen Erinnerungen fest, die es trotz des Krieges in jeder Kindheit gab – alles in allem eine perfekte Überlebensstrategie.

Die Tochter durfte nicht studieren

Helga Behrend*, die Mutter von Anna, wurde 1940 in Pommern geboren – da war ihr Vater schon ein Jahr im Krieg. Die Frauen der Familie führten sein Geschäft weiter, sie verkauften Hausrat. In Annas Kindheitserinnerungen taucht die Grossmutter mütterlicherseits als «kalte Frau» auf. «Wenn sie uns besuchen kam, sind mein Bruder und ich unter den Tisch gekrochen», erzählt sie. «Und meine Mutter ist ein Leben lang ihrer Liebe hinterhergelaufen.» Aber Anna weiss nicht, ob die Grossmutter immer schon so war oder ob sie durch die Schrecken und Verluste der Flucht ihr Wesen veränderte. Als junges Mädchen sehnte sich Helga Behrend nach einem unabhängigen Leben. Sie machte Abitur und wollte studieren, aber ihre Eltern wollten oder konnten das Geld für ein Studium nicht aufbrin-

gen. Sie rieten ihr eine Lehre zu machen und einen gut verdienenden Mann zu heiraten. Sie waren nicht altmodisch, ihre Haltung entsprach dem Zeitgeist.

Die «Bleierne Zeit», so hat die Regisseurin Margarethe von Trotta in ihrem Spielfilm die späten 50er und frühen 60er Jahre genannt. Konrad Adenauer ermahnte bzw. beruhigte das westdeutsche Volk durch Wahlplakate mit dem Aufdruck «Keine Experimente!» Nachdem man es in den Nachkriegsjahren mit Moral und Anstand nicht so genau genommen hatte, ging es nun im sozialen Gefüge wieder sittsam zu. Die uneheliche Geburtenrate erreichte ihren Tiefstand. Es waren die letzten Jahre ohne Antibaby-Pille. Die junge Durchschnittsfamilie hatte zwei oder drei Kinder. Zum letzten Mal kam es zu geburtenstarken Jahrgängen, eine Generation, die später mit dem Etikett «die Baby-Boomer» durchs Leben lief. Für Nachwuchs war also gesorgt. Adenauer sah keinen Anlass, den Renten-Solidarvertrag zwischen den Generationen in Frage zu stellen, was er mit dem Satz bekräftigte: «Kinder gibt es immer.»

Im Unterschied zu ihrem Lebensgefährten Jochen, dem rheinischen Arbeiterkind, wuchs Anna Behrend in Kiel in einer bürgerlichen Familie auf. Ihren Vater, Hartmut Behrend*, Chemiker von Beruf, schildert sie als einen «Wertekonservativen» mit der unverrückbaren Einstellung, der Mann habe der alleinige Ernährer der Familie zu sein. Dass seine Frau, als die beiden Kinder eingeschult waren, eine Halbtagsstelle bei einer Versicherung antrat, empfand er als Makel. Es passte nicht in sein Bild von einer heilen Familie. Dabei war sie alles andere als heil. Der Vater sei früher ein unglaublicher Choleriker gewesen, sagt Anna. Man habe nie genau gewusst, wann er explodierte, man habe sich an keinem Ort im Haus wirklich sicher gefühlt.

Eltern im Dauerstreit

Die Tochter empfand jedes Mal grosse Erleichterung, wenn ihr Vater das Haus verliess. «Es war einfach nie gute Stimmung, solange meine Eltern sich gemeinsam unter einem Dach aufhielten», versucht sie das Klima in ihrem Elternhaus zu beschreiben. «Ich glaubte natürlich meiner Mutter, die mir eintrichterte, ohne den Vater wäre die Welt in Ordnung; ohne ihn könnten wir zu dritt endlich in Frieden leben. Jeden zweiten Tag gab es einen Riesenkrach, wenn er von der Arbeit heimkam, weil Mutter seiner Meinung nach nicht genügend im Haushalt tat. Damals verstand ich natürlich noch nicht, wie aktiv meine Mutter an der Atmosphäre von gegenseitiger Entwertung und Feindseligkeit beteiligt war.»

Warum verliess die Mutter ihn nicht? Seit 1977 hätte sie dank des neuen Ehe- und Familienrechts gehen können, ohne dass ihr wegen «böswilligen Verlassens» der Unterhalt hätte verweigert werden können. Warum also blieb sie bei einem Mann, der – wie sie ständig äusserte – eine einzige Enttäuschung für sie gewesen sein muss? War sie depressiv, frage ich nach. Nein, sagt Anna, depressiv nicht, sondern verbittert. Der Traum ihrer Mutter sei vermutlich ein völlig unrealistischer gewesen: der Traum von einem Märchenprinzen, der immer gut gelaunt ist, der sie verwöhnt, der sie auf Händen trägt. Stattdessen: «Ich kenne keinen liebevollen Kontakt zwischen meinen Eltern. Vater wurde immer als der alleinige Bösewicht dargestellt. Man kann sich heute nur wundern, dass die Ehe gehalten hat.»

Der Vater, fährt Anna fort, habe ihren Bruder über Jahre mit Schlägen zu erziehen versucht – dessen Weinen habe sie noch heute im Ohr. Das Schlimmste war für sie, dabei zu stehen und den Bruder nicht schützen zu können. Sie selbst wurde nicht geprügelt, denn ihre Mutter hatte gedroht: «Wenn du dieses Kind schlägst, dann gehe ich!» Warum sie nicht auch ihrem Sohn auf diese Weise beistand, weiss Anna nicht. Sie selbst sei

immer sehr brav und pflegeleicht gewesen, schildert sie sich als Kind. Sie habe mit 9 Monaten laufen gelernt, mit 12 Monaten sei sie sauber gewesen. Ihr Bruder dagegen habe in derselben Altersspanne gebrüllt wie am Spiess, und noch Jahre später sei er ein grosser Verweigerer gewesen, wenn es ums Essen ging.

Als Schülerin war Anna für ihre Mutter die beste und treueste Haushaltshilfe. Als erste stand sie morgens auf, machte Frühstück und weckte die Mutter mit einer Tasse Kaffee am Bett. Sie übernahm das Waschen und Bügeln, denn sie wollte ihre Mutter schützen, indem sie den Vater besänftigte. Je ordentlicher es im Haushalt aussah, desto weniger Wutausbrüche. Annas Beziehung zu ihm war denkbar schlecht. Sie sah sich als hundertprozentige Verbündete ihrer Mutter, die den Kontakt ihrer Tochter zum Vater in jeder Situation zu verhindern wusste.

Führen Sie das Leben Ihrer Mutter?

Die Ärztin erinnert sich noch genau an den Moment, als sie während einer Therapiestunde mit der Frage konfrontiert wurde: «Führen Sie eigentlich Ihr eigenes Leben oder das Ihrer Mutter?» In diesem Zusammenhang lernte sie einen Fachbegriff aus der Psychologie kennen: Sie war als Tochter «parentifiziert». Die Generationsgrenzen stimmten nicht. Die Rollen waren vertauscht. Anna hatte früh die Verantwortung für das Wohlergehen ihrer Mutter übernommen. Sie fühlte mit der Mutter, sie litt mit ihr. Als Jugendliche war sie deren einzige Vertraute gewesen, denn Helga Behrend hatte keine Freundinnen. Alle persönlichen Probleme, auch Details ihrer Sexualität, breitete sie vor der Tochter aus. Erst vor wenigen Jahren begriff Anna, in welchem Ausmass sie überlastet worden war. Zum Beispiel ist ihr klar geworden: «Beim Kuscheln ging es nie um mich, sondern darum, dass Mutter meine Nähe brauchte. Nicht

ich wurde getröstet, sondern ich habe sie getröstet. Ich bin von ihr psychisch missbraucht worden.»

Seit endlich ein Enkelkind da ist, seit ihr Bruder Vater wurde, hat Anna noch eine weitere Entdeckung gemacht: Die Mutter fordert ständig, sie wolle das Baby auch mal ganz für sich allein haben; sie versteht nicht, wieso Sohn und Schwiegertochter keinen Drang haben, abends ins Kino zu gehen oder Freunde zu treffen. «Das sagte Mutter bereits, als das Kind drei Wochen alt war», erinnert sich Anna. «Aber wenn ich sie bei meinem Bruder in der Wohnung traf, zeigte sich, dass sie sich überhaupt nicht mit dem Säugling beschäftigte, es sei denn, sie konnte ihn füttern. Gab es nichts mehr zu tun, wurde sie nach zwei Minuten unruhig. Sie wollte ihr Enkelkind dann nicht länger auf dem Schooss behalten, und es fiel ihr nichts Besseres ein, als es wieder hinzulegen. So ähnlich wird sie ja wohl auch mit meinem Bruder und mir umgegangen sein, als wir klein waren.»

Eine andere Besonderheit ihrer Kindheit sieht sie heute darin, dass Essen immer ein grosses Thema war. Ihre Mutter ekelte sich geradezu vor gehaltvollen Speisen. Sie begründete es damit, sie sei als Kind bei Bauern regelrecht mit Mehlsuppe und Kartoffelpampe gemästet worden. Das geschah in den ersten Jahren nach der Flucht. Die Mutter der kleinen Helga, Annas Grossmutter, lebte und arbeitete auf einem Bauernhof, und zwar unter ähnlich elenden Bedingungen wie Jochens Mutter. Helga Behrend hatte später immer von sich behauptet, sie sei ein dickes Kind gewesen. «Auf ihren Kinderfotos ist davon aber nichts zu erkennen», stellt ihre Tochter fest. «Jedenfalls war es Mutters Bestreben, seit ich auf der Welt bin, dass ich nicht dick werde». Im Unterschied zum Bruder, der ein extrem schlechter Esser war, blieb bei Anna nie etwas auf dem Teller zurück. Sie verlangte Nachschlag, vor allem beim Nachtisch, denn sie liebte Süsses. Aber die Mutter liess diesbezüglich nicht mit sich handeln. Also habe sie sich heimlich von ihrem Taschengeld Süssigkeiten gekauft, erzählt Anna. Ihre Mutter habe immer wieder

Hanuta-Verpackungen und Brausetütchen gefunden und sei masslos enttäuscht gewesen. «Mit zwölf Jahren bin ich dann total dünn geworden», fährt sie fort. «Das fand ich toll. Und meine Mutter sagte: Das hast du nur mir zu verdanken. Mein Vater fand es aber nicht toll. Er machte Witze darüber, dass ich als junges Mädchen kaum Brust hatte. Wenn ich nicht mitlachte, hiess es: Das Kind hat keinen Humor.» Sie ging gebeugt, die Schultern nach vorn, und trug nur weite Kleidung. Sie gehe erst seit einigen Jahren aufrecht, sagt sie, und es habe lange gebraucht, bis sie ihren Vater habe umarmen können.

Das Ultimatum

Dann kommt sie auf die dunkelste Zeit ihres Lebens zu sprechen. Etwas Unerwartetes geschah: Mutter und Vater verbündeten sich gegen ihre Tochter. Anna hatte sich in einen psychisch kranken Mitschüler verliebt. «Er war mit Sicherheit nicht der Richtige für mich», räumt sie ein. «Aber meine Eltern reagierten ohne jedes Mass.» Hartmut und Helga Behrend stellten ihrer Tochter ein Ultimatum: Entweder, sie trennt sich von ihrem Freund oder sie muss ausziehen. «Ich sass dann mutter-seelenallein in einer Einzimmerwohnung», erzählt sie. «Ich fühlte mich wie ausgestossen!» Offenbar waren die Eltern ausser sich vor Sorge. Aber sieht so die Fürsorge für eine jugendliche Tochter aus, die kurz vor dem Abitur steht?

Jedes Wochenende bestieg die Schülerin die Bahn, 200 Kilometer hin, 200 Kilometer zurück, um ihren Freund in einer psychiatrischen Anstalt zu besuchen. Jeweils eine Stunde durfte sie ihn sehen. Er stand unter starken Medikamenten und war kaum mehr in der Lage, auf seine Freundin zu reagieren. In dieser Zeit erlitt Annas Mutter einen Herzinfarkt. Nun ging es nicht nur darum, den Freund zu retten, sondern auch noch die Person, für die sie schon als Kind die Verantwortung übernom-

men hatte. Es zerriss sie. Wenn sie zur Rehaklinik für Herzpatienten fuhr, warf sie sich vor, sie lasse ihren Freund im Stich – im umgekehrten Fall ihre Mutter. Ein Wunder, dass sie dennoch ihr Abitur schaffte.

Während des Studiums verliebte sie sich erneut. Fünf Jahre, berichtet sie, habe sie mit einem Kommilitonen zusammengelebt, fünf glückliche Jahre. Aber die Beziehung hielt nicht. Dann trat ein neuer Mann in ihr Leben, den sie weit weniger liebte. Mit 28 Jahren entschied sie sich zu einem Schwangerschaftsabbruch. «Ich habe gespürt», so begründet sie ihren Schritt, «dass in meinem Leben kein Platz für ein Kind ist. Ich sah ja, wie sehr ich mich nur um mich selbst drehte, ohne wirklich von der Stelle zu kommen. Da hätte ich als Mutter vollkommen versagt.»

Inzwischen ist sie Anfang vierzig, und ihre Entscheidung ist gefallen. Sie will ein Kind. Sie will mit Jochen eine Familie gründen – daher die neue Wohnung von 120 Quadratmetern. Ob sie in ihrem Alter noch schwanger werden wird? Anna und Jochen wissen: Es ist fünf Minuten vor zwölf.

Schuldgefühle aushalten

Das Verhältnis zur Mutter hat sich bei Anna in den vergangenen zwei Jahren vollkommen verändert. Es geschah im Laufe eines inneren Prozesses, der die Tochter enorm anstregte. Sich aus ihrer Abhängigkeit zu befreien, bedeutete für Anna, extreme Schuldgefühle auszuhalten, die immer dann auftauchten, wenn sie sich wie eine erwachsene Frau verhielt und nicht wie eine kleine Tochter. Es war ein Prozess des «learning by doing». Nach und nach verringerte sich ihr schlechtes Gewissen, und ihre Entscheidungen gewannen an Souveränität. «Genauso stark wie vorher die Symbiose war, ist jetzt die Distanz», stellt sie fest. «Früher habe ich mich nach jedem Telefonat mit ihr

restlos ausgepowert gefühlt. Heute weiss ich auch, was so anstrengend war: Ich wollte sie erreichen, ich wollte sie emotional berühren, und das gelang mir so gut wie nie.» Im Grunde sei sie ihrer Mutter genauso hinterher gelaufen, wie diese – eine Generation früher – ihrer eigenen Mutter.

«Ich hab mich mein Leben lang abgestrampelt, um bei ihr eine Lücke zu füllen – es wird mir nie gelingen», sagt Anna. «Seit ich aufgehört habe, unsere Beziehung mit Substanz zu füllen, ist nichts mehr da.» Es kommt nur noch zu einem oberflächlichen Austausch. Ob es der Mutter reicht? Schon möglich, meint Anna. Jedenfalls rufe sie von sich aus nie an. Sie melde sich auch nicht bei ihrem Sohn, um sich nach dem Enkel zu erkundigen.

Beide Seiten, Tochter und Mutter, zeigen sich nur noch mässig aneinander interessiert. Es sieht so aus, als sei ein einseitig belastetes Beziehungssystem endlich ins Gleichgewicht gekommen. Anna Behrend sagt, es ginge ihr gut damit, sie fühle sich erleichtert. Das merke sie jedes Mal, wenn sie mit ihrer Mutter telefoniere. Sie fühle sich nicht mehr wie ausgesaugt. Auch das Verhältnis zum Vater hat sich verändert. Sie sind sich etwas näher gekommen. Als Naturwissenschaftler entdeckten sie ein gemeinsames Interesse an Fragen der Ethik. Kürzlich besuchten sie zusammen ein internationales Symposium in London. Anna Behrends Fazit: «In meinem tiefsten Innern liebe ich meine Eltern trotzdem, und ich weiss, dass sie ihr Bestes gegeben haben. Das ändert aber nichts daran, dass es für mich einfach nicht genug war und bei weitem nicht das, was ich gebraucht hätte. Im Unterschied zu Jochen habe ich überhaupt nicht das Gefühl, ich muss dankbar sein und meinen Eltern etwas zurückgeben. Ich weiss allerdings nicht», räumt sie ein, «was mal wird, wenn sie pflegebedürftig sein sollten.»

Vierzehntes Kapitel

**DIE PERSPEKTIVE
EINES
KRIEGSKINDES**

Mutter-Sohn-Beziehung

Am Schluss möchte ich einen Perspektivenwechsel vornehmen: von den Kriegsenkeln zu den Kriegskindern. Stellvertretend kommt Gabriele Heinen* zu Wort, Pfarrerin, 1942 geboren. Ihre Geschichte konzentriert sich auf die Beziehung zu ihrem Sohn Bastian*. Seit ihrem Ruhestand lebt sie mit ihrem Mann wieder in der Landschaft ihrer Kindheit, in der holsteinischen Schweiz. Wie bei vielen Kriegskindern wirkt das Gesicht der 67-Jährigen überraschend jung. Nur beim Lesen braucht sie eine Brille. Dazu kommt eine immer noch robuste Gesundheit, an der sie nicht ganz unbeteiligt ist, da sie bis heute jeden Tag einige Kilometer läuft. Gabriele Heinens hochgestecktes Haar ist dezent braun gefärbt, gerade genug, um das Grau zu verdecken.

Während unseres Gesprächs trägt sie einen Jogginganzug und Laufschuhe. Sie will danach noch eine Runde um einen wunderschön gelegenen See drehen. Auf dem Tisch neben meinem Aufnahmegerät liegt ihr MP3-Player. Sie hört Rockmusik beim Joggen. «Eine Probe gefällig?», fragt sie und hält mir die Kopfhörer hin: «Sympathy for the Devil» mit den Rolling Stones. Sie lacht über mein ungläubiges Gesicht und meint: «An der Musik unserer jungen Jahre hängen wir ein Leben lang.»

Und dies sind ihre Lebensstationen: in Pommern auf die Welt gekommen, Flucht, Kindheit in Schleswig-Holstein, Abitur, Studium der Theologie in Tübingen, Gemeindepfarrerin in einer mittelgrossen Stadt in Niedersachsen. Auch sie, die zu den Kriegskindern gehört, die noch relativ gut davon gekommen waren – die Flucht verlief vergleichsweise friedlich –, machte einschneidende Erfahrungen, die sie nur scheinbar verkraftete: der Verlust von engen Verwandten und der vertrauten Umge-

bung als Kleinkind, bittere Not, Kälte und Diskriminierungen während des Überlebenskampfes im Westen, eine auf vielfache Weise überforderte Mutter, eine zerstrittene Verwandtschaft und Grosseltern, die ihre Enkel mit Schlägen strafte, dazu Vaterlosigkeit bis zu ihrem 10. Lebensjahr. Den Vater schildert sie als einen durch seine Verstrickung in die NS-Zeit und die Kriegsgefangenschaft gebrochenen Mann. Bis in die späten fünfziger Jahre hinein war ihre Familie arm. All das führte in ihrem späteren Leben, wie Gabriele Heinen heute weiss, zu einer ausgeprägten Stressanfälligkeit.

Die Pfarrerin betont, sie sei nicht nur protestantische Theologin, sondern vor allem auch feministische Theologin. In den siebziger Jahren hatte sie die ersten Tagungen dazu auf den Weg gebracht. An der Unruhe, die durch die feministische Theologie in die evangelische Kirche eindrang, war sie massgeblich beteiligt. Darauf ist sie bis heute stolz. Als sie heiratete, war sie noch Studentin. Ihr Mann, ebenfalls Theologiestudent, bekam zuerst eine Pfarrstelle, obwohl sie eindeutig die besseren Examennoten hatte. Sie fühlte sich diskriminiert und setzte sich heftig zu Wehr. So erwarb sie sich schon früh den Ruf einer streitbaren Kollegin. Für ihren Mann bestätigte sich im ersten Pfarrjahr, was er schon während seiner Ausbildung als Vikar empfunden hatte: Er war für die Arbeit in der Gemeinde einfach nicht gesellig genug. Im Grunde empfand er sich als Privatgelehrter. Er wollte forschen und veröffentlichen. Daher meldete er der Kirchenleitung, er würde seine Pfarrstelle gern an seine Frau weitergeben, und so geschah es.

Ungewöhnliche Rollenverteilung

Eigentlich wollte Gabriele Heinen keine Kinder haben, weil sie wusste, wie schwer es für Frauen war, einen anstrengenden Beruf mit der Mutterrolle in Einklang zu bringen. Aber dann

wuchs der Kinderwunsch und sie bekam mit 28 Jahren ihren Sohn. Die Schwangerschaft habe sie sehr genossen, erzählt sie, auch die ersten Wochen mit ihrem Kind. Damals durften berufstätige Frauen, die entbunden hatten, nur acht Wochen ihrer Arbeit fernbleiben. Elterngeld gab es nicht.

Pfarrerin Heinen sorgte für das Familieneinkommen, sie musste es und sie wollte es. Während des ersten halben Jahres liessen sich Mutterschaft und Beruf noch recht gut vereinbaren. «Mein Kind hatte sich meinem Rhythmus angepasst. Es schlief tagsüber viel und war abends lange wach», erzählt sie. «Wir hatten also die schönen gemeinsamen Abende.» Durch verschiedene Faktoren, die hier nicht weiter erwähnt werden, stieg die Arbeitsbelastung in der Gemeinde. Neue Aufgaben waren hinzugekommen. Gabriele Heinen beschreibt es als einen schleichenden Prozess. «Man merkt es erst nicht, dass man chronisch überlastet ist. Aber die Familie merkt es. Vor allem litt sie, weil ich zu Hause häufig in abwesende Zustände geriet. Ich war dann emotional nicht erreichbar.» Lange Zeit konnte sie entsprechende Klagen ihres Mannes nicht nachvollziehen. Sie dachte: Ich tue doch, was ich kann. Warum reicht ihm das nicht? «Erst viel, viel später», erläutert sie mir, «wurde mir bewusst: Wenn ich Stress hatte, wenn ich mich beruflich überlastet fühlte, bin ich sozusagen verschwunden – aber nur zu Hause, nicht während der Arbeit. Ich war nicht etwa mit meinen Gedanken ganz woanders, sondern ich hielt mich im Nirgendwo auf. Man merkt es selbst nicht, und man glaubt es nicht, wenn andere es sagen. Darum kann man es auch nicht abstellen.»

Gabriele Heinen spricht in ihrem Fall von einem inneren Spaltungsprozess und erklärt mir den unbewussten Vorgang so: Da gab es das Ich der berufstätigen Frau, das gut funktionierte und sich auch weiter entwickelte. Pfarrerin zu sein empfand sie als Berufung. Als Seelsorgerin war sie sehr gefragt, vor allem auf Grund ihrer Wärme und ihres Einfühlungsvermö-

gens. «Aber der andere Teil, das andere Ich, ist bei Stress immer in Panik geraten», berichtet sie. «Und diesen Teil hat leider meine Familie abbekommen.» Von der leichten Seite des Lebens konnte sie früher zu wenig. Sie konnte sich nicht gut entspannen und empfand eine regelrechte Abneigung gegen Spiele. Erst viel später, als Grossmutter, lernte sie, wie vergnüglich und erholsam Karten- und Brettspiele mit Kindern sein können.

Ihr unverarbeitetes Trauma belastete den Sohn

Auch wurde ihr von der Familie vorgehalten, sie sei oft unbegreiflich kühl und distanziert. «Aber ich fand den Vorwurf ungerecht», sagt sie. «Ich konnte das damals nicht sehen, weil ich wusste, es stimmt nicht. Das Gegenteil wurde mir in meinem Berufsalltag ja immer wieder bestätigt. Dort hatte ich einen beruhigenden Einfluss auf Menschen.»

Darüber hinaus erfahre ich von Gabriele Heinen, sie sei über lange Zeit immer wieder depressiv gewesen – «aber funktionierend depressiv, sehr zuverlässig, nicht inaktiv» –, und auch hier habe es die Trennung von beruflich und privat gegeben: Von ihrer Verzweiflung sei nur ihre Familie belastet worden. Auch habe sie unzählige Ängste entwickelt, darunter die Angst, Aufzug zu fahren oder in einen Bus zu steigen. Das sei fast 20 Jahre lang so gewesen. In ihrem Beruf sei sie noch einigermassen mit ihren Einschränkungen klar gekommen, die sie dann in ihrem Privatleben umso stärker behinderten, weshalb sie sich schliesslich professionelle Hilfe geholt habe.

Mit Anfang Vierzig begann sie eine Psychoanalyse, in deren Verlauf sich ihre Ängste verabschiedeten. Damals wusste man noch wenig über die Auswirkungen von Traumata. Gabriele Heinen glaubt rückblickend, es habe noch weitere zehn Jahre gedauert, bis sie verstand, dass sie sich in ein funktionierendes und in ein häufig äusserst verzweifelttes Ich aufgespalten hatte.

Auf diese Weise habe ihre Psyche versucht, mit den frühen seelischen Verletzungen fertig zu werden, erklärt sie. «Das leistungsfähige Berufs-Ich hatte keine Verbindung zu dem zweiten Ich. Es hatte kein Verständnis für das Ich in Not.»

Die Wahrnehmung des Anderen anerkennen

Erst nach und nach habe sie begriffen, dass ihr unverarbeitetes Trauma, vor allem durch ihr «Nicht anwesend Sein» auch bei ihrem Sohn Bastian Spuren hinterlassen hatte. «Später, als er schon lange erwachsen war, erzählte er mir, wie sehr er unter dem Gefühl gelitten hatte, ich kann die Mutter nicht erreichen. Und ich habe ihm bestätigt: Ja, das war so. Es tut mir leid. Aber es war so.» Sie denkt einen Augenblick nach, dann fügt sie hinzu: «Für Bastian war es sehr wichtig, dass seine Wahrnehmung von mir anerkannt wurde. Es ist mir auch nicht schwer gefallen, das zu sagen.» Auf Grund ihrer Erfahrungen in der Seelsorge weiss sie, wie viel schneller seelische Verletzungen heilen, wenn Mutter und Vater in der Lage sind, ihren erwachsenen Kindern gegenüber zuzugeben, sie als Eltern hätten etwas falsch gemacht. Aber sie weiss auch, wie selten es geschieht. «Dabei würde es schon reichen, wenn Eltern sagen: Ja, du hast es schwer gehabt, und wir haben unseren Teil dazu beigetragen.»

Sie fügt hinzu, zum Glück sei sie früher nicht die einzige Bezugsperson ihres Sohnes gewesen. Ihr Mann, der zu Hause arbeitete, und auch ihre Schwester – beide lebensfroh und einfühlsam – hätten bei Bastian viele von Mutters Versäumnissen ausgleichen können. Aber eben nicht alle. Gabriele Heinen kommt auf eine entscheidende Einsicht zu sprechen: «Als die Ehe meines Sohnes immer schwieriger wurde, erkannte ich: Bastian hatte eine Frau geheiratet, die der Mutter seiner Kindheit glich. Seine Partnerin war depressiv und hatte massive Selbstwertprobleme, genau wie ich früher. Sie war zudem

enorm unterstützungsbedürftig. Auch hier ergibt sich eine Ähnlichkeit zu mir: Im Grunde hätte ich im grossen Umfang Beistand und Hilfe gebraucht, nur habe ich es mir nicht eingestehen können.» Stattdessen baute sie beruflich das Bild der «Power-Frau» aus. Gabriele Heinen glaubt, es sei für ihren Sohn hilfreich gewesen, als sie ihn während seiner Ehetrennungsphase auf die Parallele zwischen seiner Frau und seiner Mutter hinwies.

Auch Bastian Heinen studierte Theologie, aber anders als seine Mutter entschied er sich für eine Hochschullaufbahn. Auf meine Nachfrage betont die Mutter, ihre Beziehung zum Sohn sei nie schlecht gewesen. Doch ihren Schilderungen entnehme ich: In dem Masse, wie es Gabriele Heinen gelang, Schritt für Schritt ihre traumatischen Erfahrungen zu verarbeiten und sich damit seelisch zu entlasten, verbesserte sich die Mutter-Sohn-Beziehung. Gegenseitiges Verständnis und ihre gemeinsamen Interessen stehen heute im Vordergrund. Im vergangenen Jahr veranstalteten Gabriele und Bastian Heinen während einer Tagung sogar zusammen ein Seminar. «Von den Teilnehmern wurde gesagt, wie sehr es sie verblüfft, dass Mutter und Sohn so gut aufeinander eingespielt sind», erzählt Gabriele Heinen nicht ohne Stolz. «Unsere Rollen waren genau aufgeteilt. Jeder hat sein berufliches Know-how eingebracht. Wir sind wirkliche Partner gewesen!»

Traumabehandlung mit 15 Jahren Verspätung

Gabriele Heinen ist in vieler Hinsicht eine Ausnahme: eine Frau, die schon in den sechziger Jahren in ihrer Familie die Ernährerrolle übernahm und in der Kirche als Feministin auftrat, und die sich professionelle Hilfe holte, damit ihre Seele heilen konnte. In kleinen Schritten über viele Jahre ist es ihr gelungen, sich von den Spätfolgen ihrer Traumata zu befreien. Angehörige

ihrer Generation haben nur selten Erfahrungen mit Psychotherapie. Und wenn doch, dann blieb der Gewinn oft hinter den Erwartungen zurück. Viele Kriegskinder wurden in ihrem späteren Leben immer wieder oder durchgängig mit Depressionen, Ängsten oder anderen psychosomatischen Erkrankungen belastet, ohne zu wissen, dass ihnen seelische Verletzungen aus dem Krieg zu Grunde lagen. Die Psychotherapeuten waren genauso ahnungslos. Leider wurden hierzulande die Erkenntnisse der Traumaforschung aus den USA lange ignoriert, so dass die neuen, viel versprechenden Behandlungsmethoden mit 15 Jahren Verspätung in Deutschlands Fachkreisen ankamen.

Auch heute kommt für die Angehörigen der Kriegskindergeneration Psychotherapie kaum in Frage. Gelegentlich wird ein solcher Schritt erwogen und dann wieder verworfen: Man fühlt sich dafür zu alt oder traut dem *Procedere* grundsätzlich nichts zu. Den meisten Kriegskindern reicht es, sich mit Gleichaltrigen über das gemeinsame Schicksal auszutauschen. Viele setzen sich hin und schreiben ihre Erinnerungen auf. Sie tun es für ihre Kinder und Kindeskiner. Vielleicht erhoffen sie sich für sich selbst eine gewisse Entlastung. Und womöglich erfahren auch solche Menschen eine Erleichterung, die dies gar nicht erwarteten. Ich möchte hier noch einmal das Zitat des Kriegskinder-Forschers Michael Ermann aus dem ersten Kapitel wiederholen: «Ohne Erinnerungsarbeit gibt es kein Gefühl der Kontinuität des eigenen Lebens – ohne diese gibt es keine positive Identität.» Darum also geht es vielen Kriegskindern, wenn sie sich im Alter ihren frühen Erinnerungen zuwenden: Sie wollen das eigene verunsicherte Lebensgefühl in eine positive Identität verwandeln. Sie spüren, dass sie diesen Weg gehen müssen, um in ihrem letzten Lebensabschnitt inneren Frieden zu finden. Manche alte Menschen nutzen das Aufschreiben ihrer Erinnerungen, um sich selbst gegenüber Rechenschaft abzulegen, auch hinsichtlich ihrer Beziehungen zu den Kindern. Bei ihnen darf man hoffen, dass sie sich in einer Weise auf ihre

Kinder zu bewegen werden, wie Gabriele Heinen es tat. Die grosse Mehrheit wird dafür keinen Grund sehen.

Ungute Fürsorge

Mein Standpunkt ist: Kriegsenkel, die sich heute noch nicht wirklich abgenabelt haben, tun gut daran, sich von ihren Hoffnungen auf mehr Gemeinsamkeiten mit den Eltern zu verabschieden. Sie sollten sich nicht länger um mehr Nähe bemühen, sondern die Beziehung so akzeptieren wie sie ist. Es wäre für sie wichtig, im Umgang mit Mutter und Vater zwischen Rücksichtnahme und ungueter Fürsorge zu differenzieren, mehr Initiative zu zeigen und sich entscheidenden Fragen zu stellen: Will ich beruflich noch einmal durchstarten und endlich mein Potenzial ausschöpfen? Will ich Familie und eigene Kinder? Wenn ja, wie gelingt es mir, mich nicht länger durch meine Fürsorge für die Eltern emotional aussaugen zu lassen? Wie kann ich mich stärker von Mutter und Vater abgrenzen, damit meine Kraft reicht, um die eigene Zukunft zu gestalten?

Eine gewisse Parallele zwischen einer Hemmung in privaten Dingen und gesellschaftlichen Belangen ist für mich unübersehbar: Die Generation der Kriegsenkel nimmt heute verantwortungsvolle Positionen des öffentlichen Lebens ein. Sie hält die Zügel in der Hand und nutzt ihren Einfluss doch viel zu wenig. Für die Generation ihrer Eltern, für die Kriegskinder, ist es von Vorteil, wenn sich gesellschaftlich möglichst wenig ändert – für die Generation der Kriegsenkel gilt das nicht. Von den Auswirkungen eines gigantischen Schuldenbergs oder miserabler Bildungschancen werden die Älteren während der ihnen noch bleibenden Jahre nicht viel spüren. Ganz anders die Kriegsenkel: Wenn auch sie in den Genuss einer ausreichenden Altersrente kommen wollen, wenn ihnen vor einem Sozialstaat amerikanischer Prägung graut, wenn ihnen die Aufrecht-

erhaltung sozialer Gerechtigkeit wichtig ist, wenn sie sich auch künftig auf die Gesellschaft verlassen wollen, dann reicht es nicht, die Zügel in der Hand zu halten und die Kutsche einfach weiter rollen zu lassen. Dann wird ihnen kaum etwas anderes übrig bleiben, als sich bewusst mit ihrer Generation zu solidarisieren und gemeinsam dafür zu sorgen, dass Deutschland wieder zukunftsfähig wird. Man kann die dafür nötigen politischen Entscheidungen mühelos aufschieben, wie es in den vergangenen 15 Jahren geschah. Man kann sie noch weiter aufschieben, womöglich mit der Begründung, als Staat habe man ohnehin keinen Gestaltungsspielraum mehr, sondern sei nur noch unkontrollierbaren globalen Kräften ausgesetzt. So reden vor allem Menschen, die sich nur noch für ihre eigene Lebensspanne interessieren, nicht aber für die Zukunft der Nachkommen.

Ob im Gesellschaftlichen oder im Privaten: Viele Kriegsenkel werden lernen müssen, sich selbst wichtig zu nehmen und notwendigen heftigen Auseinandersetzungen mit den Älteren nicht länger aus dem Weg zu gehen. Grenzziehungen verlaufen selten ohne Konflikte. Aber sie schaffen eindeutige Verhältnisse und einen klaren Blick auf Prioritäten.

Bücher zum Thema

Perspektive der Kriegsenkel

- Brunner, Claudia; Seltmann von, Uwe *Schweigen die Täter, reden die Enkel* Frankfurt am Main 2006
- Dückers, Tanja *Der längste Tag des Jahres* Berlin 2006
- Frank, Julia *Die Mittagsfrau* Frankfurt am Main 2007
- Hacker, Katharina *Die Habenichtse* Frankfurt am Main 2006
- Ohana, Katharina *Ich, Rabentochter München* 2006
- Seiffert, Rachel *Die dunkle Kammer* München/Berlin 2001
- Senfft, Alexandra *Schweigen tut weh* Berlin 2007
- Ustorf, Anne-Ev *Wir Kinder der Kriegskinder* Freiburg 2008

Familienforschung

- Bruns, Wibke *Meines Vaters Land* München 2004
- Scheub, Ursula *Das falsche Leben* München/Zürich 2006
- Timm, Uwe *Am Beispiel meines Bruders* Köln 2003
- Wackwitz, Stephan *Ein unsichtbares Land* Frankfurt am Main 2003
- Welzer, Harald; Sabine Moller und Karoline Tschuggnall *Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis* Frankfurt am Main 2002

NS-Vergangenheit und Krieg

- Aly, Götz *Hitlers Volksstaat – Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus* Frankfurt am Main 2005
- Chamberlain, Siegrid *Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind* Giessen 1997
- Giordano, Ralph *Die zweite Schuld* Hamburg-Zürich 1987
- Littel, Jonathan *Die Wohlgesinnten* Berlin 2007

- Marks, Stephan *Warum folgten sie Hitler?* Düsseldorf 2007
- Padover, Saul K. *Lügendetektor – Vernehmungen im besiegten Deutschland 1944/45* Frankfurt am Main 1999
- Wellershoff, Dieter *Der Ernstfall – Innenansichten eines Krieges* Köln 1995

Flucht und Vertreibung

- Glötz, Peter *Die Vertreibung – Böhmen als Lehrstück* München 2003
- Grass, Günter *Im Krebsgang* Göttingen 2002
- Hirsch, Helga *Schweres Gepäck – Flucht und Vertreibung als Lebensthema* Hamburg 2004
- Kossert, Andreas *Kalte Heimat – Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945* München 2008
- Wolf, Christa *Kindheitsmuster* Darmstadt und Neuwied 1979

Luftkrieg

- Forte, Dieter *Das Haus auf meinen Schultern* Frankfurt am Main 1998
- Friedrich, Jörg *Der Brand* München 2002

Vaterlosigkeit

- Härtling, Peter *Nachgetragene Liebe* Hamburg 1980
- Schmidbauer, Wolfgang *«Ich wusste nie, was mit Vater ist»* Reinbek bei Hamburg 1998
- Schulz, Hermann; Radebold, Hartmut; Reulecke, Jürgen *Söhne ohne Väter* Berlin 2004

Trauma und Bindungsstörung

- Brisch, Karl Heinz; Hellbrügge, Theodor (Hg.) *Bindung und Trauma* Stuttgart 2003
- Brisch, Karl Heinz; Hellbrügge, Theodor (Hg.) *Der Säugling – Bindung, Neurobiologie und Gene* Stuttgart 2008
- Heini, Peter *Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg ... – Seelische Wunden aus der Kriegskindheit»* München 1994

- Radebold, Hartmut *Die dunklen Schatten unserer Vergangenheit*
Stuttgart 2005 (Erweiterte Neuauflage 2009)
- Reddemann, Luise *Imagination als heilsame Kraft* Stuttgart 2003
- Teegen, Frauke *Wenn die Seele vereist – Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden* Stuttgart 2008

Deutschlandbilder

- Büscher, Wolfgang *Deutschland, eine Reise* Berlin 2005
- Diekmann, Christoph *Rückwärts immer – Deutsches Erinnern*
Berlin 2005
- Illies, Florian *Generation Go//Berlin* 2000
- Nooteboom, Cees *Allerseelen* Frankfurt am Main 1999

Anmerkungen

- ¹ Kossert, Andreas: *Kalte Heimat*. München 2008.
- ² STERN: *40+ und dann?* Nr. 33, 7.8.2008.
- ³ Brisch, Karl Heinz: *Bindungsstörungen und Trauma*. In: Brisch, Karl Heinz; Hellbrügge, Theodor (Hg.), *Bindung und Trauma*. Stuttgart 2003, S. 130.
- ⁴ Müller-Hohagen, Jürgen: *Geschichte in uns*. Berlin 2002, S.76.
- ⁵ Ermann, Michael: *Kriegskinder im Forschungsinterview*. Vortrag bei Tagung: Der Krieg nach dem Krieg – Spätfolgen bei traumatisierten Menschen, Veranstalter: «kriegskind.de e.V.» und «Förderverein Kriegskinder für den Frieden e.V.» Kiel, 6./7. Oktober 2006.
- ⁶ Radebold, Hartmut: *Kindheit im II. Weltkrieg und ihre Folgen*. Giessen 2003, S. 14.
- ⁷ Seidler, Christoph: *Lange Schatten – Die Kinder der Kriegskinder kommen in die Psychoanalyse*. In: Hartmut Radebold (Hg.), *Kindheit im II. Weltkrieg und ihre Folgen*. Giessen 2003, S. 73.
- ⁸ Ebd., S. 76.
- ⁹ Radebold, Hartmut: *Die dunklen Schatten unserer Vergangenheit*. Erweiterte Neuauflage, Stuttgart 2009, Seite 234.
- ¹⁰ Hertel, Peter: *Schleichende Übernahme*. Oberursel 2007.
- ¹¹ Brisch, Karl Heinz: Eltern-Säuglings-Therapie. Von der Prävention zur Beratung und Therapie. In: Brisch, Karl Heinz; Hellbrügge, Theodor (Hg.), *Der Säugling – Bindung, Neurobiologie und Gene*. Stuttgart 2008, S. 318.
- ¹² Brisch, Karl Heinz: *Bindungsstörungen und Trauma*. In: Brisch, Karl Heinz; Hellbrügge, Theodor (Hg.), *Bindung und Trauma*. Stuttgart 2003, S. 130.

- ¹³ Brisch, Karl Heinz: Eltern-Säuglings-Therapie. Von der Prävention zur Beratung und Therapie. In: Brisch, Karl Heinz; Hellbrügge, Theodor (Hg.), *Der Säugling – Bindung, Neurobiologie und Gene*. Stuttgart 2008, S. 333.
- ¹⁴ Papousek, Mechthild: *Vom ersten Schrei zum ersten Wort. Die Sprache des Säuglings im Entwicklungskontext der Zwiesprache mit den Eltern*. In: Brisch, Karl Heinz; Hellbrügge, Theodor (Hg.), *Der Säugling – Bindung, Neurobiologie und Gene*. Stuttgart 2008, S. 168.
- ¹⁵ Bode, Sabine: *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*. Stuttgart 2004, S. 143.
- ¹⁶ Bode, Sabine: *Die deutsche Krankheit – German Angst*. Stuttgart 2006.
- ¹⁷ Knuth, Hans Christian: *Der Krieg der Väter – die Ängste der Kinder – die Fragen der Enkel*. Vortrag bei Tagung: Der Krieg nach dem Krieg – Spätfolgen bei traumatisierten Menschen, Veranstalter: «kriegskind.de e.V.» und «Förderverein Kriegskinder für den Frieden e.V.» Kiel, 6./7. Oktober 2006.
- ¹⁸ Schmidbauer, Wolfgang: *Jung, gebildet – ängstlich*. In: Emotion, Februar 2008, S. 88.
- ¹⁹ Schweins, Esther: *Wiederkehr der Kindheitsängste*. In: ZEITmagazin Leben, Nr. 15, 3.4.2008. Mit freundlicher Genehmigung der Barbarella Entertainment GmbH.
- ²⁰ Haarer, Johanna: *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*. München 1934.
- ²¹ Schlechter, Daniel S.; Coates, Susan W.; First, Elsa: *Beobachtungen aus New York*. In: Brisch, Karl Heinz; Hellbrügge, Theodor (Hg.), *Bindung und Trauma*. Stuttgart 2003, S. 238.
- ²² Ebd., S. 241-242.